

Gerhard Pfister, Stephen Bannon, Kate Winslet, Barcelona

Matussek über
Hemingway
Erinnerung
an den
Mann

DIE WELTWOCHEN

Nummer 34 – 24. August 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90



Woodstock der Urchigen Kraftort Unspunnen

POLITIK
Was uns
die Uno
kostet

ISABELLE MORET
Die verwirrte
Bundesrats-
Kandidatin

NAGASAKI
Fluch und
Segen des
Atomzeitalters

FRANKREICH
Macron
vergisst
sein Volk



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Chronograph Ref. 5170R

Faszinierende Rhein-Kreuzfahrten

mit Luxusschiff MS Antonio Bellucci ☀☀☀☀☀



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 600.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

1 Schnupperfahrt durchs Elsass Basel–Breisach–Strasbourg–Basel 3 Tage ab Fr. 190.-

(Rabatt Fr. 200.- abgezogen, Hauptdeck)

1. Tag Basel–Breisach Individuelle Anreise nach Basel. Ab 11.00 Uhr Einschiffung im Hafen St. Johann. Abfahrt um 11.45 Uhr mit anschliessendem Mittagessen. Im Laufe des Nachmittags Kabinenbezug. Ab 16.00 Uhr gibt es einen Willkommens-Apéro. Nach dem zeitigen 4-Gang Abendessen findet eine Führung durch eine traditionelle Weinkellerei* in Breisach statt. **2. Tag Breisach–Strasbourg** Nach genussvollem Brunch von 08.00–11.00 Uhr fährt ein Bus die Gäste ins Zentrum von Strasbourg zur Stadtrundfahrt/-gang.* Zeit zur freien Verfügung. Nach der Rückkehr an Bord verlässt das Schiff Strasbourg am frühen Abend. Ein Highlight ist das 6-gängige Galadinner und die kleine, attraktive Crewshow. **3. Tag Basel** Ankunft in Basel St. Johann um ca. 09.00 Uhr nach dem Frühstücksbuffet. Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

30.10.	200	11.11.	100	23.11.	200	05.12.°	200
01.11.	200	13.11.	200	25.11.°	100	07.12.°	150
03.11.	100	15.11.	200	27.11.°	200	09.12.°	100
05.11.	150	17.11.	150	29.11.°	200	11.12.°	200
07.11.	200	19.11.	200	01.12.°	100	13.12.°	200
09.11.	150	21.11.	200	03.12.°	150	15.12.°	100

° mit Weihnachtsmarkt in Strasbourg

Ponts Couverts, Strasbourg



2 Rheinkreuzfahrt zur Tulpenblüte Basel–Amsterdam–Basel 9 Tage ab Fr. 890.-

(Rabatt Fr. 600.- abgezogen, Hauptdeck hinten, VP)

1. Tag Basel Individuelle Anreise nach Basel und Einschiffung. **2. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt/-gang* durch die Altstadt. Weiterfahrt. **3. Tag Bonn** Das Schiff passiert die Loreley-Strecke. Ankunft nach dem Mittag. Stadtrundfahrt mit Besuch des Beethovenhouses.* **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug* zu den Windmühlen von Kinderdijk. Stadtrundfahrt* Rotterdam. **5. Tag Amsterdam** Ausflug* zum Keukenhof mit einmaliger Blütenpracht. Grachtenfahrt.* **6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug* zum Zollverein ab Duisburg. Für Gäste, die lieber freie Zeit in Düsseldorf verbringen, wird ein Transfer* organisiert. **7. Tag Rudesheim** Schifffahrt entlang dem «Romantischen Rhein». Fahrt mit Winzerexpress*. Erkundung vom Weinstädtchen auf eigene Faust. **8. Tag Baden-Baden** Ankunft in Gamsheim und Busausflug* nach Baden-Baden. Rundgang durch die Bäder- und Kunststadt. Rückfahrt nach Kehl, wo das Schiff die Ausflugsteilnehmer bereits erwartet. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

20.03.	600	05.04.	400	21.04.	200	07.05.	200
28.03.	500	13.04.	300	29.04.	200		

Keukenhof



- Bequem ab/bis Basel
- «Romantischer Rhein»
- Charme der elsässischen Metropole

MS Antonio Bellucci*****

Luxusschiff für 141 Gäste. Alle Kabinen mit DU/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und individuell regulierbarer Klimaanlage. Kabinen auf Mitteldeck und Oberdeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon, Tisch und zwei Sessel (ausser Mitteldeck hinten). Kabinen auf dem HD (ca. 13 m²) mit kleinen, nicht zu öffnenden Fenstern. Bordausstattung: Foyer, Shop, Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen MD und OD. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	340	1490
2-Bettkabine Hauptdeck	390	1590
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	440	1890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	490	1990
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	540	2090
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	590	2190
Suite Oberdeck, franz. Balkon	890	2790
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage	
Ausflugspaket (2/8 Ausflüge)	39	280
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	34	59

Kreuzfahrt inkl. VP (Reise 2), Mahlzeiten gemäss Programm (Reise 1). Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



*Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | † Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: feenstra

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
 Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel ✨
 Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
 Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch



Traditionsbewusst: König Knüsel (r.) Reporter Gut.

Brauchtum boomt. Der Zulauf zu volkstümlichen Festen hält seit Jahren ungebrochen an. Zuvorderst im Tross der Traditionsbewussten marschieren die Schwinger. In ihrem Schlepptau werden am Unspunnenfest Steinstösser, Alphornbläser, Jodler, Schützen, Hornusser, Fahnen Schwinger, Volkstanzgruppen von vielen tausend Händen beklatscht. Der legendäre Anlass, der seit 1805 erst zehnmals stattgefunden hat, steht sinnbildlich für die Renaissance schweizerischen Traditionsbewusstseins. Was macht den Unspunnen, den Journalistenlegende Klaus Zaugg einmal trefflich als «Woodstock der Urchigen» titulierte hat, so einzigartig? Sportreporter Thomas Renggli lotet, von Neugier geleitet, Boom und Bedeutung des Riesenfests aus. René Zeller erforscht die historischen Wurzeln, und die Schwingerkönige Noldi Ehrensberger und Harry Knüsel haben Philipp Gut am Schwägälpe-Schwinget einen exklusiven Einblick hinter die Kulissen gewährt. **Seite 18–23**

Wenn es in Luzern regnet, drängen sich die Touristen vor den Schaufenstern jener Läden, die mit ihrem Vordach einen gewissen Schutz bieten. Das mehrgeschossige Uhren- und Schmuckgeschäft Bucherer am Schwanenplatz wird dann so belagert, dass man bisweilen den Eingang fast nicht findet. Ist das der Grund dafür, dass die Uhrenmarke Carl F. Bucherer am Ort nun eine eigene Boutique hat, die in der Strasse etwas nach hinten versetzt ist? Kaum, es geht nicht um den Eingang, sondern um die Verankerung im Boden. Sascha Moeri, der die Uhrenmarke seit 2010 führt und in dieser Zeit Produktion und Absatz vervielfacht hat, sagt im Interview, wie er die Marke weltweit auf eine neue Stufe bringen will, indem er sie stärker mit Luzern und der Innerschweiz verbindet. **Seite 30**

Die Atombombe sei vor allem für die kommenden Generationen eine Gefahr, lernte Redaktor Alex Baur damals in der Schule: Fehlgeburten, Krebskranke, genetische Mutation,

auf Jahrzehnte verstrahlte und unbewohnbare Gebiete. Diese Schreckensvision liess ihn nie mehr los. Anfang Monat ist unser Kollege nach Nagasaki gereist, wo am 9. August 1945 die zweite und bislang letzte Atombombe über bewohntem Gebiet abgeworfen wurde. Vor Ort sprach er mit Überlebenden der Bombe, aber auch mit Forschern, welche die direkten und indirekten Folgen untersucht haben. Dabei stellte Baur fest: Vieles, was ihm damals in der Schule über die Bombe und deren Folgen erzählt wurde (und was vielerorts bis heute noch gelehrt wird), ist schlicht falsch – Fake News, wie man heute sagen würde. Das mindert den Schrecken der Waffe zwar nicht. Doch in der Reportage wird auf plastische Weise klar, dass auch falsche Mythen schreckliches Leid anrichten können. **Seite 40**

Geplant hatte unser Autor Matthias Matussek die Reise nach Key West als Belohnung für die bestandene Ausbildung seines Sohnes, im Nebenberuf Rapper. Herausgekommen ist eine Erkundung über den Mann, das vergessene und diffamierte Wesen. Denn auf Key West hat Ernest Hemingway, das Urbild des Künstlers als Macho, prägende Jahre verbracht. Hemingway hat gesoffen und geliebt und sich geprügel, hat Schwertfische im Golfstrom gejagt und Löwen in Afrika. Hat in Kriegen gekämpft und mit dem Tod geflirtet, sein Leben lang. Seine Romane sind eine einzige grosse – und politisch inkorrekte – Meditation über männliches Heldentum. Sein Haus in Key West ist eine Wallfahrtsstätte – und das Tor zu seiner Welt. **Seite 56**
Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



ROSTWASSER IM
LAVABO?
MIT ANROSAN ERNEUERN
WIR WASSERLEITUNGEN
VON INNEN.
OHNE EPOXIDHARZ, NUR
MIT ZEMENT.

EINZIGES VON DEN WASSER-
WERKEN EMPFOHLENES SYSTEM

Sind Ihre Trinkwasserleitungen älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre rostig sind oder der Wasserdruck nachlässt. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser ANROSAN macht Ihre Trinkwasserleitungen von innen wieder wie neu. Anorganisch und ohne den Einsatz von Epoxidharz. Bevor wir aber nachhaltig sanieren, prüfen wir Ihre Anlage eingehend. Was uns auszeichnet ist unsere Erfahrung und die Qualität unserer Arbeit. Denn unser Familienunternehmen bietet seit 1985 Problemlösungen rund um wasserführende Leitungen im Gebäude an. Wir sind die Erfinder der Rohrrinnensanierung im Gebäude.

Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:
www.naef-group.com oder gratis unter 0800 48 00 48.

**Naef**
GROUP

Barcelona

Terrorismus: Eine kurze Analyse und die wichtigsten Lehren für die Schweiz. Von Roger Köppel

Und wieder haben Islamisten zugeschlagen. Erneut traf es Spanien, Barcelona. Ein ehemaliger Drogenhändler, der zum Prediger konvertierte, züchtete im Geheimen eine Gruppe von Radikalen heran. Die Jungen stammten aus marokkanischen Familien und waren allesamt in Spanien aufgewachsen. Wir haben es mit dem typischen Radikalisierungsprofil zu tun. Oft machen die jungen Emigrantensöhne die gleiche Erfahrung: Viele erleben gegenüber ihren Heimatländern einen materiellen Aufstieg, aber einen sozialen Abstieg. Einige suchen eine anerkannte Position in der Kriminalität, andere lenken ihren Hass aufs eigene Versagen oder auf die andern in polit-ideologischen Extremismus um. Manche machen beides wie der federführende Terror-Imam aus Katalonien.

Es gab über ein Dutzend Tote und zahlreiche Schwerverletzte. Unter den Toten waren auch Kinder. Anders als im Sommer 2015, als die ikonenhafte, wenn auch mutmasslich inszenierte Fotografie des ertrunkenen Buben Aylan Kurdi weltweit zum herzer-schütternden Sinnbild einer angeblich mörderischen Migrationspolitik auf den Zeitungstitelseiten schon fast drohend hochstilisiert wurde, fehlten die von den Islamisten ermordeten Kinder diesmal auffällig im Bildteil der Medien.

Warum? Vermutlich, weil es viele Journalisten nach wie vor verwerflicher finden, wenn Regierungen die illegale Migration aktiv bekämpfen, als wenn die Söhne muslimischer Migranten terroristische Anschläge begehen. Und noch ein Wort zum Thema «Inszenierung»: Es ist kaum nachvollziehbar, dass der ertrunkene Kurdenjunge im Sommer 2015 derart unberührt am Strand fotografiert wurde. Hat man ihn zynisch abgebildet, ehe man ihm zu Hilfe eilte? Unmöglich. Oder hat man die Leiche, nach vergeblicher Hilfe, möglichst fotogen wieder an den Strand gelegt? Irgendetwas stimmt hier nicht. Auf jeden Fall: Die Medien messen mit unterschiedlichen Ellen.

Bevor wir die Frage klären, was die Schweiz tun kann, um solche Mordanschläge auf eigenem Boden zu verhindern, müssen wir die aktuell beliebtesten europäischen Zielländer des militanten Islam näher anschauen: Spanien, Frankreich, Grossbritannien und Belgien waren einst Kolonialstaaten. In ihren Reichen gab es erhebliche muslimische Bevöl-



Kein Schicksal: Barcelona, 17. August 2017.

kerungsteile. Natürlich ist der Kolonialismus an sich keine hinreichende Terrorursache, sonst würden ja vor allem die Inder in Grossbritannien Sprengwesten anziehen. Aber im Zuge der Dekolonisierung sind sehr viele Muslime in die entsprechenden Staaten eingewandert, was den Boden bereitete für die Gräueltaten von heute. Die ehemaligen Kolonialisten werden von ihrer Vergangenheit heimgesucht, und das Instrument der Heimsuchung ist der Islamismus.

Worauf will ich mit Blick auf die Schweiz hinaus? Es ist nicht so, dass die Islamisten wahllos zuschlagen, als eine Art freischwebendes Böses, das dem Westen insgesamt den Krieg erklärt hat. Diese Dämonisierung verkennt die historischen Ursachen und aktuellen politischen Bezüge, aus denen sich der Islamismus herleitet. Und es ist für mich auch kein Zufall, dass neben den Ex-Kolonialstaaten auch Länder ins Visier geraten, die durch militärische Aktivität oder militärische Bündnisse im Nahen Osten oder Nordafrika in kriegerische Auseinandersetzungen mit der islamischen Welt verstrickt sind. Kurzum: Es spielt eine wichtige Rolle, wie sich ein Staat gegenüber islamischen Ländern verhalten hat

oder immer noch verhält. Je nach Politik kann eine Regierung das Terrorrisiko für die eigene Bevölkerung erhöhen oder verringern. In Deutschland stieg die Terrorgefahr markant, als die Regierung plötzlich ausrief, die Freiheit der Bundesrepublik werde am Hindukusch verteidigt.

Was heisst das für die Schweiz? Erstens: Wir sollten darauf achten, dass nicht wahllos Asylanten, also falsche Flüchtlinge, illegale Migranten aus muslimischen Problemländern, einwandern. Unsere Behörden reden die Situation schön, weil sie politisch korrekt sein wollen. Tatsache ist, dass es auch bei uns immer mehr Muslime mit gefährlichem Hintergrund gibt. Zweitens: Es ist richtig, wenn die Schweiz klare Regeln aufstellt, wie man sich hier zu verhalten hat. Dazu können Kleidervorschriften gehören, wichtiger noch ist die Bereitschaft, sofort Moscheen zu schliessen, in denen wir Beweise für Aufhänger finden. Die Schliessung militanter Moscheen ist übrigens kein Verstoß gegen die Religionsfreiheit, denn ein Gotteshaus, in dem explizit Gewalt verkündet wird, ist nicht das Gleiche wie eine Kirche, in der friedlich das Seelenheil gepflegt wird. Gleiches gleich, Ungleiches ungleich: Das ist rechtsstaatliches Handeln.

Die wichtigste Vorbeugungsmassnahme aber bleibt: Die Schweiz muss ihre gute, bewährte bewaffnete Neutralität pflegen. Auf keinen Fall dürfen wir uns in Konflikte in der arabisch-islamischen Welt hineinziehen lassen. Wir sind ein neutraler Staat, kein Untertanengebiet der USA und kein zugewandter Ort der Europäischen Union. Neutralität bedeutet auch, dass der Bundesrat im Zweifelsfall den Mund hält. In einer Welt, in der alle, nicht nur Trump, mit dem dröhnenden Moralisten-Megafon herumlaufen unter dem narzisstischen Zwang, sich mit möglichst lauten Bekenntnissen auf die richtige Seite zu stellen, ist es nicht einfacher geworden, eine wortkarge, ja clinteastwoodmässig mundfaule Position der distanzierten Freundlichkeit nach allen Seiten aufrechtzuerhalten, aber das ist Neutralität, und vor allem ist es wichtig für die Schweiz.

Heroische Gelassenheit gegenüber dem Islamismus also ist gefragt, untermauert mit der qualifizierten Härte und Konsequenz des Rechtsstaats, vor allem im Asylbereich. Wir brauchen keinen Polizeistaat an den Grenzen, aber solange die zuständige Bundesrätin fast jeden zwanzigjährigen Analphabeten aus Nordafrika treuherzig aufnimmt, um ihn auf Kosten der Gemeinden mit Gratisanwälten und Sozialleistungen auf Lebenszeit durchzufüttern, müssen wir uns nicht wundern, wenn es immer mehr sozialen Sprengstoff gibt. Terror, auch der islamistische, ist kein Schicksal. Er ist eine Frage falscher oder eben: richtiger Politik.

Im Schnitt
einfach
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Wunderwaffe: Isabelle Moret. Seite 24



Die Erotik des Sozialismus: Seite 64



«Das Erste und das Letzte ist wohl, dieses Leben auszuhalten, bevor es dich zerstört.»

Ernest Hemingway: Seite 56

Titelgeschichte

- 18 **Woodstock der Urchigen**
Die Bedeutung des Unspunnenfests
- 20 **Volkstümlicher Koloss**
Interlaken, Olymp des Brauchtums
- 22 **Feiern mit Königen**
Unterwegs mit Schwingerkönigen

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial** Barcelona
- 11 **Kommentar**
Libyen stoppt illegale Bootsmigranten
- 16 **Mörgeli**
Denkmal – denk mal!
- 16 **Bodenmann** Unschweizerisch:
Schweineblut-Trump
- 17 **Medien** Christoph Blocher,
der letzte Investor
- 17 **Die Deutschen**
Linksterrorismus?
- 14 **Köpfe der Woche** Charles Lewinsky
und Claude Cueni

Inland

- 24 **Isabelle Moret** Die verwirrte
Bundesratskandidatin der FDP
- 25 **Bundesrat** Pierre Maudet profitiert
- 26 **Die Neuerfindung der CVP**
Analyse einer Partei im Wandel
- 28 **Die gelbe Gefahr**
Leihvelos erobern die Innenstädte
- 29 **Zaun für Zürich**
Chinesische Mauer im Belvoirpark
- 35 **Von Spenden wird abgeraten**
Karl Lüönd zum Schweizer Tierschutz

Ausland

- 38 **Lügen für Macron** Neue Ära
im Umgang mit den Medien
- 39 **Emmanuel Macron** Frankreichs
Präsident im Popularitätstief
- 40 **Fluch und Segen der Atombombe**
Spurensuche am Tatort in Nagasaki
- 46 **Stephen Bannon** James Delingpole
über Trumps «Monster»
- 48 **Denkmalstürmer in den USA**
Rückkehr einer ruhmlosen Tradition
- 51 **Brief aus Barcelona** Die Stimmung
nach den Terroranschlägen
- 53 **Amerika**
Im Sog der Extremisten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 **Internet-Kapitalismus** Der Kanton
Zug wird zum «Crypto Valley»
- 34 **«Es bitzeli meh»**
Was der Uno-Beitritt wirklich kostet
- 66 **Warum unser Gehirn die Leere liebt**
Forscher über den «Twilight»-Status

Kultur & Gesellschaft

- 29 **Heimvorteil** Lob auf das
vielgeschmähte «Hotel Mama»
- 54 **Ikone der Woche** Kate Winslet
und Leonardo DiCaprio
- 56 **Ernest Hemingway** Auf den Spuren
der Schriftsteller-Legende in Key West
- 64 **Sex im Kommunismus** «DDR-Frauen
waren freier», sagen Zeitzeuginnen
- 74 **Howard Luck Gossage**
Hommage an den grossen Werber

Interviews

- 30 **Sascha Moeri** Der CEO über die
weltweite Expansion des
Uhrenunternehmens Carl F. Bucherer
- 36 **Anna Fulda** Die Biografin von
Emmanuel Macron zieht Bilanz
zu Frankreichs neuem Präsidenten
- 50 **Prinz Chaled bin Salman** Der neue
saudi-arabische Botschafter in
Washington über Politik und Terror

Rubriken

- 11 **Im Auge**
Helen Mirren, die beste aller Queens
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf**
Jerry Lewis, Komiker
- 68 **Die Bibel**
Gottes Lob und Selbsterkenntnis
- 68 **Knorr «Final Portrait»**
- 69 **Knorrs Liste**
- 69 **Jazz** Vijay Iyer Sextet
- 70 **Thiel** Wallfahrt
- 70 **Namen** Jacky kann es noch
- 70 **Fast verliebt** Neue Herrschaftsucht
- 71 **Unten durch** Sackgasse
- 72 **Wein** Epokale, Gewürztraminer
- 73 **Auto** Infiniti Q60S 3.0t Sport Tech
- 76 **Darf man das?/Leserbriefe**

Kreuz- und Flussfahrten zu Super-Preisen

Einmalige Angebote – sofort buchen lohnt sich – limitierte Verfügbarkeit!

Vom Wüstensand zum Mittelmeer

21 Erlebnistage inkl. An- und Abreise schon ab **CHF 1'895.–**



09.03.2018 – 29.03.2018

Flug mit Emirates!

MS Costa Mediterranea

IC Innen Classic	1'895.–
IP Innen Premium	2'075.–
EC Aussen Classic*	2'275.–
EP Aussen Premium	2'475.–
BC Balkon Classic	2'595.–
BP Balkon Premium	2'795.–

*Sichtbehinderung

Vom Tropenparadies Mauritius nach Italien

26 Erlebnistage inkl. An- und Abreise schon ab **CHF 2'295.–**



02.03.2018 – 27.03.2018

Übernachtung in Mauritius und den Seychellen!

MS Costa neoRiviera

IC Innen Classic	2'295.–
IP Innen Premium	2'475.–
EC Aussen Classic	2'995.–
EP Aussen Premium	3'195.–

Vom feurigen Rio zum sonnigen Italien

20 Erlebnistage inkl. An- und Abreise schon ab **CHF 2'495.–**



11.03.2018 – 30.03.2018

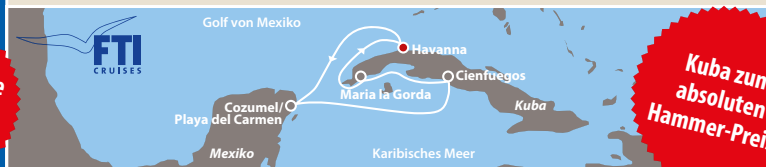
5 interessante brasilianische Städte!

MS Costa Favolosa

IC Innen Classic	2'495.–
IP Innen Premium	2'675.–
EC Aussen Classic	2'995.–
EP Aussen Premium	3'175.–
BC Balkon Classic	3'345.–
BP Balkon Premium	3'495.–

Kuba mit Mexiko – Natur, Kultur und Salsa

8 Erlebnistage ab Havanna schon ab **CHF 695.–**



Kuba zum absoluten Hammer-Preis!

MS Berlin

28.12.17	Standard Innen	695.–	795.–	895.–	995.–
11.01.18	Superior Innen	745.–	845.–	945.–	1'045.–
25.01.18	Standard Aussen	825.–	945.–	995.–	1'095.–
08.02.18	Select Aussen	925.–	1'045.–	1'095.–	1'195.–
22.02.18	Superior Aussen	1'095.–	1'245.–	1'275.–	1'395.–
	Junior Suite	1'695.–	1'895.–	1'895.–	1'995.–

Geme buchen wir Ihren individuellen Flug nach Kuba, Preis auf Anfrage.

Klassischer Rhein von Basel nach Amsterdam

8 Erlebnistage ab Basel resp. Amsterdam schon ab **CHF 750.–**



Sie sparen bis 40% auf den Katalogpreis!

26.10.2017 – 02.11.2017

02.11.2017 – 09.11.2017*

*Route von Amsterdam nach Basel

MS Amadeus Princess

C-1, Haydn Deck	955.–	750.–
B-1, Strauss Deck	1'280.–	1'110.–
A-1, Mozart Deck	1'530.–	1'290.–

Stimmungsvolle Weihnachten an Bord

8 Erlebnistage auf der Donau ab Passau schon ab **CHF 955.–**



Sie sparen bis 40% auf den Katalogpreis!

22.12.2017 – 28.12.2017

MS Amadeus Silver

C-1, Haydn Deck	955.–
B-4, Strauss Deck	1'135.–
B-1, Strauss Deck	1'230.–
A-1, Mozart Deck	1'375.–
Suite, Mozart Deck	1'645.–

Im Preis inbegriffen: Kreuzfahrt in der gebuchten Kabinen-Kategorie, Vollpension, Taxen. Für Costa-Kreuzfahrten: Hinflug in Economy Klasse, Rückreise in komfortablem Schweizer Reisebus. **Nicht inbegriffen:** Annulations- und Rückreiseversicherung, Reservations-Gebühr CHF 20.– p/P, Ausflüge, Getränke, oblig. Trinkgeld, An- und Rückreise bei den Flussreisen sowie Flüge bei unserer Kuba-Kreuzfahrt.

Hinweis: Preise pro Person bei Doppelbelegung, je nach Verfügbarkeit.

Ihr Immobilientraum?

Willkommen zum
28.8. - 3.9.2017

LerchPartner+
CSI *** HUMLIKON



6 ½ Zi. Doppel-EFH
in 8127 **Forch-Küsnacht**
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83
www.ufdeforch.ch



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
in 8309 **Birchwil**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.loft-neugut.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
in 8414 **Buch am Irchel**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lagovista.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.art-one.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
in 8332 **Rumlikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.soonbylepa.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
in 8306 **Brütisellen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lindenbuck.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8135 **Langnau am Albis**
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34
www.bellesterrasses.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
in 8184 **Bachenbülach**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8127 **Forch-Maur**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.amena-forch.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8953 **Dietikon**
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
www.soonbylepa.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
in 8302 **Kloten**
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8143 **Stallikon**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.zuerikon.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8102 **Oberengstringen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8706 **Meilen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.haltenstrasse.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8127 **Maur**
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8181 **Höri**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.lilie-hoeri.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8476 **Unterstammheim**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8493 **Saland**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8453 **Alten b. Andelfingen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.vecciacasa.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
in 8610 **Uster**
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.schwizerberg.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

LerchPartner.ch/angebote

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner+

MINERGIE
Member

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6

SVIT
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

Stand August 2017

Geht doch

Von Alex Reichmuth — Libyen befördert illegale Bootsmigranten seit kurzem konsequent an die Küste zurück. Die Schweiz unterstützt dieses Vorgehen. Das ist richtig – auch aus moralischer Sicht.



Rückgang: Flüchtlinge vor der libyschen Küste.

Die Entwicklung ist augenfällig: Kamen im Frühling noch deutlich mehr illegale Migranten in Italien an als im vergangenen Jahr, so ist deren Zahl in den letzten Wochen stark gesunken. Im Juli registrierte die Uno-Flüchtlingshilfe nur etwa halb so viele Ankünfte wie im Vorjahr. Im August kam bisher noch rund ein Fünftel so viele Migranten wie 2016 an. Die Gründe für den Rückgang liegen in Libyen, wo die meisten Überfahrer starten: Zuvor konnten die Schlepper fast ungehindert Boote losschicken, die mit afrikanischen Migranten überfüllt waren. Wenige Kilometer von der Küste wurden die «Flüchtlinge» von europäischen Schiffen aufgenommen und nach Italien gebracht.

Jetzt aber überwachen die libyschen Behörden das Meer bis zu siebzig Seemeilen vor der Küste, greifen Bootsmigranten auf und bringen sie nach Libyen zurück. Italien leistet dabei Unterstützung, indem es etwa Kriegsschiffe angeboten hat, um bei den Rückführungen zu helfen. Umgekehrt dürfen Schiffe von NGOs, die ihre «Rettungen» zuvor bis fast vor die libysche Küste ausgedehnt hatten, nicht mehr in dieser Zone kreuzen. Wie der *Sonntagsblick* publik machte, hilft auch die Schweiz: Der Bund hat eine Million Franken aufgewendet, um libysche Einsatzkräfte auszurüsten. NGO und mit ihnen verbandelte Politiker heulen da-

rum auf. Die Schweizerische Flüchtlingshilfe etwa beklagt, die Unterstützung der Libyer durch Europa und die Schweiz sei völkerrechtswidrig. Unablässig berichten Medien zudem über angeblich schlimme Zustände in libyschen Flüchtlingslagern.

Wie bei der «Balkanroute»

Die Situation gleicht jener vom Winter 2016 auf dem Balkan: Dort waren ein halbes Jahr lang Hunderttausende Menschen, von der Türkei her kommend, unkontrolliert Richtung Westeuropa marschiert. Dann schloss Mazedonien, eines der hauptbetroffenen Länder, kurzerhand die Grenze. Auch damals prangerten NGOs und viele europäische Politiker das Vorgehen als unzulässig an. Doch dank der Grenzschiessung war es mit dem Durchmarsch auf der «Balkanroute» innert Kürze vorbei.

Noch ist offen, ob die Rückführungen nach Libyen von Dauer sind und der Exodus von Afrikanern nach Europa damit zu Ende ist. Die Schlepper könnten etwa nach Ostlibyen ausweichen, wo die Küste nicht unter Kontrolle der offiziellen Regierung steht. Dennoch: Nachdem uns europäische Politiker jahrelang weismachen wollten, die Massenübersetzungen seien quasi gottgegeben und man könne nichts dagegen tun, zeigt sich nun wie auf dem Balkan, dass entschlossenes Handeln für Abhilfe sorgen kann. Dass Italien die libysche Küstenwache tatkräftig unterstützt, ist kein Zufall: Das Land, das von Migranten überannt wurde, hat erkannt, dass von der zaudernden EU definitiv keine Hilfe kommt.

Die schlechten Zustände in libyschen Flüchtlingslagern sind sicher nicht hinnehmbar. Die europäischen Partner Libyens sind verpflichtet, hier auf rasche Besserung zu drängen. Und doch ist die Unterstützung der libyschen Küstenwache durch die Schweiz und andere Länder richtig – aus Selbstschutz, aber auch aus moralischen Gründen. Denn gibt es keine Bootsüberfahrten mehr, ertrinken auch nicht mehr Tausende Menschen im Meer. Die grosszügige Aufnahme von Asylbewerbern in vielen europäischen Ländern war entscheidend, dass so viele Menschen ihr Leben riskierten. Ebenso dürften die problematischen Flüchtlingslager in Libyen rasch der Vergangenheit angehören, sobald klar wird, dass illegale Überfahrtsversuche nach Europa zwecklos sind. Wenn am Mittelmeer Endstation für illegale Migranten ist, wird deren Zustrom aus ganz Afrika nach Libyen versiegen.

Applaus am Gepäckband



Helen Mirren, die beste aller Queens.

Der 20. Todestag der «Prinzessin der Herzen» ertrinkt in einem Meer von Gedenktränen und Blumen. Lady Diana beherrscht noch einmal die Welt, und vielleicht sagt auch die Queen etwas. Zu erinnern wäre zudem ein anderes Jubiläum: Vor zehn Jahren nahm die grosse Schauspielerin Helen Mirren für ihre Darstellung der Königin Elizabeth II. in Stephen Frears' Film «The Queen» den Oscar entgegen, *British cool*, und sie brach, sagt sie, «erst in Tränen aus, als mir bei der Rückkehr auf dem Flughafen Heathrow die Arbeiter am Gepäckband applaudierten». Mirren zeigt den Konflikt Ihrer Majestät, die die Prinzessin nicht ausstehen konnte und mit ihrer Teilnahmslosigkeit die Monarchie an den Rand des Abgrunds versetzte, mit dem gerade ins Amt gewählten Premierminister Tony Blair (Michael Sheen), der ihr formvollendet ins royale Gewissen redet – eine Sternstunde der Staatsräson und des Kinos. Helen Mirren, heute 72, spielte zuvor schon die Königinnen Elizabeth I. und die bedauernswerte Charlotte, Gattin des trotteligen Lebemannes George III. und Mutter seiner fünfzehn Kinder. Die Queen verlieh ihr bereits 2003 den Ritterorden des Empire.

In ihren Adern pulsiert tatsächlich aristokratisches Blut, allerdings russisches: Sie heisst ursprünglich Ilyena Lydia Vasilievna Mironova und stammt in direkter Linie vom Grafen Michail Kamenski ab, dem Feldmarschall der Zarin Katharina II. Ihr Grossvater blieb während der Revolutionswirren in London hängen, ihr Vater arbeitete zeitweise als Taxifahrer. Mit 19 gehörte sie bereits der Royal Shakespeare Company an, seit 1985 lebt sie mit dem US-Regisseur Taylor Hackford zusammen und ist kinderlos geblieben. Sie besitzt Häuser in Los Angeles und London, ferner, aus Sympathie zu ihrem Vorbild Anna Magnani, ein Landgut in Italien, im südlichen Apulien, wo das verheerende Xylella fastidiosa (das Feuerbakterium) in den bis zu 2000 Jahre alten Olivenhainen wütet. Helen Mirren hat jetzt die schöne Idee lanciert, statt einfach Hilfgelder zu spenden, Bäume zu adoptieren. *Peter Hartmann*

Personenkontrolle

**Burkhalter, Meierhans,
Wertli, Leuthard,
Tschümperlin, Weichelt,
Merkel, Maurer, Hörler,
Schmid, Duttweiler,
«Gottlieb», Putin, Weidel,
Gauland**

Didier Burkhalter, Vernebelungskünstler, bleibt sich bis zum Schluss selber treu. Zum letzten Mal versammelte der FDP-Bundesrat die diplomatischen Vertreter der Schweiz zur traditionellen Botschafterkonferenz – diesmal im ehemaligen Wankdorfstadion in Bern. Und Burkhalter konnte es sich auch bei dieser Gelegenheit nicht verkneifen, eine europapolitische Rauchpetarde zu zünden. Bei den Verhandlungen um ein Rahmenabkommen mit der EU bleibe ein für beide Seiten gutes Ergebnis möglich, verkündete er vor seinen Diplomaten – und vernebelte damit, dass die tatsächlichen Erfolgsaussichten für den Abschluss eines solchen Abkommens alles andere als gut sind, wie die *Basler Zeitung* berichtet. (hmo)

Stefan Meierhans, Hüter angemessener Preisschilder, ist zurzeit als Abstimmungskämpfer unterwegs. Der vom Bundesrat gewählte Preisüberwacher legt sich in den sozialen Netzwerken mächtig für die Rentenreform 2020 ins Zeug. Gehört politische Propaganda zu seinem Pflichtenheft? Meierhans soll «die missbräuchliche Erhöhung und Beibehaltung von Preisen verhindern oder beseitigen», heisst es im Gesetz. Extensiv ausgelegt, könnte das bedeuten, dass Monsieur Prix den preistreibenden Obolus von monatlich 70 Franken für Neurentner bekämpfen sollte. Dass er das Gegenteil macht, kann zwei Gründe haben: Entweder ist Meierhans von seiner Gattin, CVP-Generalsekretärin **Béatrice Wertli**, an die Abstimmungsfrente befohlen worden. Oder er kennt sein eigenes Pflichtenheft nicht. (rz)

Doris Leuthard (CVP), Einlullungsvirtuosin, dreht wieder einmal eine hoffnungslose Situation zu ihren Gunsten um. Der Nationalrat beschloss im Frühling, die Vorlage zur Organisation der Bahninfrastruktur an den Bundesrat zurückzuweisen. Da die Kleine Kammer dem Rückweisungsbeschluss nicht folgte, kam das umstrittene Geschäft erneut in die Verkehrskommission des Nationalrates (KFV). Diese Woche gab es eine Aussprache zwischen KFV und Verkehrsministerin Leuthard. Danach waren die Mitglieder der Kommission plötzlich fast alle Feuer und Flamme für die Vorlage und lehnten eine erneute Rückweisung fast einstimmig ab. Das letzte Wort hat der Gesamtrat. (hmo)



Zauberhand: Bundespräsidentin Leuthard.



Grüssaugust: SP-Politiker Tschümperlin.



Geist am Säntis: SVP-Magistrat Maurer.



Kontraproduktiv: Preisüberwacher Meierhans.



Fränkisches Matterhorn: AfD-Politikerin Weidel.

Andy Tschümperlin, Protégé, ist im Herbst 2015 als Nationalrat abgewählt worden. Seine politischen Überzeugungen lebt der frühere SP-Fraktionschef inskünftig direkter aus: Die Zuger Sozialdirektorin **Manuela Weichelt** (Alternative – die Grünen Zug) macht ihn per Anfang November zum «Leiter der Abteilung Soziale Dienste Asyl» im kantonalen Sozialamt. Dies schrieb die *Zuger Zeitung* am 17. August in einem Kurzbeitrag, originellerweise abgedruckt neben einer grossen Natur-Geschichte über «Das Comeback des Auerhuhns». Was Tschümperlin («Ausbildung zur Lehrperson Sekundarstufe I») zum Asylchef qualifiziert, ist nicht ohne Weiteres ersichtlich. Hingegen zeigt der Blick in die Archive des Schweizer Parlaments, wohin die Reise geht: Ende 2009 forderte der SP-Mann eine «Willkommenskultur durch Begrüssung». Tschümperlin, der wohl als Erfinder dieses erst durch **Angela Merkel** bekanntgewordenen Begriffs gelten darf, forderte per Motion: «Eingewanderte Personen werden begrüsst.» Ob alt Nationalrat Tschüm-

perlin inskünftig wohl Asylanten per Handschlag willkommen heisst? (fsc)

Ueli Maurer (SVP), Schwinger-Fan, schwebte beim diesjährigen Bergkranzschwingen auf der Schwägälp als Geist über der Arena am Fusse des Säntis. Der Präsident des Organisationskomitees, **Niklaus Hörler**, hiess den Finanzminister in seiner Begrüssungsansprache, die im Internet aufgeschaltet ist, «ganz herzlich willkommen». Das ist lustig, denn der Verteidigungsminister konnte in diesem Jahr dem traditionsreichen Schwingfest nicht beiwohnen. Das bestätigt auch OK-Präsident Hörler. Der Bundesrat habe kurzfristig am Samstagabend absagen müssen. Man habe dann keine Zeit mehr gehabt, auch im Internet die Begrüssungsansprache anzupassen. Dem Publikum vor Ort habe er am Sonntag natürlich mitgeteilt, dass sich der Bundesrat entschuldigen liess. Auf bundesrätlichen Beistand mussten die Organisatoren trotzdem nicht verzichten. Mit **Samuel Schmid** (BDP)

sass wenigstens ein Alt-Bundesrat auf der Tribüne. Schmid ist Ehrenpräsident des Schwingfestes auf der Schwägalp. (hmo)

Gottlieb Duttweiler, Legende, war ein geerdeter Schweizer. Mit seinen fahrenden Verkaufsläden revolutionierte er den Detailhandel, als unabhängiger politischer Kopf führte er den Landesring zum Erfolg, verlegerisch mischte er mit der *Tat* und dem *Brückenbauer* die Medienszene auf. Man tut Duttweiler kaum unrecht, wenn man ihn als bauernschlaun Patrioten tituliert. So gesehen, passt er gut ins Setting des Unspunnenfestes. Dem 1962 verstorbenen Duttweiler wird die Ehre zuteil, mehrfach in der Arena der Schwinger gefeiert zu werden. Der braun-weiss gefleckte Siegermuni ist auf den Namen «**Gottlieb**» getauft worden. Das sei eine Hommage an den Migros-Gründer, begründet Unspunnen-Hauptsponsor Migros die Namensgebung, mit der «**Duttis**» Erben das in der Schwingerarena geltende Werbeverbot bauernschlau umdribbeln. (rz)

Wladimir Putin, Freizeitfischer, findet man neuerdings nicht nur als Wodkamarke, sondern auch in fester Form in Moskauer Supermärkten. In einem Kühlregal wurde Hechtkaviar Putin entdeckt – für umgerechnet Fr. 6.70 für 113 Gramm ein aussergewöhnliches Schnäppchen. Ob der Kremlchef dafür jenen Hecht persönlich ausgeweidet hat, den er unlängst in den Ferien in Sibirien harpunierte? (ky)

Alice Weidel, Schweizversteherin und AfD-Spitzenkandidatin, kann nicht glücklich sein mit ihren Parteifreunden in Nürnberg. Denn die dortigen scheinen das Matterhorn eindeutschen zu wollen. «Hol dir dein Land zurück», heisst es auf einem Wahlplakat mit einem Foto des ikonischen Berges. Sicher ist, dass vor den Toren Nürnbergs die Fränkische Schweiz liegt. Nur ein Gerücht ist es, dass sich Weidels Co-Spitzenkandidat **Alexander Gauland** in Aargauland umbenennen will. (ky)

Nachruf



Reine Physik: Komiker Lewis.

Jerry Lewis (1926–2017) — In Martin Scorseses «King of Comedy» (1982) wird der berühmte und missgelaunte Komiker Jerry Langford von einem zudringlichen Fan namens Pupkin (Robert De Niro) entführt, weil er auch so einer werden will. Dem Maniac erklärt Langford, den Jerry Lewis verkörpert, dass es unendlicher Feinarbeit und Konzentration bedarf, um wirklich komisch zu sein. Pupkin hält er zu Recht für eine Nulpe, die keine Ahnung hat. Die Kärnerarbeit eines erwachsenen Mannes, wieder «wie ein Neunjähriger zu denken und zu handeln» (Lewis), sah dem Virtuosen des Grimassenchaos keiner an – schon gar nicht die seriöse Filmpublizistik, die ihn lange ignorierte. Ein kindischer Hansguck-in-die-Luft, mehr nicht, der lange als infantiler Sidekick Dean Martins diente. In «Three on a Couch» (1966, Produzent,

Regisseur, Hauptdarsteller) durchlebt er körperliche Desaster. In einem Karateklub will er mit der Handkante zwei Holz-scheite zertrümmern. Aus Angeberei – er stiefelte einer Lady hinterher. Was folgt, ist irre und im Tänzerischen wie im Grimassieren nicht zu toppen. Da wirbelt ein Nurejew des Irrsinns über die Leinwand. Ein Gipfel des choreografischen Einfallsreichtums.

Er war, wie sein Vorbild Stan Laurel («Wenn ich auch sehr hart arbeitete, käme ich nie auf die Geheimnisse seiner Komik»), ein Meister der verzögerten Reaktion. In «Rock-a-bye Baby» (1958) verbrennt er sich die Finger auf einer Kochplatte, läuft vergnügt durch die Küche, dann, viel später, folgen die Schreie des Schmerzes. Es ist das Zeitmass der Reaktion, das er bis zum Stillstand treiben und das Zwerchfell der Zuschauer fast zum Platzen bringen konnte. Denn mit dem Zeitmass spielte er auch im Gesicht: Erst ein verträumtes Glotzen, ein zaghaftes Lächeln, dann verformt sich das Gesicht in alle Richtungen. In seinem virtuosesten und bekanntesten Opus «The Nutty Professor» (1963, Drehbuch und Regie), frei nach Dr. Jekyll and Mister Hyde, braut er als verklemmter Professor eine Mixtur zusammen, die ihn in einen geschniegelten Beau verwandelt, den die Frauen anschmachten. Hier lässt sich erleben, dass Lewis' Komik nichts Hintergründiges hatte, nichts Metaphysisches, sondern reine Physik war. Es war die Komik der physischen Aktion. Während die Slapstick-Grössen ihre Körper von aussen traktierten (Torten et cetera), zerlegte sich Lewis von innen. Glieder, Gesicht verlieren ihre Identität. Jean-Luc Godard bezeichnete mal Jerry Lewis als den «einzigen amerikanischen Regisseur, der progressive Filme gemacht hat».

Wolfram Knorr

35 JAHRE SPICK

Das ideale Geschenk zum Schulstart

JETZT PROFITIEREN

KNIE JETZT SPICK-ABO ABSCHLIESSEN & GRATIS IN DEN ZIRKUS GEHEN!

www.spick.ch

EMPFOHLEN VON DER Stiftung Lesen

Apocalypse now

Von Rico Bandle — Der eine sieht die Schweiz von der SVP überrollt, der andere von Muslimen. Charles Lewinsky und Claude Cueni, zwei der populärsten Schweizer Autoren, zeichnen in ihren Büchern entgegengesetzte Horrorszenerien für das Land. Wer ist der Angstmacher, wer der Prophet?

Wir befinden uns in nicht allzu ferner Zukunft. Das Land hat sich grundlegend verändert. Die Partei der Eidgenössischen Demokraten (ED) hat die absolute Mehrheit erlangt. Sie stellt sechs der sieben Bundesräte, den siebten Sitz überlässt sie freiwillig den Sozialdemokraten, um den Anschein einer Demokratie zu wahren. Da die Sozialdemokraten verzichten, bleibt der Posten unbesetzt. Egal, die eigentliche Regierung sitzt ohnehin nicht in Bundesbern, sondern in der ED-Parteizentrale. Das «Ordnungsamt», eine Art eidgenössische Stasi, bespitzelt die eigene Bevölkerung, die sich das gerne gefallen lässt. Schliesslich hat niemand etwas zu befürchten, der nichts Verbotes tut.

Charles Lewinsky malt in seinem neuen Roman «Der Wille des Volkes» ein Szenario der Schweiz, das an George Orwells «1984» erinnert: Es herrscht totale Überwachung («Schon die Kinder in der Schule lernten die Telefonnummer auswendig, die man anrufen konnte, wenn einem etwas verdächtig vorkam»), totale Manipulation, totale Unterwerfung. Auch wenn es sich um Fiktion handelt – es ist unschwer zu erkennen, welche Partei Lewinsky bei den Eidgenössischen Demokraten im Hinterkopf hatte: die SVP. Auch bei den Figuren greift er auf erfundene Namen zurück. Nur die *Weltwoche* heisst auch im Buch so. Sie ist zur grössten Zeitung im Land gewachsen, erscheint nun täglich und steht ganz im Dienst der Staatspropaganda.

Cervelats statt Döner

Der Autor bedient sich sämtlicher Klischees der Nationalkonservativen, zum Teil auf durchaus witzige Weise: Das Land verfügt über ein Staatsfernsehen, in dem ständig «jodelnd gekocht oder kochend gejodelt wird», ein Lehrer, der die Schlacht von Marignano in Frage stellt, wird entlassen, der Kurde verkauft in seinem Imbissstand keine Döner mehr, sondern Bratwürste und Cervelats.

Doch das ist bloss Staffage in diesem Krimi um eine grosse Verschwörung. Hauptfigur ist ein alternder, ausrangierter Journalist, der einer mysteriösen Sache nachgeht. Hinter dem Aufstieg der Eidgenössischen Demokraten steht ein weit zurückliegender Mord: Der gemässigte Parteichef Werner Morosani war durch einen Eritreer erschossen worden. Partei-Hardliner Stefan Wille hielt damals unter Tränen eine emotionale Abdankungsrede.

Das Land war geschockt – ähnlich wie 2002 die Niederlande nach dem Mord an dem rechtsgerichteten Politiker Pim Fortuyn. Die ED gewann mit grossem Abstand die Wahlen, Wille wurde zum Präsidenten auf Lebzeiten gewählt und wird seither von seinen Anhängern gottgleich verehrt. Wenig überraschend zeigt dieser Wille eine gewisse Ähnlichkeit mit SVP-Übervater Christoph Blocher. Bloss Bundesrat wollte Wille nie werden, «weil es ihm egal sein konnte, wer unter ihm regiert».

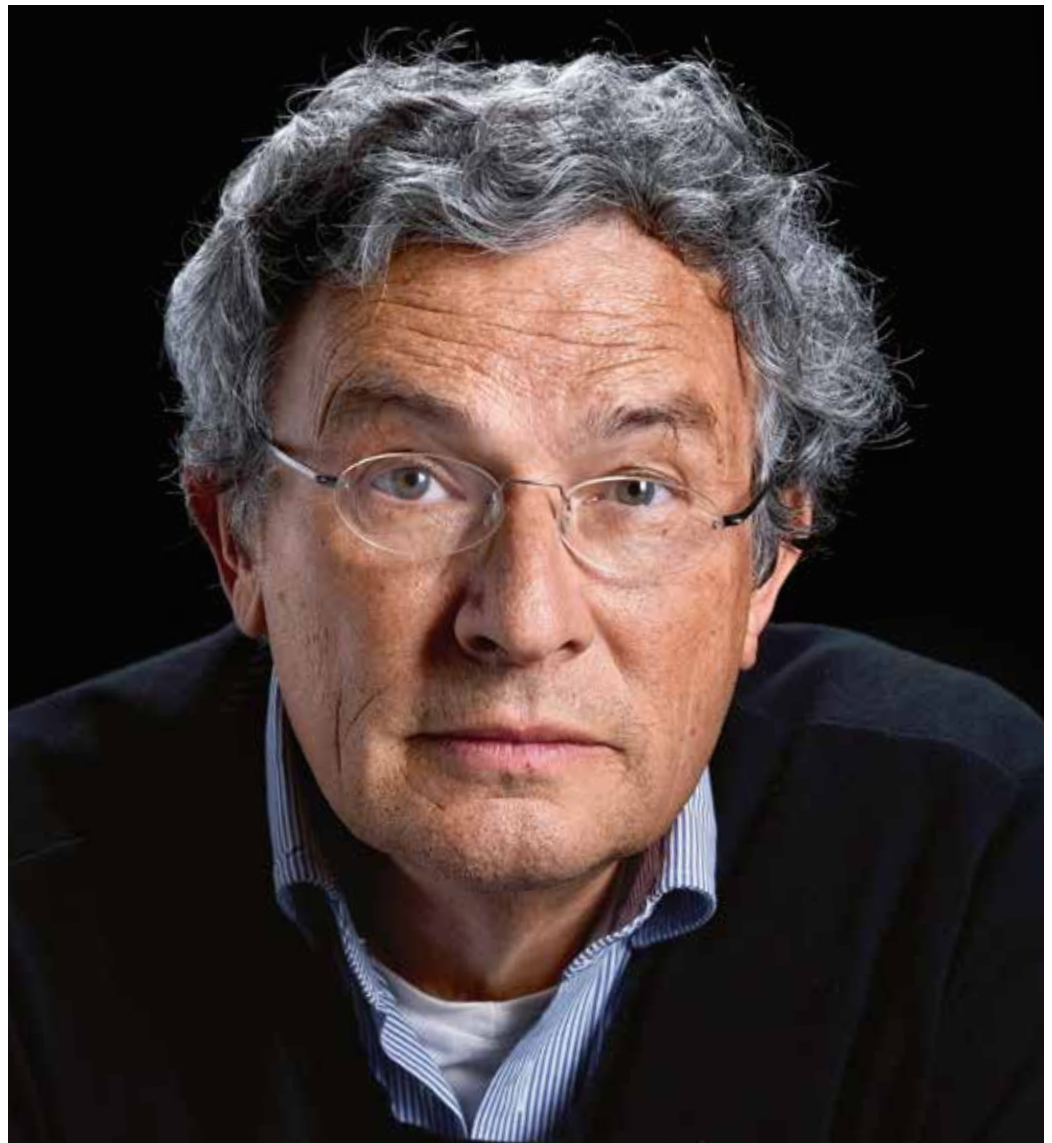
Dass es sich bei dem Mord um eine inszenierte Sache gehandelt haben muss, merkt man als Leser ziemlich rasch – sonst würde es sich hier ja nicht um einen Krimi handeln. Der kauzige Journalist durchschaut im Laufe seiner Recherche je länger, je mehr das DDR-

artige Staatsgebilde. Zusätzliche Brisanz erhalten seine Nachforschungen durch seine private Verstrickung: Sein Sohn ist ein hoher Funktionär im als «Ordnungsamt» getarnten Schnüffelministerium.

Traum einer unfreien Welt

Irgendwann findet der Journalist heraus: Der Mord an Morosani war durch Wille geplant und dem Eritreer in die Schuhe geschoben worden, um Stimmung gegen Flüchtlinge zu machen. Der «böse Ausländer» ist ein von der Partei konstruiertes und gepflegtes Feindbild, das mit der Realität nichts zu tun hat.

Auch damit bleibt Lewinsky nahe bei Orwells «1984», wo der Staat mit der Figur des angeblichen Revolutionärs Emmanuel Gold-



Grosse Verschwörung: Lewinsky.

stein einen «Staatsfeind Nummer eins» geschaffen hat, den zu hassen für die Bevölkerung staatsbürgerliche Pflicht ist.

Was bei Lewinsky als reine Erfindung zu Propagandazwecken daherkommt, ist in Claude Cuenis Roman «Godless Sun» die wahre Bedrohung (*Weltwoche* Nr. 36/16): Das Land wird von Migranten überströmt, die der Gesellschaft zunehmend ihre Regeln aufzwingen. Es kommt zu Saubannerzügen von Einwanderern, gutmeinende Parteien versuchen, die radikalen Muslime durch Einbindung zu zähmen, wodurch sie genau das Gegenteil erreichen. In vielen Gegenden hat der Rechtsstaat kapituliert. Die Mitläufer passen sich chamäleonartig an die sich verändernden Umstände an. Mit ähnlichen Folgen wie bei Lewinsky: Bloss werden hier nicht jene Lehrer entlassen, die Marignano hinterfragen, sondern die, die Kritik am Islam üben. Frauen verschwinden zusehends aus dem öffentlichen Leben. «Sie [die Einwanderer] benutzten die liberalen Gesetze der freien Welt, um ihren Traum einer unfreien Welt zu verwirklichen», so das Fazit der düsteren Vision.

Wer ist nun der Angstmacher, wer der Realist? Charles Lewinsky würde wohl auf wahre

Begebenheiten verweisen, um sein Szenario als ein durchaus denkbares erscheinen zu lassen: die Investitionen Blochers in (Gratis-) Zeitungen, dass viele rechtskonservative Parteien von dominanten Leitfiguren geprägt sind oder das ständige Perpetuieren des Migrationsthemas. Bloss: Bei Cueni gilt genau dasselbe. Islamistische Terroranschläge

Zusammen liefern die Werke ein Abbild der Befürchtungen und Ängste in der heutigen Schweiz.

wie in Barcelona, katarisches und saudi-arabisches Geld für radikale Moscheen in Europa, randalierende junge Flüchtlinge in Südeuropa – auch das sind keine Erfindungen propagandistischer Medien.

Beide Autoren konstruieren ihre düstere Utopie aus Bruchstücken der heutigen Wirklichkeit und gelangen auch zu einem ganz ähnlichen Resultat, bloss mit unterschiedlichen Vorzeichen. Freiheit und Rechtsstaat kommen hier wie dort unter die Räder. Beim einen resultiert Terror aus Sauberkeit und

Bünzlitum, beim anderen herrscht Chaos und Krieg.

Schreiben für das Böse

Lewinsky und Cueni sind zwei begnadete Schreiber mit ähnlichem Hintergrund. Beide sind nicht als Buchautoren bekanntgeworden, sondern haben ihr Schreibtalent erst anderweitig unter Beweis gestellt: Lewinsky unter anderem als Autor von Schlagertexten und Sitcoms («Fascht e Familie»), Claude Cueni mit Krimidrehbüchern («Eurocops») und Computerspielen. «Der Wille des Volkes» und «Godless Sun» sind beides durchaus unterhaltsame Romane, zum Teil etwas klischeehaft, keine Meisterwerke. Kunst mit allzu klarer politischer Botschaft überzeugt selten. Das gilt auch hier, beide Autoren haben schon weit bessere Bücher geschrieben. Im Doppel allerdings erhalten «Der Wille des Volkes» und «Godless Sun» eine neue, grössere Bedeutung: Zusammen liefern sie ein Abbild der Befürchtungen und Ängste in der heutigen Schweiz, die den Nährstoff der polarisierten politischen Diskussionen bilden. Und sie zeigen auf, wie sehr sich links und rechts in den apokalyptischen Vorstellungen gleichen, wie ähnlich sie vorgehen im Kreieren von Bösewichten, seien es Muslime oder Populisten.

Wenn man verstehen will, in welchem Wechselspiel sich die beiden Pole bewegen, kommt man um ein drittes Buch nicht herum: Michel Houellebecqs brillanten Roman «Unterwerfung» aus dem Jahr 2015. Dort werden die Nationalkonservativen unter Marine Le Pen stärkste Kraft im Land. Um ihre Machtergreifung zu verhindern, schliessen die etablierten Kräfte eine Koalition mit der muslimischen Partei, die dann den Präsidenten stellt. Entgegen den Versprechungen führt diese die Scharia ein, die Islamisierung schreitet voran. Erst der verbissene Kampf gegen ein vermeintliches Übel hat ein anderes, wohl viel gefährlicheres, gross werden lassen.

Welche Vision ist nun aber glaubhafter, jene von Lewinsky oder die von Cueni? Als Autor einer Zeitschrift, die in einem der Bücher Teil des Bösen ist, ist man natürlich befangen. Deshalb sei das Urteil dem Leser überlassen. Ironischerweise schreibt Lewinsky (wie auch Cueni) selber ab und zu Beiträge für die *Weltwoche*. Als literarisches Gedankenspiel sind natürlich beide Szenarien legitim, selbst wenn man eines oder beide für völlig abwegig hält. Bestenfalls werden dereinst «Der Wille des Volkes» und «Godless Sun» Zeugnis sein einer verrückten Epoche, in der viele Leute solche apokalyptischen Utopien durchaus für realistisch hielten.

Charles Lewinsky: *Der Wille des Volkes*. Nagel & Kimche. 384 S., Fr. 27.90

Claude Cueni: *Godless Sun*. Offizin. 370 S., Fr. 35.90



Düstere Vision: Cueni.

Denkmal – denk mal!

Von Christoph Mörgeli

Der amerikanische Präsident Donald Trump redet seinem Volk ins Gewissen. Er wendet sich gegen Bestrebungen, die «schönen Statuen und Monumente» zu beseitigen, die an historische Ereignisse und Persönlichkeiten der Südstaaten erinnern. Man könne die Geschichte nicht ändern, aber zumindest von ihr lernen. Oder sollen die USA demnächst ihre Hauptstadt umbenennen, weil George Washington wie die meisten amerikanischen Gründervater Sklaven gehalten hat? Soll man die Erinnerung an Thomas Jefferson auslöschen, den Verfasser der Unabhängigkeitserklärung und dritten US-Präsidenten? Der Kerl hat seine schwarze Sklavin sogar geschwängert.

Donald Trump aus Manhattan – eigentlich Inbegriff der siegreichen Yankees von 1865 und Gefolgsman der Partei des Sklavenbefreiers Abraham Lincoln – stellt sich beim gegenwärtigen Bildersturm auf die Seite der konföderierten Verlierer im Süden. Auch sie haben ihre Geschichte. Auch sie haben ein Stück Anrecht auf ihren Lokalpatriotismus. Spaltet dieser Präsident im Denkmalstreit seine Nation und deren Gesellschaft? Unsinn. Er einigt sie.

Jede Gegend kennt und pflegt ihre eigene Tradition. Heimatkunde im besten Sinn. Sie ist von Region zu Region verschieden. Manchmal zeugt sie auch von Zwietracht, Unterdrückung und Bürgerkrieg. Wie zwischen Nordstaaten und Südstaaten in Amerika. Mitten in der Stadt Zürich thront ein prominentes Reiterstandbild von Hans Waldmann. Dieser einst allmächtige Bürgermeister herrschte bis 1489 wie ein despotischer Renaissancefürst über die Zürcher Landschaft. Er verbot den Untertanen die Textilproduktion und wollte den Bauern sogar die grossen Hunde untersagen. Sollen deswegen die heutigen Zürcherinnen und Zürcher, die ausserhalb der Stadtgrenze wohnen, Waldmanns Denkmal als Symbol der Unterdrückung vom Sockel stürzen?

Umgekehrt erinnert an der Schifflande in Stäfa das Denkmal eines Ketten sprengenden Landmanns an den Aufstand der ländlichen Untertanen gegen die herrschende Obrigkeit in Zürich. 1794/95 erhoben sie bei den «gnädigen Herren» in der Hauptstadt Forderungen nach Gleichheit und Gerechtigkeit – in Politik, Wirtschaft, Bildung und Militär. Sollen deswegen erboste Stadtzürcher nach Stäfa ziehen und dieses Bronze-Standbild eines Aufstandes niederreissen? Gewiss, manche Denkmäler sind hohl. Aber viele Menschen sind noch hohler.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Unschweizerisch: Schweineblut-Trump

Von Peter Bodenmann — Liess Pershing philippinische Freiheitskämpfer mit in Schweineblut getränkten Patronen erschossen?



Nachweislich nein. Trotzdem verbreitet Trump nach Barcelona diese Lüge über Twitter.

Unternehmer und Manager grosser Konzerne sind Opportunisten. Sie suchen ohne Unterlass nach neuen Opportunitäten. Und versuchen diese zu nutzen.

Deshalb machten viele von ihnen bei den zwei Beratergremien von Donald Trump mit. Deshalb sprang mehr als die Hälfte der Trump-Förderer kurz darauf wieder ab. Die letzten nach Charlottesville.

Trump ist ein instinktsicherer Stier. Als er die andauernden Misserfolge nicht mehr stoppen konnte, löste er die beiden Gremien kurzerhand auf. Wer sich nicht rechtzeitig aus dem Staub gemacht hatte, wurde gefeuert. Per Twitter. Undank war der Treuen Lohn.

Die Philippinen waren bis Ende des 19. Jahrhunderts eine spanische Kolonie. Der muslimische Süden war auf dem Papier Bestandteil des unterdrückten Landes, ohne dass die Spanier diesen Landesteil wirklich kontrollierten. Die Amerikaner kauften den Spaniern die Philippinen und ein paar Inseln – darunter Guam – für 20 Millionen Dollar ab. Gegen grossen Widerstand im eigenen Land. Zwischen 200 000 und einer Million Filipinos und Filipinas verloren danach im Kampf gegen die neuen, amerikanischen Imperialisten ihr Leben.

Die Amerikaner wollten auch den Süden kontrollieren. Der für diesen Teil des Völkermordes zuständige General Pershing soll 49 gefangene Muslime erschossen haben. Mit in Schweineblut

getränkten Patronen. Nur einen Muslim habe er verschont. Damit dieser die Geschichte weitererzähle. Danach habe – je nach Trump-Version – 25 oder sogar 35 Jahre Ruhe geherrscht.

Die Geschichte ist so frei erfunden. Die amerikanischen Kriegsverbrecher brachten Hunderttausende Filipinas und Filipinos um, auch ohne in Schweineblut getränkte Patronen.

Diese rechtsextreme Lügengeschichte ist kolonialistisch, rassistisch und menschenverachtend. Sie signalisiert Trumps Neo-Nazi-Anhängern: «Ich war, bin und bleibe einer von euch.» Auch wenn er wenige Stunden später – unter politischem Druck – seinen Chefstrategen Steve Bannon in die Wüste schicken musste.

Immer mehr Spieler wetten Geld auf den Rücktritt von Trump. Absehbarer Bestandteil seines letzten Polit-Deals: Rücktritt gegen Straffreiheit, genau wie seinerzeit bei Nixon nach Watergate. Für seine Anhänger wäre Trump danach erst recht ihr Idol, entmachtet im Kampf gegen das Establishment und gegen die Fake-News-Medien.

Was viele übersehen: Trump schadet in Europa den fremdenfeindlichen, antieuropäischen Parteien. Auch in der Schweiz. Denn Trump ist so was von unschweizerisch. Selbst die SVP-Basis empfindet mehrheitlich Befremden. Wer merkt das als Letzter im Land?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der letzte Investor

Von Kurt W. Zimmermann — Der verrückte Zeitungsnarr Christoph Blocher ist nun der siebtgrösste Verleger im Land.

Wenn man über die Zeitungsbranche redet, muss man erst über Zahlen reden. Politik kommt erst nach den Zahlen.

Als Christoph Blocher letzte Woche den Zehnder-Verlag in Wil aufkaufte, zahlte er dafür um die 35 Millionen Franken. Es war ein fairer Preis für ein Unternehmen, das 33 Millionen Umsatz macht und recht profitabel ist.

Blocher erwarb 25 Gratisanzeiger – von den *Kreuzlinger Nachrichten* über die *Zuger Woche* bis zur *Neuen Oltner Zeitung*. Die Gesamtauflage seiner Blätter liegt bei 750 000 Exemplaren. Die Post verteilt sie wöchentlich in die privaten Briefkästen.

Blocher kommt nun, wenn man auch seine *Basler Zeitung* dazurechnet, auf einen Medienumsatz von 80 Millionen Franken. Er ist damit die Nummer sieben unter den Verlegern, hinter Ringier, Tamedia und der NZZ-Gruppe aus Zürich, den AZ Medien aus Aarau, Somedia aus Chur und ESH aus Nyon, der Tochter der französischen Hersant-Média.

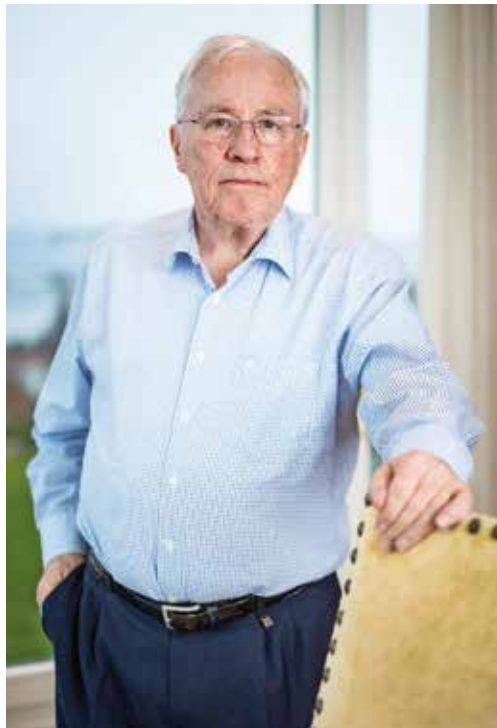
Vermutlich ist Blocher schon bald die Nummer sechs. Denn er ist im Anzeigergeschäft aktiv. Das ist interessanterweise das letzte Wachstumssegment der Zeitungen. Es gibt rund hundert regionale Gratisanzeiger in der Schweiz. Im Gegensatz zu den Tageszeitungen sind ihre Anzeigenumsätze stabil bis steigend, weil sie sich auf den Heimmarkt der lokalen Bäcker, Coiffeure und Garagisten stützen können. Es entstehen darum immer mal wieder neue Anzeiger, zuletzt etwa in Frutigen und Bülach.

Das bedruckte Papier ist sein Ding

Für Blocher gibt es damit eine Menge von Übernahmekandidaten. Er wird darum nicht bei seinen 25 Blättern stehen bleiben. Er wird zukaufen. Sein VR-Präsident Rolf Bollmann hat darum, wie man hört, bereits erste Verhandlungen mit andern Anzeiger-Verlegern aufgenommen.

Warum tut Blocher das? Am besten kann man es psychologisch erklären. Der Mann hat eine anachronistische Obsession. Blocher ist das zeitungsverrückteste Fossil der Schweiz. Die neue, digitale Welt ist ihm vollkommen egal. Das bedruckte Papier ist sein Ding. Er will es riechen und zwischen den Fingern halten.

Blocher, das ist die Ironie der Mediengeschichte, ist darum der einzige Schweizer Verleger, der noch in Zeitungsjournalismus investiert. Die grösseren Verlagshäuser wie Ringier, Tamedia und AZ Medien bauen hier nur noch ab. Auch in seine neuen Anzeiger,



Glücklich wie ein Kind: Verleger Blocher.

sagt Blocher, wird er investieren. Er will seine Zeitungen, die oft sehr hausbacken daherkommen, journalistisch höher positionieren. Das geht, wie er weiss, nicht ohne zusätzliche Redaktionskosten.

Politisch hingegen ist der Kauf des Zehnder-Verlags kein sehr taugliches Werkzeug für den SVP-Politiker. Zehnder-Blätter leben von den typischen Lokalstorys: Das neue Rotlicht funktioniert nicht, es gibt Streit in der Schulkommission, und die Pizzeria «Pomodoro» hat umgebaut.

Für SVP-Kampagnen ist da wenig Platz. Artikel über die nationale Asyl- und EU-Politik wollen die Leser der Hausecken-Blätter nicht. Auch viele Anzeigenkunden haben sich schon gemeldet und gesagt, sie hätten kein kommerzielles Interesse, in einem strammen Parteiblatt zu inserieren. Blochers neue Titel werden logischerweise einen eher konservativ-bürgerlichen Kurs steuern. Aber eine publizistische SVP-Kampfbrigade werden sie nicht. Unternehmer Blocher ist nicht so blöd, seine Kunden zu vertreiben.

Man muss die Geschichte psychologisch sehen. Christoph Blocher, inzwischen 77-jährig, ist komplett zeitungsverrückt. Er kann nun endlich 26 eigene Zeitungen, die nach Druckerschwärze riechen, in der Hand halten. Er ist glücklich wie ein Kind. Ach, lassen wir ihm den Spass.

Linksterrorismus?

Von Henryk M. Broder — Sigmar Gabriel sieht keine Probleme.

Sobald eine Rede oder sein Statement mit den Worten «Wir haben kein Problem mit...» anfängt, ist allergrösste Vorsicht geboten. In der guten alten DDR zum Beispiel hatte man kein Problem mit Arbeitslosigkeit und Alkoholismus, mit Kriminalität und renitenten Jugendlichen. Denn die DDR war der vollkommene Staat, in dem die «Erziehung zur sozialistischen Persönlichkeit» für paradisiische Zustände gesorgt hatte.



Der ehemalige iranische Präsident Achmadi-nedschad hatte kein Problem mit Homosexualität und Homosexuellen, die an Baukränen aufgehängt wurden, denn, so der Präsident während eines Auftritts vor Studenten der Columbia-Universität in New York: «Im Iran gibt es keine Homosexuellen!» Und nun kommt der deutsche Aussenminister Sigmar Gabriel und sagt: «Wir haben kein Problem mit Linksterrorismus in Deutschland. Den haben wir Gott sei Dank in den siebziger, achtziger Jahren bekämpft. Aber wir haben über 200 Tote von Rechtsterroristen. Und deswegen darf man jetzt auch nicht so tun, als ob wir ein gleichgelagertes Problem hätten. Man darf nie anfangen, die Dinge zu relativieren, sondern muss die Kinder beim Namen nennen. Und das ist rechter Terror.»

Das Kind beim Namen zu nennen, ist eine Spezialität des deutschen Aussenministers; und nichts ist ihm so fremd wie die Unsitte, Dinge zu relativieren. Deswegen hat er vor ein paar Tagen vorgeschlagen, dem türkischen Präsidenten Erdogan «weniger Beachtung zu geben». Zu behaupten, wir hätten «kein Problem mit Linksterrorismus in Deutschland», ist so wahr wie die Feststellung, es gebe in Deutschland kein Problem, das Angela Merkel nicht lösen könnte. Die verummten Gestalten, die neulich Hamburg in ein Schlachtfeld verwandelt haben, waren wohl Musikfans, die keine Karten mehr für die G-20-Feier in der Elbphilharmonie bekommen hatten. Und diejenigen, die jede Nacht Autos in Berlin und Leipzig abfackeln, sind keine linken Terroristen, sondern Umweltschützer, die den Ausstoss von Stickoxiden verringern wollen.

Möglich aber auch, dass Gabriel es anders gemeint hat. «Wir haben kein Problem mit Linksterrorismus» kann auch bedeuten: «Wir Sozialdemokraten haben kein Problem mit Linksterrorismus. Denn alles, was von links kommt, ist immer gut.»

Die Wurzeln der Bösen

Von Thomas Renggli — Am Unspunnenfest werden die helvetischen Traditionen gehegt – und die bösesten Sportsmänner auserkoren. Der Sieg am Unspunnen-Schwinget ist exklusiver als der Königstitel des Eidgenössischen.

Schwinger sind wehrhafte Mannsbilder. Sie stellen sich mit Bärenkräften und Kampfeslust gegen den Lauf der Zeit und huldigen den alteidgenössischen Traditionen wie zu Gotthelfs Zeiten. Zur Arbeit treten sie in Zwiilchhosen an, zur Preisverteilung in der Tracht. Dazwischen waschen sie sich am



Holzbrunnen Hände und Nacken und verpflegen sich mit Wurst und Käse. Ihre Feste werden vom Jodelchor, von Fahenschwingern und von Alphornbläsern begleitet. «Swissness!», rufen Marketingexperten voller Begeisterung. Doch allein mit dieser Wortkreation stünden sie an einem Schwingfest im Abseits. Denn das Verwenden von neu-deutschen Ausdrücken ist verpönt. Das Fachmagazin *Schlussgang* erinnert seine Leser an den Verhaltenskodex für Sägemehlneulinge: «Man soll an einem Schwingfest keine englischen Ausdrücke verwenden.»

«Weniger ist mehr»

Anlässlich des Unspunnen-Schwingets erleben die bösen Eidgenossen am 27. August ihren Saisonhöhepunkt – und die Rückkehr zu den eigenen Wurzeln. Denn anders als an den Eidgenössischen Schwing- und Älplerfesten, wo das Nationalspiel im Dreijahresrhythmus zum massentauglichen Open-air-Volksfest mit gewaltigem Rahmenprogramm und monumentalen Stahlrohrbauten wird, gilt in Interlaken die Losung «Weniger ist mehr». «Wir haben uns entschieden, den Unspunnen-Schwinget infrastrukturell und logistisch im bisherigen Rahmen zu belassen», sagt Rolf Gasser, der Geschäftsleiter des Eidgenössischen Schwingerverbands. Mit anderen Worten: Auf der Höhematte in Interlaken bietet die Arena 15 000 Zuschauern Platz. Vor Jahresfrist am Eidgenössischen wurde auf dem Flugplatz von Payerne ein Stadion mit 50 000 Plätzen aus dem Boden gestampft. Der Gabentempel am Unspunnenfest umfasst Preise im Wert von rund 200 000 Franken. Am Eidgenössischen war diese Summe fünfmal grösser. Allerdings nehmen am Unspunnenfest nur 120 Schwinger teil – am Eidgenössischen sind es doppelt so viele. Trotzdem liesse sich angesichts der weiter wachsenden Popularität der freundeidgenössischen Kampfkunst auch der Unspunnen-Schwinget fast beliebig erweitern: «Wir könnten eine rund dreimal grössere Arena füllen», sagt Hannes Rubin, der OK-

Präsident des Unspunnen-Schwinget, «doch dann müssten wir auf den ehemaligen Militärflugplatz in Interlaken ausweichen, und dies würde gegen den Geist des Festes verstossen.»

Magischer Ort

Paul Vogel, der Obmann des Eidgenössischen Verbandes, sieht den Boom auch als Folge des Zeitgeistes: «In den 1980er Jahren galt unser Sport als altmodisch und der Schwinger als stur. Heute aber sind Tradition und Brauchtum wieder im Kommen. Die Leute sehen, wie friedlich und gesittet es bei uns zugeht.» Und das Berner Oberland lebt das helvetische Brauchtum besonders intensiv und inbrünstig vor. Hier steht das nationale Freilichtmuseum Ballenberg, hier finden die Tellspiele statt, von hier stammt der populärste Bundesrat der Welt, «Eiger, Mönch und Ogi». «Im Berner Oberland sind die Traditionen wohl noch stärker im Alltag verwurzelt als in anderen Regionen der Schweiz – nicht zufällig gilt der Unspunnen-Schwinget als eines der ältesten Schwingefeste überhaupt», sagt Hannes Rubin.

So besass der Mythos Unspunnen schon immer eine nationale Ausstrahlung. Die trutzige Burg, die beeindruckende Bergkulisse, die malerische Lage des alten Festplatzes zwischen Briener- und Thunersee verkörpern das Schwingen wie sonst wohl nur noch die Naturarena auf dem Brünig: «Am Unspunnen ist der Zuschauer dem Athleten viel näher als am Eidgenössischen», sagt Rolf Gasser.

Ursprünglich war der Unspunnen-Schwinget ein Berner Anlass. Von den anderen Teilverbänden wurden zwar regelmässig Spitzenschwinger eingeladen, doch rein protokollarisch besass er keinen speziellen Status. Dies änderte sich erst 1982 mit einer Statutenrevision des Eidgenössischen Schwingerverbands. Per Mehrheitsentscheid erwies man den bösen Bernern die Reverenz und beförderte den Unspunnen-Schwinget zu einem Fest mit nationalem Charakter. Dahinter lag auch die Idee, den Traditionsanlass mit dem (ebenfalls alle sechs Jahre stattfindenden) Kilchberger Schwinget gleichzusetzen und so jeweils in der Saison nach einem Eidgenössischen ein nationales «Revanchefest» durchzuführen. Trotz der grossen Bedeutung der Anlässe fehlt ein substanzieller Teil der Schwingerkultur. Kränze gibt es weder am Kilchberger noch am

Unspunnen zu gewinnen. «Diese Konstellation fördert das offensive Schwingen», sagt Rolf Gasser, «weil so nicht mit dem Rechenschieber gekämpft wird.»

Der Appenzeller Thomas Sutter gehört zum exklusiven Kreis der Schwinger, die sowohl den Königstitel (1995) wie auch den Unspunnen-Schwinget (1993) gewannen: «Der Sieg am Unspunnen war für mich insofern ganz speziell, als ich ihn schon als Neunzehnjähriger errang. Er war mein grosser Durchbruch.» Sutter feierte den Triumph vor historischer Kulisse auf dem Bödeli. Mit dem Umzug auf den neuen Festplatz, auf der Höhematte, sei wohl etwas von der Ursprünglichkeit des Festes verlorengegangen, sagt Sutter. Ähnlich sieht es Ernest Schläfli, Freiburger Schwingerlegende mit fünf eidgenössischen Kränzen: «Die Unspunnen-Matte war ein magischer Ort des Schwingens – der heutige Festplatz wird dem Anspruch an ein modernes Fest gerecht.

«Ich habe in meiner Karriere 31 Munis gewonnen, aber der vom Unspunnen war der mächtigste.»

Ich will das nicht positiv oder negativ werten, aber im Volk gibt es auch kritische Töne.» Schläfli verbindet mit dem Unspunnen die Erinnerungen an seinen grössten Triumph: Hier räumte er 1976 die gesamte Konkurrenz aus dem Weg und durfte nach einem spektakulären Schlussgang gegen den Berner Fritz Uhlmann den Siegermuni abholen: «Ich habe in meiner Karriere 31 Munis gewonnen, der vom Unspunnen aber war der mächtigste», erzählt Schläfli. Mit weniger mussten sich seine Mitstreiter begnügen. Der achtplatzierte Karl Meli, der im Anschwingen Schläfli platt gelegt hatte, erhielt einen Holzstuhl. Später gab es während einer längeren Phase für alle Teilnehmer Einheitspreise – eine aus Holz geschnitzte oder aus Bronze gegossene Schwingerskulptur: «Diese Praxis stand für die Einheit der Schwingerfamilie – und sollte demonstrieren, dass schon die Teilnahme wertvoll ist», erklärt Schläfli.

Ohne Vorgeplänkel

Rein sportlich ist die Leistungsdichte am Unspunnen grösser als an einem Eidgenössischen und der Sieg damit ähnlich hoch einzustufen. Wer von seinem Teilverband aufgeboten wird, darf sich zu den 120 besten Schwingern des



«Eiger, Mönch und Ogi»: Alphornbläser auf der Höhematte in Interlaken.



Spitzenschwinger unter sich: Martin Graf am Unspunnenfest 2011.



«Revanchefest»: Unspunnen-Schwinget 2011.

Landes zählen. Und weil der Schweinget in Interlaken an nur einem Tag stattfindet, gibt es keine langen Vorgeplänkel: «Es kommt am Unspunnen schneller und öfter zu Spitzenpaarungen als am Eidgenössischen», sagt Rolf Gasser. Ein Blick in die Siegerliste bestätigt diese Einschätzung: Nach Sutter triumphierten in Interlaken mit Jörg Abderhalden (1999), Martin Grab (2006) und Daniel Bösch (2011) ausnahmslos weitere Sägemehl-Giganten: «Am Unspunnen gewinnen nur die ganz Bösen», so Gasser. Grabs Triumph von 2006 war eine historische Besonderheit. Aufgrund der Unwetterkatastrophe musste das Unspunnenfest 2005 um zwölf Monate verschoben werden. Deshalb sind die Preise des vorletzten Festes mit einem falschen Datum gekennzeichnet.

Damals wie heute feierten die Eidgenossen das «Grosse Unspunnenfest», das in der Neuzeit im Zwölfjahresrhythmus abgehalten wird und das ganze eidgenössische Brauchtum mit zwölf Verbänden einbezieht. Die Schwinger kommen nur am ersten Sonntag zum Einsatz – und besitzen dennoch eine Strahlkraft, die den Gesamtanlass in den Schatten stellt: «Wenn man einen Aussenstehenden auf das Unspunnenfest anspricht, denkt er zuerst an die Schwinger und an das Steinstossen», sagt Ueli Bettler, der OK-Präsident des gesamten Anlasses. Dabei wird während neun Tagen an jedem Tag etwas geboten – mit dem grossen Umzug unter Beteiligung aller 26 Schweizer Kantone und der Festaufführung in der Arena am zweiten Wochenende als Höhepunkt: «Wir wollen auch für die Jugend ein Türöffner zu schweizerischen Traditionen und Bräuchen sein», sagt Bettler. Die Schwinger und Steinstösser seien medial das Aushängeschild, doch in ihrem Windschatten könne die ganze Schweizer Geschichte erlebt werden: «Nur fürs Schwingen sind die Billette ausverkauft – sonst haben wir noch genügend freie Plätze.» Der OK-Chef streicht die Zusammenarbeit zwischen den Schwingern und den restlichen Festteilnehmern hervor: «Die Schwinger haben die Arena aufgebaut, die anderen sind für den Abbau zuständig.» Über das Sicherheitsdispositiv schweigt sich der OK-Präsident aus. Man sei bestens vorbereitet, aber es werde weder Personenkontrollen noch Metalldetektoren geben: «Das würde den Charakter des Anlasses zerstören.» Im Notfall wären ja noch ein paar baumlange Eidgenossen zur Stelle.

Diplomatische Störungen

Bettler rechnet mit 150 000 Besuchern – und ist besonders stolz darauf, dass zwei Bundesräte dem Fest ihre Aufwartung machen: beim Schwinget Sportminister Guy Parmelin, am Festakt eine Woche später Bundespräsidentin Doris Leuthard. Doch im Vordergrund soll das gemeine Volk stehen: «Die einheimischen Traditionen erleben eine Renaissance. Und wir wollen sie nicht verstauben lassen.» Unter

anderem sind 46 Schulklassen aus der ganzen Schweiz nach Interlaken eingeladen.

Doch im Zentrum des medialen Interesses stehen die Schwinger. Auf einen Siegertipp will sich von den Veranstaltern niemand einlassen – zu gross könnten die innereidgenössischen diplomatischen Störungen sein. Doch allein ein Blick auf die Notenblätter dieser Saison macht klar: An den Bernern führt kein Weg vorbei. Als Top-Favorit steigt der kolossale Christian Stucki ins Sägemehl. Die Könige Matthias Sempach und Kilian Wenger können ihm das Leben am ehesten schwermachen – und der Thurgauer Samuel Giger, der Bündner Armon Orlik und der Entlebucher Joel Wicki gelten als aussichtsreiche Aussenseiter. Und der St. Galler Daniel Bösch freilich hat sich mit seinem Triumph auf der Schwägälp am vergangenen Sonntag wieder ins Gespräch für eine historische Premiere gebracht. Noch kein Schwinger hat den Unspunnen zweimal gewonnen.

Kein Ticket im freien Verkauf

Der moderne Schwinger ist längst ein Medienstar – und das Nationalspiel ein Massenphänomen. Die Tickets für den Unspunnen-Schwinger kamen nie in den freien Verkauf. Sie wurden den Schwingerklubs im Verhältnis zu deren Grösse zur Verfügung gestellt. Für die Interlakener gab es keinen Heimbonus – was da und dort für Unverständnis sorgte. Immerhin: Eine Public-Viewing-Arena bietet weiteren 15 000 Zuschauern Platz. So ganz ohne englische Ausdrücke kommt die moderne Eidgenossenschaft also doch nicht aus – und ohne Sponsoren schon gar nicht. Der Aussichtsturm trägt das Label von Tissot und den Jungfraubahnen, in der Pause kann das Migros-Chalet besucht werden, die Post verkauft eine Sonderbriefmarke, und die Bernhardiner sind von Suzukis flankiert. Der Hauptpreis am Unspunnen kommt auf vier Beinen daher, wiegt 900 Kilogramm und ist ein gebürtiger Berner Oberländer: Muni «Gottlieb» vom Bauern Daniel Bieri aus Unterseen. Doch Gottlieb ist nicht Gotthelf. Das Fleckvieh verdankt seinen Namen Gottlieb Duttweiler. Und der war weder Bauer noch Schwinger, sondern Migros-Gründer. «Ohne Sponsoren ist ein Anlass dieser Grössenordnung nicht mehr durchzuführen», sagt Ueli Bettler. Das Budget des Unspunnenfests beträgt fünf Millionen Franken. Darin inbegriffen sind der Alpsegen für alle Festbesucher und Weidetiere auf der Höhematte.

Auf den Segen des Wettergottes hofft auch Hannes Rubin. «Im Gegensatz zum Eidgenössischen haben wir keine gedeckten Tribünen», sagt der Sägemehl-Chef. Das erfordert von den Besuchern eine natürliche Härte. Denn wer an einem Schwingfest einen Regenschirm aufspannt, verstösst gegen die ungeschriebene Hausordnung und hat spätestens nach fünf Sekunden ein gravierendes Problem mit den Zuschauern in seinem Rücken. ○

Traditionen

Volkstümlicher Koloss

Von René Zeller — Nur wenige können den Unspunnenstein stossen. Aber viele wollen dabei sein, wenn Brauchtum gefeiert wird. Interlaken ist der Olymp der traditionsbewussten Schweiz.

Unspunnen. Schon der Begriff klingt patiniert, von gestern. Das ist durchaus stimmig. Die mittelalterliche Burg Unspunnen, auf einem Felssporn bei Interlaken erbaut, soll bereits im 13. Jahrhundert als Kulisse für Wettspiele der alpinen Landbevölkerung gedient haben.

Der eigentliche Ursprung des legendären Trachten- und Alphirtenfestes datiert aus dem Jahr 1805. Die Initianten handelten aus politischen Motiven. Nach dem Einmarsch der napoleonischen Truppen anno 1798 mutierte die Schweiz kurzzeitig zum Zentralstaat. In Bern endete die Vorherrschaft der Stadt über die Landschaft, das Oberland wurde als gleichgestelltes Gebiet verselbstständigt. Die Ära der Helvetik dauerte aber nur bis 1803. Das Rad der Geschichte wurde zurückgedreht, die Herrschaft der Patrizier lebte wieder auf.

Imposante Kulisse

In der Absicht, die Spannungen zwischen Stadt und Land abzubauen, luden vier Bernburger am 17. August 1805 zu einem vaterländischen Fest nach Interlaken. Schwinger kämpften, Scharfschützen schossen, Chöre sangen, Alphörner erklangen, Steinstösser traten auf den Plan. Das angereiste Publikum, darunter namhafte Fürsten, Freiherren und andere vornehme Leute aus nah und fern, staunte und klatschte.

Die Absicht, am Fuss der Unspunnenburg die Versöhnung zwischen Stadt und Land voranzubringen, war nicht erfolgreich. 1808, als das Fest wiederholt wurde, verfehlten die politischen Brückenbauer ihr hehres Ziel erneut; gestritten wurde auch in den Folgejahren. Aber in anderer Hinsicht waren die ersten beiden Unspunnenfeste wegweisend. Altes Volksliedgut fand zu neuer Blüte, der Alphornklang erlebte eine Renaissance, alpine Traditionen lebten auf. Die Veranstalter der Unspunnenfeste von 1805 und 1808 waren auch insofern Trendsetter, als sie den Fremdenverkehr im Berner Oberland ansties. Und Interlaken wurde damals mit folkloristischen Insignien geschmückt, deren sich schweizerische Touristiker noch heute bedienen.

Brauchtum ist lokal verwurzelt. Die Genfer feiern die Escalade, die Engadiner den Chalandamarz. Zürich ohne Sechseläuten ist fast so



unvorstellbar wie Sursee ohne Gansabhauet. Auch das Unspunnenfest lässt sich unmöglich transferieren, es kann nur vor der imposanten Kulisse der Berner Majestäten Eiger, Mönch und Jungfrau stattfinden. Und dennoch ist der mythenumrankte Anlass von überragender nationaler Bedeu-

tung. Martin Sebastian, Autor des zum diesjährigen Unspunnenfest erschienenen voluminösen Bildbands, erinnert daran, dass einzig in Interlaken das gesamte Spektrum der Volkskultur im Festkleid präsentiert wird: Jodeln, Chorgesang, Volksmusik, Alphorn, Schwingen, Steinstossen, Trachtentanz, Schiessen, Hornussen, Fahnschwingen.

Die Bedeutung, die dem Unspunnen in historischer Perspektive beizumessen ist, kontrastiert mit dem politischen Misserfolg der Gründerväter. Nach dem Fest von 1808 fand während fast hundert Jahren in Interlaken kein vergleichbarer Anlass mehr statt. Gleichwohl trug die Saat Früchte. Im 19. Jahrhundert vereinigten sich Schützen,

Als Traditionsanlass hat sich das Unspunnen erst nach dem Zweiten Weltkrieg etabliert.

Turner, Sänger in Verbänden, um sich auf kantonaler und nationaler Ebene im friedlichen Wettstreit zu messen. 1832 fand in Aarau das erste eidgenössische Turnfest statt. Gottfried Keller, Zürichs grosser Dichter, beschrieb in der Novelle vom «Fähnlein der sieben Aufrechten» trefflich die patriotisch-liberale Aufbruchstimmung, die im 1848 gegründeten Bundesstaat vorherrschte. Die Pionierrolle, die den ersten beiden Unspunnenfesten zukam, zeigt sich auch daran, dass das dort eingeführte Ritual der Siegerehrungen an anderen volkstümlichen Anlässen Nachahmung gefunden und bis heute überdauert hat.

Erinnerung an die Kriegsjahre

Als 1905 das dritte Unspunnenfest über die Bühne ging, waren nicht mehr politische Absichten massgebend. Die Region zwischen Thuner- und Brienersee und darüber hinaus das Berner Oberland sollten touristisch ins beste Licht gerückt werden. Seit 1805 hatte sich Interlaken zum Fremdenver-



Wie alles begann: Szenen aus dem frühen 19. Jahrhundert.

kehrsort mit internationalem Flair gemauert. Also feierte man das 100-Jahr-Jubiläum der Hirtenfeste in Unspunnen. Neben den traditionellen Disziplinen lockte ein üppig gestalteter Festumzug viel Publikum an den Schauplatz.

Als wiederkehrender Traditionsanlass hat sich das Unspunnen erst nach dem Zweiten Weltkrieg etabliert. In unregelmässigen Abständen haben seither sechs Feste stattgefunden. Die Austragung von 1946 war geprägt von der Erinnerung an die Kriegsjahre. General Henri Guisan weilte unter den Gästen. Bundesrat Philipp Etter, der als Festredner amtierte, fasste den Zeitgeist so zusammen: «Als ich gestern in der Morgenfrühe von Bern nach Zürich fuhr und an den Bahnhöfen das Trachtenvolk sah, das sich zur Fahrt nach Unspunnen rüstete, da kam mir das vor wie ein Aufbruch, wie eine Generalmobilisation und ein Truppenzusammenzug des schweizerischen Geistes.»

Stein als Diebesgut

Die lokalen Organisatoren der Brauchtumsolympiade bewegen sich auf dem schmalen Grat zwischen Gigantismus und lokalpatriotischer Gegenwelt vorwärts. Sie wissen, dass sie allein für die auf einer Popularitäts-

welle reitenden Schwinger eine Arena füllen könnten, die Zehntausenden Platz bietet. Doch der volkstümliche Koloss soll nicht ins Unermessliche wachsen, nicht von kommerziellen Interessen überwuchert werden. Ein Koloss ist gleichwohl unabänderlich mit dem folkloristischen Fest der Feste verbunden. Der Unspunnenstein ist Markenzeichen und Zankapfel zugleich. Es waren appenzellische Kraftprotze, die 1805 einen 184 Pfund schweren Kieselstein nach Interlaken mitbrachten. 1808 sodann diente ein geringfügig leichter Granitbrocken aus dem Haslital den wägstern Steinstössern als Wurfgerät. Dieser 83,5 Kilogramm schwere Unspunnenstein mutierte am 3. Juni 1984 zum Corpus Delicti. Mitglieder der jurassischen Separatistengruppe Béliers entwendeten das symbolträchtige Objekt aus dem Tourismuseum in Unterseen bei Interlaken. Erst 2001 kam die von den Aktivisten als Stein des Anstosses missbrauchte Diebesbeute wieder zum Vorschein – um vier Jahre später erneut entwendet zu werden.

Der unrühmliche Streit um den Unspunnenstein hat den Separatisten mehr geschadet als genützt. Sympathien holten sich die politisch motivierten Langfinger nicht. Dass sie den seit 1808 verwendeten Brocken mit

Europasternen und mit dem Datum des EWR-Nein-Plebizits verunzierten, stiess beim Publikum der Steinstösser auf null Toleranz. Vielmehr trugen die Béliers unfreiwillig dazu bei, den Mythos Unspunnen zu befeuern.

Am Vorabend des zehnten Unspunnenfestes seit 1805 hält OK-Präsident Ueli Bettler zufrieden fest: «Der Mythos lebt.» Man kann ihm schwerlich widersprechen. Brauchtum boomt. Wer erinnert sich noch an das vertrackte Jubiläumsjahr 1991, als erboste Kulturschaffende unter dem Schlagwort «700 Jahre sind genug!» der Eidgenossenschaft den Rücken kehrten? Davon werden die Interlakner Festspiele, das «Woodstock der Urchigen» (Klaus Zaugg), nicht tangiert werden. Feierstunden ländlichen Zuschnitts sind die Antithese zu einer urbanisierten, globalisierten, individualisierten Gesellschaft.

Heimliche Expo

Besonders eindrücklich manifestiert sich die Rückbesinnung auf schweizerische Traditionen an Schwingfesten. Am Eidgenössischen 2016 in Estavayer-le-Lac bevölkerten schon am Freitagabend Zehntausende die

Manchmal ist es besser, wenn die politischen Instanzen ausgesperrt bleiben.

Festzelte, bevor die bösen Männer tags darauf im Sägemehl zusammengriffen. Man schwelgte beim Vorglühen in Vorfreude. Wer kein Edelweisshemd in seinem Fundus hatte, kaufte schleunigst eines.

Dass Brauchtum en vogue ist, wird das Unspunnenfest 2017 unter Beweis stellen. Anwälte, Politiker und Investmentbanker werden auf den Festplätzen anzutreffen sein, Schulter an Schulter mit Landwirten und Handwerkern. Gesellschaftliche Grenzen verfließen. In Interlaken wird ein friedliches Fest der Heimat über die Bühne gehen. Von einem Stelldichein der Ewiggestrigen wird nicht die Rede sein.

Es scheint fast so, als avanciere das Unspunnenfest zu einer heimlichen Expo, zu einer Landesausstellung der Traditionen. Vorgängige Zankereien um zeitgemässe Konzepte, visionäre Würfe und um finanzielle Verteilungsschlüssel sind ausgeblieben. Manchmal ist es besser, wenn die politischen Instanzen ausgesperrt bleiben.



Martin Sebastian: Unspunnen: Die Feste – Die Geschichte. Verlag Alpenrosen. 320 S., Fr. 48.–

Feiern mit Königen

Von Philipp Gut — Die Schwingerkönige Noldi Ehrensberger und Harry Knüsel haben mich an den Schwägalp-Schwinget eingeladen. Ich erhielt faszinierende Einblicke hinter die Kulissen und erfuhr, was die Szene umtreibt.

Ja, die Kulisse ist grandios: Die Schwägalp, 1350 Meter über Meer, liegt unter den Steilwänden des Säntis, den sie hier oben nur «den Berg» nennen, im Grenzgebiet zwischen dem sankt-gallischen Toggenburg und dem Appenzell. Jedes Jahr Mitte August findet hier eines der schönsten Bergschwingefeste



statt. Diesmal ist die Affiche eine besondere: Sieben Tage vor dem Unspunnen in Interlaken treffen die Schwinger aus der Nordostschweiz auf die Gäste aus dem Kanton Bern und der Südwestschweiz. Am Ende gewinnt mit Daniel Bösch, dem amtierenden Unspunnen-Sieger, ein Einheimischer. Der Jubel ist gross, als er im Schlussgang den Berner Thomas Sempach auf den Rücken legt. 13 250 Zuschauer sind gekommen, ein Rekord.

So schön die Umgebung ist und so packend die Kämpfe sind, mich interessiert noch mehr der Blick hinter die Kulissen. Die befreundeten Könige Noldi Ehrensberger (gekrönt 1977 in Basel) und Harry Knüsel (1986, Sitten) haben mich eingeladen und weihen mich in die faszinierende Welt des Schwingens ein. Man könnte sich keine berufeneren Führer vorstellen.

Das Leben verändert sich auf einen Schlag

Wir reisen bereits am Freitagabend an – bei heftigem Gewitterregen ist es um 19 Uhr apokalyptisch dunkel – und sind damit nicht die einzigen. Das Hotel «Säntis», direkt mit der Schwebbahn auf den Berg verbunden, ist voll von Freunden des urigen Sports. Noldi, wie Ehrensberger alle nennen, kommt etwas später: Er fährt mit dem Velo von seinem Wohnort im Zürcher Unterland auf die Schwägalp hoch. Als er eintrifft, sind die Diskussionen an der Hotelbar in vollem Gang.

Die rasende Entwicklung des Schwingwesens gibt zu reden. Geht die Vermarktung zu weit? Gefährdet der Boom die Traditionssportart? Am meisten störe ihn, dass so viele Billette an die Sponsoren gingen und nicht mehr für die Schwingerfreunde zur Verfügung stünden, sagt Köbi Niederer, der seit Jahrzehnten Schwingfeste besucht. Besonders an eidgenössischen Grossanlässen seien ganze Tribünen mit *very important persons* (VIP) besetzt. «Die siehst du dann nach dem Apéro nicht mehr.»

Werbung zu machen, habe erst mit Jörg Abderhalden begonnen, dem König von 1998, 2004 und 2007, sagt Noldi Ehrensberger. «Früher war das so verboten, wie Kinder anzu-

fassen.» Doch er möge es den Heutigen gönnen, fügt er an. Allerdings verdienten nur wenige Spitzenschwinger mehr mit dem Sport und mit Werbeverträgen als mit ihrer Brotarbeit (Profis gibt es nach wie vor nicht). Zu den Abräumern der Branche zählten Matthias Sempach, Kilian Wenger, Christian Stucki und

der amtierende Schwingerkönig Matthias Glarner.

Ehrensberger feiert in diesen Tagen das 40-Jahr-Jubiläum seiner Thronbesteigung. Er ist vergleichsweise kleingewachsen, von gedrungenen Gestalt, die seine Kräfte ahnen lässt, und spricht mit Hochdruck geradeheraus. An den siegreichen Schlussgang am Eidgenössischen im alten Basler St.-Jakob-Stadion («Jog-geli») erinnert er sich, als ob es gestern gewesen wäre. Er habe seinen Widersacher Peter Steiger, der bloss 82 Kilogramm wog, aber ein hervorragender Techniker gewesen sei, «brutal ghebet» und dann links heruntergedrückt. Ehrensberger war auch ein erfolgreicher Nationalturner und Ringer. «Ich wusste: Wenn ich jetzt verliere, werde ich mir bis zum Tod Vorwürfe machen.» Es kam anders – und sein Leben veränderte sich auf einen Schlag. Er war eine nationale Figur und ist es bis heute geblieben. «Sali, Noldi», rufen Vorbeigehende immer wieder.

Das plötzliche überwältigende Interesse an seiner Person veranschaulicht eine Anekdote: Noch als er nackt unter der Dusche stand, kam die erste Journalistin auf Ehrensberger zu und fragte, wer sein Lehrer und Pfarrer gewesen sei. «Das hat mich nicht gestört», sagt Ehrensberger mit einem Lächeln und gibt mir einen freundschaftlichen Klaps, der mich fast vom Stuhl haut. «Ich hatte ein Leben wie Hannes Schmidhauser in jungen Jahren. Ab und zu habe ich eine Ehrendame nach ihrem Heimweg gefragt.»

Die Attraktivität, die bis heute von den «Bösen» ausgeht, spürt man auch an diesem Schwägalp-Wochenende. Weibliche Sportfreunde streiten darüber, wer gegenwärtig der schönste Schwinger im Land sei. «Der Graber Willy», meint eine, hoch im Kurs steht aber vor allem Sämi Giger, der erst neunzehnjährige, athletische Thurgauer mit seinem frühergrauten kurzen Haar, der George Clooney des Sägemehls. Seine Mutter stamme aus dem Berner Oberland und fahre Postauto auf der Strecke Weinfeld–Frauenfeld, erzählen Eingeweihte. Bonuspunkte auf der Beliebtheitss-

kala holte sich Giger, weil er auf einen Werbevertrag in der Höhe von 100 000 Franken verzichtete. Er sei noch Lehrling, begründet er den Entscheid.

Beim Abendessen wechseln wir zu Rotwein und schliesslich zu Kafi Luz, Marke Eigenbrand. Dabei ist auch eine resolute Blondine aus dem Bündnerland, in der Szene unter dem Spitznamen «Peach» bekannt. Sie unterstütze Schwinger seit Jahren, es habe schon regelrechte Dramen um ihre Zuneigung gegeben, heisst es. Die Helden aus dem Fernsehen erhalten aus der Nähe ihre menschliche und manchmal allzu menschliche Gestalt.

Am Tisch sitze ich neben Noldi Ehrensberger und Kurt («Küde») Honegger, Finanzchef des Eidgenössischen 2004 in Luzern. Damals habe die Neuzeit des Schwingens begonnen, erzählt dieser: Die Übertragungsrechte wurden in grossem Stil verkauft, erstmals berichtete das Schweizer Fernsehen die ganzen zwei Festtage, moderiert vom kürzlich verstorbenen Kurt Zurfluh und von Regula Späni. «Auf Kurt selig!», ruft sein Namensvetter. Wir stossen an mit den schön durchsichtigen Kafigläsern.

Um Viertel nach elf geht Noldi, der Velofahrer, ins Bett, wir anderen trinken und reden noch ein bisschen weiter. Plötzlich, es ist längst nach Mitternacht, fangen am Nachbarstisch zwei Frauen zu jodeln an. Sofort ist es still. Verblüffend bleibt, zu beobachten, wie eine fast andächtige Stimmung einkehrt, Unterarme überziehen sich mit Hühnerhaut. Ich frage die Jodlerinnen – die Schwestern Heidi Klopfenstein und Sonja Briggen aus Frutigen im Berner Oberland –, warum diese Musik solche Emotionen auslöse. «Weil es von Herzen kommt und wir mit Haut und Haaren dabei sind, wenn wir singen», sagt Sonja, die ältere der beiden. Am schönsten sei es, wenn jemand irgendwo einen Jodel anstimme und dann die anderen spontan einstimmten.

Bubentraum tausend Schweine

Die Nacht ist kurz, der Morgen frisch. Tausende drängen jetzt auf die Schwägalp. Pünktlich um halb neun geht es los mit dem ersten Gang, die Spitzenschwinger kämpfen rotierend auf einem der drei Sägemehlringe, damit alle Zuschauer sie von Nahem sehen. Doch Feldstecher wie am Eidgenössischen braucht es hier nicht.

Beim Frühstück hat sich Harry Knüsel zu uns gesellt. Er sei der König, der am meisten aus dem Titel gemacht habe, sagt man in Schwingerkreisen anerkennend. Vielleicht hat das mit



«Einfach auf den Rücken»: Könige Knüsel (l.), Ehrensberger.

seinen vielseitigen Interessen und Begabungen zu tun. Das Schwingen sei für ihn immer nur ein Teil des Lebens gewesen, sagt Knüsel, der mit seiner hohen, schlanken Statur so weit von einem Brocken wie Christian Stucki entfernt

Weibliche Sportsfreunde streiten darüber, wer gegenwärtig der schönste Schwinger im Land sei.

scheint wie das Berner Seeland vom Säntis. Knüsel verstand es meisterhaft, den Sport, das Private und das Geschäftliche zu verbinden. Natürlich öffnet der Königstitel viele Türen, aber man muss damit auch etwas anfangen können: «Man muss den Schwingerkönig leben – und das ist Arbeit», sagt Knüsel.

Mit 25, mitten in der aktiven Karriere, erfüllte sich der Bauernsohn aus Abtwil AG ohne eigenen

Hof einen Bubentraum: Er gründete eine Schweinefarm und hatte am Schluss 1700 Tiere. Mit dem ersten «Schweinegeld» kaufte er ein Stück Land – der Einstieg in einen schwungvollen Immobilienhandel. Mit dreissig eröffnete er mit einem Berufsschulkollegen ein Tiefbaugeschäft und hatte auch hier Erfolg: Er führte es von null auf mehr als vier Dutzend Mitarbeiter. Mit fünfzig hat Knüsel die Geschäfte abgegeben. Er habe ausgesorgt und geniesse die «komplette Unabhängigkeit».

Während die Jungstars Sämi Giger und Armon Orlik gegen die Routiniers Daniel Bösch und Thomas Sempach vor der Säntiswand im Sägemehl um den Sieg kämpfen, philosophiert König Harry über die Veränderungen im Schwingen. Das Training sei zwar noch professioneller geworden, aber der Sport nicht unbedingt hochstehender. «Schwingen ist Schwingen. Der Gegner muss einfach auf den

Rücken.» Im Schlussgang des Eidgenössischen 1986 in Sitten bodigte Knüsel den zweimaligen König Dr. Ernst Schläpfer mit einem Schwung, den er extra für diesen Gegner trainiert hatte. Mit der überraschenden «Eigenkreation» legte er den Favoriten flach.

Entstand daraus eine besondere Rivalität mit Schläpfer? «Nein, er war ein fairer Verlierer und sogar mein erster Gratulant», so Knüsel. Als er zwanzig Jahre Titel feierte, lud er 500 Gäste und sämtliche Könige ein. Schläpfer gab sich sportlich: «Es ist doch nicht so schlecht, dass ich damals verloren habe, sonst gäbe es jetzt dieses Fest nicht», habe er gesagt.

Die viel diskutierte Kommerzialisierung, die vor allem am Eidgenössischen zu spüren ist, hält der gewiefte Geschäftsmann Knüsel nicht für schädlich, im Gegenteil: Das sei Werbung für den Sport, davon profitierten auch die kleineren Feste. Es sei für diese einfacher geworden, Sponsoren zu finden. Allerdings, mahnt Knüsel, dürfe die traditionelle Ehrenamtlichkeit nicht verlorengehen. Es führe zu Spannungen und Problemen, wenn einige der Organisatoren und Funktionäre bezahlt würden und andere nicht, erzählt Knüsel in der Mittagspause am Ehrentisch des Banketts. Es gibt Fleischvogel mit Kartoffelstock und zum Dessert eine Cremeschnitte mit Appenzeller Schnaps.

Acht Eier und ein Schluck Kirsch

Das geistige Getränk spielt in der Geschichte der Schweizer Könige auch auf dem Schwingplatz eine Rolle. Max Widmer, der König von 1958, habe am Wettkampftag acht bis zehn Eier in eine Bierflasche gefüllt, etwas Traubenzucker und Kirsch dazugegeben und regelmässig einen Schluck des Zaubertranks genommen, erzählt seine Tochter Silvia am Rand des Schwägälp-Schwingets. Ähnliches berichtet Karl Meli junior, der Sohn des gleichnamigen Königs von 1961 und 1964 und selbst ein Kranzschwinger: Sein Vater habe rohe Eier mit Weisswein gemischt. Proteinshakes gab es damals noch nicht.

Den triumphalen Abschluss des offiziellen Teils auf der Schwägälp bildet die Krönung derjenigen, die in die Kränze gekommen sind. Die Siegerehrung gilt als einmalig: Einzelndefilieren die Ausgezeichneten durch den Mittelgang der zwei langen, zum Bersten vollen Festzelte auf die kleine Bühne. Die Zuschauer stehen nicht nur auf, um ihren Helden die Reverenz zu erweisen, sie klettern auf die Bänke und klatschen zu den Jubelklängen der Blasmusik von Stein AR. «Chnüle!», befiehlt die jugendschöne Ehrendame in Appenzeller Tracht, dann setzt sie dem Schwinger den Kranz auf und küsst ihn. Wieder herrscht Hühnerhautatmosphäre. Unter den Feiern sind viele Junge, manche haben sich ebenfalls in Trachten gekleidet. Das Fest nach dem Fest, das jetzt beginnt, dauert nach Vorgabe bis zwei Uhr Montag früh. ○

Die verwirrte Kandidatin

Die freisinnige Waadtländer Bundesratskandidatin Isabelle Moret hinterlässt im Wahlkampf einen wenig überzeugenden Eindruck.

Von Hubert Mooser

Bei der Wahl für die Nachfolge von Didier Burkhalter gibt es eine Frau, die man schon als Bundesrätin sah, als sie noch im Waadtländer Kantonsparlament sass. Sie heisst Isabelle Moret, und sie will es jetzt wissen. In Bern finden zwar fast alle, nun sei die Reihe an einem Tessiner, zumal die Romandie mit drei Bundesräten übervertreten ist. Aber die 46-jährige Moret hat als Frau gute Chancen, neben dem faktisch gesetzten FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis aufs offizielle Ticket zu kommen.

Die FDP könne es sich nicht leisten, keine Frau aufzustellen, sagen die Vertreter anderer Parteien – auch wenn Moret bei der Präsentation ihrer Kandidatur betonte, sie trete mit ihren Kompetenzen an, nicht aufgrund ihres Geschlechts. Von diesen Kompetenzen sind ihre Kollegen im Waadtland überzeugt. FDP-Ständerat Olivier François sagt über sie: «Sie kann etwas, was ich nicht kann: Sie spricht fließend Deutsch, Italienisch und Englisch.» Moret mache keine halben Sachen, sagt Parteikollege Laurent Wehrli, der die Politikerin seit gemeinsamen Zeiten im Waadtländer Grossrat kennt: «Wenn sie etwas anpackt, dann macht sie es richtig.»

Fettnäpfe und offene Fragen

Zurzeit macht Isabelle Moret aber einiges falsch. Sie entrüstete sich, weil Journalisten des Westschweizer Radios sie mit ihrer Mitgliedschaft in der Rüstungslobby «Arbeitskreis Sicherheit und Wehrtechnik» konfrontierten. Sie sei nicht Mitglied dieser Organisation, wehrte sich Moret, obwohl sie dem Verein tatsächlich angehörte. Sodann entschuldigte sie sich im Gespräch mit dem *Tages-Anzeiger* für ihr hohes Einkommen, indem sie auf ihre parteiinternen Konkurrenten Ignazio Cassis und Pierre Maudet verwies. Diese würden mehr verdienen als sie.

Im Waadtländer FDP-Präsidenten Frédéric Borloz, Nationalrat und Gemeindepräsident von Aigle, hat sie aber einen dienstbaren Geist gefunden. Er hat für alles die passende Erklärung. Stichwort Rüstungslobby: Er selber habe auch nicht gewusst, dass er dieser Organisation angehörte. Stichwort Scheidung: Isabelle Moret hat sich im Frühjahr 2015 von ihrem Ehemann getrennt. Sie steckt in einem erbitterten Rosenkrieg, bei dem es auch um das Sorgerecht für die Kinder geht. Nationalrätin Moret sei mit ihrer Lebenssituation für viele Schweizerinnen und Schweizer repräsentativ, sagt Borloz. Stichwort alleinerziehende



Will sie einen Rahmenvertrag, oder will sie keinen?: FDP-Kandidatin Moret.

Mutter: Die Bundesratskandidatin ist Mutter zweier Kinder im Alter von sechs und elf Jahren. Frau Moret habe sich ihr ganzes Leben gut organisieren müssen. Das werde sie auch tun, wenn sie Bundesrätin werden sollte.

Trotzdem bleiben Fragen offen: Weshalb soll es für die Vertreterin der armeefreund-

Cédric Moret orchestrierte die Auftritte, sie machte *bella figura* im Scheinwerferlicht.

lichen FDP problematisch sein, mit der Rüstungsindustrie in Verbindung gebracht zu werden? Das ist genau das Problem von Isabelle Moret. Man wisse nicht genau, ob sie eine stramme Bürgerliche oder eine verkappte Linke sei, sagt SVP-Nationalrat Jean-Luc Addor. Im Asylossier und in der Sicherheitspolitik

gibt sie gerne die Hardlinerin. Sie bekämpfte dagegen die Masseneinwanderungsinitiative und torpedierte deren Umsetzung im Parlament. Sie stimmt regelmässig mit der Linken, wenn es um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie geht. Sie gehört der nationalrätlichen Gesundheitskommission an und ist Präsidentin des Spitalverbandes H+. Aber sie ist nicht die Politikerin, an die man zuerst denkt, wenn man in der Gesundheitspolitik nach Antworten sucht. Nebulös sind ihre Positionen in der Europapolitik. Sie sei weder für den Alleingang noch für den EU-Beitritt. Stattdessen gelte es, die bilateralen Verträge Schritt für Schritt neu auszuhandeln. Aber will sie nun einen Rahmenvertrag, oder will sie keinen?

Zuweilen bringt Isabelle Moret ihre bezahlten Mandate und ihre politischen Überzeugungen nicht mehr unter einen Hut. Als Präsidentin der Rentnervereinigung «Retraites

Populaires» bezieht sie 5000 Franken Entschädigung pro Jahr. Die Organisation engagiert sich mit grosser Verve für die Rentenreform, über die am 24. September abgestimmt wird. In der Verbandszeitschrift werden die Argumente dafür seitenlang abgehandelt. Die Präsidentin von Retraites Populaires engagierte sich im Parlament trotz fürstlicher Entschädigung für ein Nein.

Über ihr Privatleben schweigt Moret eisern. So viel ist bekannt: Ehemann Cédric ist seit 2015 Mitinhaber und Manager eines grossen Westschweizer IT-Unternehmens. Die Firma hatte im letzten Jahr einen Auftrag des Bundes in der Höhe von 67 Millionen Franken an Land ziehen können. Über diesen Kredit wurde auch im Parlament beraten und abgestimmt. Moret stimmte für die Ausgabe, von dem das Unternehmen ihres Noch-Ehemannes profitierte. Sie habe nicht mehr Informationen gehabt als andere Parlamentarier. Sie wisse nicht einmal, was für Produkte oder Dienstleistungen die Firma ihres Mannes anbiete.

Die Bundesratskandidatin wohnt seit Jahren in Yens, einem kleinen Waadtländer Winzerdorf oberhalb von Morges mit Sicht auf den Genfersee. Dort ist sie auch im Gemeindeparlament aktiv. Aufgewachsen ist sie in Ouchy. Damals hiess sie noch Isabelle Zuppiger. Der Grossvater war Grenzwächter, stammte aus Basel und schob Dienst in Saas-Almagell und Ouchy. Er starb während einer Dienstreise im Februar 1959 im Oberwallis. Ihr Vater Robert Zuppiger war Eisenbahner und arbeitete bei den SBB.

Hohes Tempo

«Den Mann ihres Lebens», wie sie ihren Gatten einmal beschrieb, lernte Isabelle Zuppiger am Gymnasium kennen. Beide hatten das gleiche Ziel: nach oben. Sie studierte Recht und engagierte sich bei den Jungfreisinnigen. Er büffelte Betriebswirtschaft und zog im Hintergrund die Fäden. Cédric Moret orchestrierte die Auftritte, sie machte *bella figura* im Scheinwerferlicht. Sie heirateten 1998 und liessen sich zuerst in Etoy nieder. Ein Jahr später folgte die Wahl in den Waadtländer Grossrat. In Etoy gab es ein Fest, und der damalige Gemeindepräsident Michel Roulet meinte scherzeshalber zur damals 28-jährigen Rechtsanwältin: «Bei dem Tempo, das du anschlängst, wirst du eines Tages noch Bundesrätin.»

Zunächst engagierte sich Moret im Grossrat als Finanzpolitikerin. Sie kniete sich in die Dossiers. Aber wenn sie mit ihrer hohen Stimme die Argumente vor dem Parlament ausbreitete, war der Zauber schnell verflogen. Die Ratskollegen verpassten ihr auch deswegen den wenig schmeichelhaften Übernamen «Fée Clochette», das ist die naseweise kleine Fee, die Peter Pan umschwirrte. Moret nahm es gelassen. Sie wusste die Medien hinter sich. Bei den Nationalratswahlen 1999 und 2003 landete sie trotzdem bloss auf dem ersten Ersatzplatz.

Regelmässig erschienen danach Artikel über freisinnige Sesselkleber, die dem Jungstar Isabelle Moret-Zuppiger, so nannte sie sich jetzt, vor der Sonne standen. In dieser Lebensphase hatte Moret weniger Hemmungen, Privates auszubreiten. Der auflagenstarken Westschweizer Zeitung *Le Matin* enthüllte sie selbst intime Details. Sie bevorzugte hellblaue und dunkelblaue Unterwäsche. Moret war zu diesem Zeitpunkt 33-jährig. Marianne Dürst, die damalige Präsidentin der FDP-Frauen, hatte sie bereits als potenzielle zukünftige Bundesratskandidatin lanciert. «Das war ein Fehler», sagt Moret. Sie sei selber erschrocken, als sie die Schlagzeile las.

Ein Jahr vor den Wahlen 2007 durfte Moret für FDP-Nationalrat Yves Christen nachrutschen. Vater Robert Zuppiger organisierte für den Tag der Vereidigung eine Fanreise nach Bern, die er selber mit einem Plakat in der Hand anführte. Moret selber zeigte sich überglücklich, auch wenn das Timing nicht perfekt war. Sie stand kurz vor der Geburt ihrer Tochter. Für ihre erste Session im Dezember 2006 musste sie ihre drei Monate alte Tochter und ihre Mutter nach Bern mitnehmen. Wenn sie im Ratsaal sass, kümmerte sich die Mama um das Kind. Zwischendurch eilte sie zum Stillen in die Wohnung – und öffnete den Fotografen bereitwillig die Türe ihres Appartements in Bern, um sich bei der Pflege des Säuglings fotografieren zu lassen.

Lob und Kritik

Seit elf Jahren sitzt Moret nun im Nationalrat. Die Liaison, die sie nach ihrer Trennung mit dem früheren FDP-Nationalrat Laurent Favre – heute Staatsrat in Neuenburg – hatte, ist bereits zu Ende. Damit sie beim Sprechen nicht mehr tönt wie «Fée Clochette», hat sie professionelles Stimm- und Sprechtraining genommen. Moret bezeichnet sich selber als eine der erfahrensten Politikerinnen im nationalen Parlament, die parteiübergreifende Kompromisse schmieden könnten. Dem Kreis der politischen Schwergewichte in Bern lässt sie sich aber kaum zuordnen. Und wie ist ihr Einfluss bei den Freisinnigen? Parteikollege Christian Wasserfallen sagt: «Sie hat ein gutes Gespür dafür, was bei den Leuten ankommt. Bei den letzten Wahlen war ihr Beitrag für die Partei sehr wichtig.»

In ihrem Heimatkanton Waadt hört man auch kritische Stimmen: Moret sei keine Exekutivpolitikerin, sie tue sich schwer mit Entscheidungen und müsse sich ständig auf jemanden abstützen. Als «dilettantisch» wird ihre Kampagne für den Bundesrat beschrieben. Das zeige sich schon bei ihrem Beraterstab: Anders als ihre Mitbewerber, die Profis einspannen, setzt Moret auf unerfahrene Jungfreisinnige, die den Apparat in Bern nicht kennen. Aber vielleicht ist genau das die Wunderwaffe, die Moret in den Bundesrat bringt. ○

Bundesrat

Maudet wirbelt

Die FDP inszeniert einen Wahlkampf unter Freunden. Pierre Maudet profitiert.



Überflieger: Bundesratskandidat Maudet.

Alles wirkt kontrolliert. Im Garten des «Parkhotels Zug» posieren Isabelle Moret, Ignazio Cassis und Pierre Maudet lächelnd für die Fotografen. Die FDP Zug hat eingeladen zur ersten Etappe der dreiteiligen Roadshow mit den freisinnigen Stars der Stunde. Moret präsentiert sich im roten Lederjäcklein, Cassis gefällt im hellen Sommeranzug, Maudet ist eingehüllt in feines blaues Anzugstuch. Das abendliche Spätsommerlicht ist am Montag optimal für Gruppenbilder und Einzelporträts.

Das freisinnige Drehbuch sieht vor, dass sich das propere Trio volksnah gibt. Also stehen die Wahlkämpfer für ein öffentliches Podiumsgespräch zur Verfügung. Die freie Journalistin Nadine Jürgensen, die als Moderatorin amtiert, kündigt an, dass es weder funken noch klirren werde. «Wir führen kein Streitgespräch», sagt sie. Eine Diskussion unter Freunden sei angesagt. So lauten die sperrigen Vorgaben der veranstaltenden Partei.

«Den Ideologen die Stirn bieten»

Immerhin erhält die Hundertschaft, die dem öffentlichen Hearing beiwohnt, unmittelbare Vergleichsmöglichkeiten. Respektvoll ist, dass die aus Lugano, Lausanne und Genf angereisten Papabili allesamt nicht auf Kriegsfuss mit der Fremdsprache Deutsch stehen. Frappant ist hingegen die unterschiedliche Wirkung, die sie entfalten. Cassis formuliert souverän, locker, inhaltlich wenig überraschend. Isabelle Moret wirkt unsicher, sie argumentiert ausschweifend, unverbindlich («ich bin dialogfähig, kompromissfähig»). Demgegenüber punktet Pierre

» Fortsetzung auf Seite 26

Maudet mit jedem Votum. Die staatsmännische Pose ist dem Genfer Regierungsrat gegeben. Seine rhetorische Überzeugungskraft verfängt im Saal.

Der Direktvergleich bringt es ans Licht: Der Überflieger des freisinnigen Trios heisst Pierre Maudet. Der 39-Jährige hat sich während je fünf Jahren in den Regierungen von Stadt und Kanton Genf das Rüstzeug geholt, das ihn auch zum Bundesrat befähigen würde. Hauptmann Maudet ist mindestens so führungserfahren wie Major Cassis. Er präsentiert sich selbstbewusster als Isabelle Moret. Dass er nicht die italienischsprachige Schweiz repräsentiert und nicht die Frauenkarte spielen kann, kompensiert er anderweitig. Er vertrete einen Grenzkanton wie Cassis, wolle sich gegen die schleichende Zentralisierung wehren, und als Pragmatiker möchte er den «Ideologen von links und rechts» die Stirn bieten.

Aufforderung zum Tanz

Man unterschätze Pierre Maudet nicht. Der schweizerisch-französische Doppelbürger absolviert zurzeit einen professionellen Wahlkampf, der auf die matchentscheidende Zielgruppe zugeschnitten ist. Ein Vertrauter aus Maudets Tross weist am Rande der Zuger Veranstaltung darauf hin, dass der Genfer Bundesratskandidat bereits praktisch alle Mitglieder der FDP-Bundeshausfraktion zum Zwiegespräch getroffen habe. Als Regierungsrat legt er überdies besonderes Gewicht auf die Standesvertreter in Bern: Von den 46 Ständeräten habe Maudet inzwischen deren 42 persönlich kennengelernt, sagt Maudets Wahlkampf helfer.

An Feuereifer fehlt es dem Genfer Exekutivpolitiker nicht. Er bringt den freisinnigen Fraktionschef Ignazio Cassis und Nationalrätin Isabelle Moret in Bedrängnis. Der Vorstand der FDP Schweiz hat eine Vorselektion umschifft, indem er die drei Kandidaturen «ohne Empfehlung» an die Bundeshausfraktion weitergeleitet hat.

Ob diese das Feld eingrenzen wird? Wahrscheinlicher ist ein Dreierticket. Das käme einer Aufforderung zum Tanz gleich. Die Bundesversammlung müsste entscheiden: Sollen die legitimen Ansprüche der italienischen Schweiz eingelöst werden? Soll die Frauenkarte gespielt werden und damit das Waadtland zu einer Doppelvertretung im Bundesrat kommen? Oder soll die FDP mit dem ehrgeizigen Genfer Pierre Maudet ein Alphonse in der Landesregierung erhalten?

René Zeller

Die Neuerfindung der Christlichdemokraten

CVP-Präsident Gerhard Pfister verkündet eine «bürgerlich-soziale» Neuausrichtung seiner Partei. Führt dieser Umbau zum ersehnten Aufbau oder zu einem weiteren Abbau? Von Christoph Mörgeli

Schon bei seiner Wahl zum Parteipräsidenten vor rund eineinhalb Jahren stellte Gerhard Pfister das Projekt «CVP 2025» in Aussicht. Die magische Zahl 25 wählte er deshalb, weil die 2016 eingeschulten Kinder dannzumal neun Jahre die Schulbank gedrückt haben und ins Erwachsenenleben eintreten werden. Welchen «Fussabdruck» wird die CVP in dieser Periode in der Schweiz hinterlassen haben? Inhaltliche Überraschungen sind kaum zu erwarten. Bisherige Verlautbarungen der vom Erfolg nicht eben verwöhnten Partei tönen nämlich wenig inspiriert: «Partei des Ausgleichs», «Partei der Lösungen», «Partei der Generationen». Es gelte, in einem härteren Klima und bei härterer Konkurrenz aus dem Jammertal herauszufinden und den Wählereinbruch zu stoppen.

Dabei wollen die Christlichdemokraten am Hergebrachten irgendwie festhalten, es aber auch weiterentwickeln und das Alte dem Neuen anpassen. Dies verheisst auf den ersten Blick weniger Umbau und Neustart als Fortsetzung des bisherigen Schlängel- und Schlingerkurses. Ein Hauptproblem des vorgesehenen «7-Kampf-Programms» besteht in der Vermischung von politischen Inhalten und Organisatorischem. Die sieben definierten Kampffelder heissen denn auch: Themen, Finanzen, Strukturen, Einheit/Auftreten/Geschlossenheit, Strategie, Mitglieder und Wähler, Kampagnenfähigkeit. Noch geht es laut der CVP-Zentrale mehr um aufgeworfene Fragen und zu definierende Ziele. Nach Konsultation der Basis will die Parteiführung später die passende Strategie erarbeiten.

«Sozial» heisst «der Gemeinschaft dienend»

Parteipräsident Gerhard Pfister umschreibt das neue CVP-Programm mit dem Doppelwort «bürgerlich-sozial». Mit seiner via *Tages-Anzeiger* annoncierten Begriffsschöpfung hat Pfister bei den politischen Kommentatoren keine Lorbeeren geerntet. In der Tat haben Schlagwörter wie «dynamische Mitte» oder «liberal-sozial» bisher nicht verhindern können, dass die Mittepartei bezüglich Wählerstärke zu einer mittleren Partei abgesunken ist.

Jene Spötter allerdings, die im Begriff «bürgerlich-sozial» bereits den nächsten Widerspruch in sich selber sehen, der die Zerrissenheit zwischen links und rechts belege, erliegen einem Irrtum. Eher wäre der Vorwurf des

Pleonasmus am Platz: «Bürgerlich» und «sozial» meint eigentlich dasselbe. Nicht nur gemäss katholischer Soziallehre bedeutet «sozial» nämlich nichts anderes als «der Gemeinschaft dienend». Und es gehört seit je zum

Ein entschlossener Aufbruch scheint die bessere Variante als abwarten und lamentieren.

bürgerlichen Selbstverständnis, dass individuelle Freiheit und Selbstverantwortung der Gemeinschaft mehr dienen als eine Gesellschaft fordernder Staatsrentner. So gesehen,



Unglaubliche Begabung beim Ausgleich von inneren

ist ein Arbeitgeber in der freien Wirtschaft sozialer als der sozialste staatliche Sozialarbeiter. Ganz abgesehen davon, dass es hauptsächlich die Bürgerlichen sind, die letztlich die Kosten des Sozialstaates tragen.

Es ist allzu billig, wenn die Medien den Weg einer Neuerfindung der Christlichdemokratischen Volkspartei einfach mit Häme begleiten. Ein entschlossener Aufbruch scheint jedenfalls die bessere Variante als abwarten und lamentieren. Entscheidend aber dürfte das Motiv sein, das hinter dem Projekt «CVP 2025» steht. Geht es um blossen Machterhalt einer geschundenen Partei, der seit vielen Jahren die Felle davonschwimmen? Das derzeitige Personal der CVP kann jedenfalls den Eindruck nicht ganz zerstreuen, es lauerten in seinen Reihen zu viele egoistische Karrieristen und zu wenige politische Überzeugungstäter. Es ist schwierig, im Bundeshaus christlichdemokratische Mandatsträger anzutreffen, die keine Bundesratsambitionen hegen. Damit haftet der CVP weiterhin der Geruch des Opportunismus an, der ohnehin über dem Projekt «CVP 2025» schwebt.

Wenn Gerhard Pfister unter dem Label «bürgerlich» in der Wirtschaftspolitik vermehrt

mit der SVP zusammengehen will, adelt er unfreiwillig die wirtschaftspolitische Marschrichtung der SVP als den richtigen Weg. Doch die Zustimmung der CVP zur Energiewende und zur linken Rentenreform macht diese angebliche Neuausrichtung wenig glaubwürdig. Wo genau die Christlichdemokraten unter dem Begriff «sozial» den Anschluss bei der SP suchen wollen, bleibt diffus. Im Grunde richtet sich das Reformprojekt hauptsächlich gegen die FDP als Konkurrentin im Mitte-Lager, auf deren Kosten die CVP am ehesten Erfolg wittert – speziell bei Rückeroberung des zweiten Bundesratssitzes.

«Langweilige Gesellschaftspolitik»

Am schwächsten argumentiert Gerhard Pfister, wenn er behauptet, gesellschaftspolitische Themen würden ihn nicht interessieren («sie langweilen mich sogar unglaublich»). Denn eine christliche, speziell eine katholische Antwort auf die anstehenden gesellschaftspolitischen Themen wie Familie, Abtreibung, Fortpflanzungstechnik, Sterbehilfe oder «Ehe für alle» kann nur konservativ ausfallen. Es geht hier um den Kern, um die DNA der Christlichdemokraten, wo Kneifen oder Anpassung an

den Zeitgeist an die Substanz geht. Kompromisse in der Gesellschaftspolitik sind darum für die CVP viel schwieriger als solche in Fragen der Politik und Wirtschaft, bei denen sie seit je verschiedene Strömungen integriert und Widersprüche erstaunlich problemlos ertragen hat.

Wenn etwas an der Geschichte der CVP imponiert, ist es ihre unglaubliche Begabung beim Ausgleich von inneren Spannungen, bei der Ausbalancierung von Gegensätzen. Unter ihrem mächtigen Dach der fünfziger bis siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hatten viele Strömungen Platz: die machtbewussten, autoritär geführten Zentralschweizer, beherrscht von Abkömmlingen jahrhundertalter Landammannsgeschlechter, klerikale Konfessionalisten aus Freiburg und aus dem Wallis, die vornehmlich juristisch geschulte Parteilite aus dem einflussreichen «Studentenverein» ebenso wie katholische Arbeiter und Angestellte aus den Städten. Deren stärker links ausgerichtete christlich-soziale Bewegung einigte etwa der Bündner Sozialpolitiker Caspar Decurtin unter dem Motto: «Der Hunger ist weder katholisch noch reformiert.»

Misslungener ökumenischer Aufbruch

Gewiss, die Übungsanlage für einen Neustart ist anspruchsvoll. Die katholische Milieupartei von ehemals ist endgültig Geschichte. Um-

Es geht um den Kern der CVP, wo Kneifen oder Anpassung an den Zeitgeist an die Substanz geht.

gekehrt ist ein ökumenischer Aufbruch zu einer Christdemokratie nach dem Vorbild grosser europäischer Volks- und Regierungsparteien hierzulande misslungen. Reformierte CVP-Politiker wie Reto Nause oder Elisabeth Schneider-Schneiter bleiben die Ausnahme. Auf andere Grundmuster der früheren katholisch-konservativen Volkspartei könnte sich die CVP aber durchaus zurückbesinnen. Etwa auf die Erhaltung des föderalistischen Strukturen der Eidgenossenschaft, auf die Betonung mittelständischer Existenz unter Distanz zum Sozialismus wie zum Kapitalismus. Die Schweizer Katholiken setzten immer auf das Individuelle statt auf die Vermassung und standen dem Staat, seinen Beamten und übrigens auch dem Militarismus in teilweise schroffer Distanz gegenüber.

Bewegt sich die CVP nach wie vor «schlingelnd in den Abgrund», wie der *Tages-Anzeiger* prophezeit? Den Wahrsagern dieses Blattes ist zu misstrauen, schrieben sie doch unlängst ein ganzes Buch über den «Fall der FDP». Dummerweise erschien es genau zu jenem Zeitpunkt, als es mit dem Freisinn wieder aufwärtsging. ○



Spannungen: CVP-Chef Gerhard Pfister mit Parteikollegin Elisabeth Schneider-Schneiter.

Die gelbe Gefahr

Seit Jahren versuchen die grossen Schweizer Städte, mit viel Aufwand ein Veloverleih-System einzurichten. Bislang ohne Erfolg. Jetzt erhalten sie unverlangt eines. Doch das ist auch wieder nicht recht. *Von Rico Bandle*



Böse Velos: O-Bikes am Zürcher Limmatquai.

Stolz präsentierte der Zürcher Stadtrat Filippo Leutenegger Ende Juni den Lokalmedien ein neues, violettes Fahrrad: das «Züri-Velo». Nach jahrelangen Verzögerungen, unter anderem aufgrund eines Rechtsstreits, bedeutete die Präsentation für den Vorsteher des Tiefbaudepartements einen Triumph. «Endlich kommt das Züri-Velo!», jubelte der *Tages-Anzeiger*, die grösste Tageszeitung der Stadt. Ab Mai 2018 sollen an 150 Stationen insgesamt 2250 Züri-Velos gemietet werden können.

Betreiberin ist die Post-Tochter Publibike, Sponsorin die Zürcher Kantonalbank. Der Staat schreibt ein Infrastrukturprojekt aus, ein Staatsbetrieb gewinnt, ein anderer Staatsbetrieb sponsert die Sache – so funktioniert das im links-grünen Zürich. Alle waren zufrieden, eine weitere Hürde beim Anliegen, Zürich zu einer Velostadt umzubauen, schien überwunden.

Doch wenige Wochen später, lange bevor das erste violette Post-Velo für den Verleih bereitstand, der Schock: Überall in Zürich standen plötzlich grau-gelbe Mietvelos herum! Aus China! Mit einem Mietsystem, das tadellos funktioniert! Und das alles, ohne dass sich die privaten Betreiber mit den Behörden abgesprochen hätten!

Wofür die Stadt jahrelang gebraucht hat, unzählige Sitzungen abgehalten und Konzeptpapiere verfasst hat, das schafft ein ausländi-

scher Anbieter einfach so über Nacht. Ohne zu fragen. Das darf nicht sein!

Im *Tages-Anzeiger* und auf Social-Media-Plattformen wurden die China-Velos in unzähligen Artikeln zur Plage erklärt. Die O-Bikes, wie sie offiziell heissen, würden die Veloständer verstopfen, das Stadtbild beschmutzen, für Unordnung sorgen. Die Miet-App sei eine Datensammelkrake, der öffentliche Raum werde durch eine – Achtung: böse – gewinnorientierte Firma missbraucht. Diese Woche wurde bekannt, dass O-Bike seine Flotte auf Druck der Stadt von 900 Fahrrädern auf 500 reduziert.

Störung der Velo-Religion

In den anderen rot-grünen Städte läuteten nach den Erfahrungen in Zürich die Alarmglocken. Basel, Luzern und Bern versuchen, die Invasion der gelben Räder zu verzögern oder ganz zu verhindern.

Der Widerstand aus den urbanen Zentren ist eigentlich erstaunlich. Denn wenn es da eine Religion gibt, so heisst sie: Velo. Wer in der Stadt eine Falle machen möchte, gibt Tausende von Franken aus für ein Statussymbol auf zwei Rädern, das möglichst asketisch auszusehen hat, mit dünnen Reifen, ohne Schutzblech und Gepäckträger. Will ein Politiker Chancen auf die Wiederwahl haben, fährt er mit dem Fahrrad zu Veranstaltungen. In Bern und Luzern wurden

in den letzten Monaten erste «Velo-Highways» eröffnet, millionenteure Schnellstrassen exklusiv für Radfahrer. Basel testet «Velostrassen», das sind Quartierstrassen, wo Velofahrer immer Vortritt haben. In Zürich möchte man gar am See eine prächtige Baumreihe roden, um Platz zu machen für einen Veloweg.

Aber die O-Bikes will man nicht. In den weltoffenen, bunten Städten macht sich plötzlich ein eigenartiger Ordnungseifer breit, gepaart mit an Fremdenfeindlichkeit grenzendem Protektionismus. Von einer bedrohlichen «Invasion aus China» ist die Rede. Dass O-Bike seinen Sitz in Singapur hat, ist dabei ein Detail.

Dabei ist das O-Bike-System grossartig. Man lädt eine App herunter, gibt Handy- und Kreditkartennummer ein, entrichtet eine jederzeit rückzahlbare Kautions von 129 Franken, dann ist man startbereit. Sofern man kein Velo in Sichtweite hat (was selten vorkommt), ortet man das nächste auf der App. Dann hält man das Mobiltelefon an das Velo – und automatisch öffnet sich das Schloss. Hat man die Fahrt beendet, stellt man das Velo hin, egal wo. Wenige Sekunden nachdem man das Schloss zugezogen hat, erscheint auf dem Handy schon die Abrechnung. Einen Franken fünfzig pro halbe Stunde kostet die Fahrt, also weniger als das Tram – für Touristen oder Gelegenheitsvelofahrer ideal. Die Räder sind schwer, verfügen nur über einen Gang und sind mit Hartgummireifen bestückt, um den Wartungsaufwand minimal zu halten. Damit kommt man keinen Berg hoch, doch um vom Bahnhof zum See zu fahren, reicht es allemal.

Was passiert nun mit den amtlich bewilligten Publibikes? Gemäss der Stadt Zürich sollen sie trotzdem kommen. Mit drei Franken pro halbe Stunde ist für kurze Strecken ein doppelt so hoher Preis vorgesehen als für O-Bikes. Dafür werden die Velos über eine Gangschaltung verfügen. Bei Gelegenheitsnutzern werden die Staatsvelos – sollte der Preis so bleiben – gegen die O-Bikes keine Chance haben. Bei Stammkunden schon: Der Grundpreis für ein Jahresabo beträgt fünfzig Franken, etwa halb so viel wie bei der privaten Konkurrenz. Dass sich das Publibike-Verleihsystem mit den qualitativ hochwertigeren Velos so finanzieren lässt, ist allerdings fragwürdig.

Es bleibt der Verdacht, die links-grünen Städte reagierten darum so abweisend auf den privaten Anbieter, um den staatlichen zu schützen. Da tritt für einmal sogar die Velo-Religion in den Hintergrund. ○

Zaun für Zürich

Einen Chinagarten hat die Stadt Zürich schon. Vielleicht bekommt sie bald auch eine Art chinesische Mauer – ums «Schneeligut» im Belvoirpark, wo das chinesische Generalkonsulat eingemietet ist.

Die Tafel mit den fein eingezeichneten roten Linien ist diskret, fast unscheinbar. Die meisten Passanten gehen achtlos daran vorbei. Das, was der Aushang ankündigt, dürfte allerdings augenfälliger werden. Rund um das historische «Schneeligut» im Belvoirpark, inmitten der geschützten gartenhistorischen Anlage am Zürichsee, soll ein zwei beziehungsweise zwei Meter fünfzig hoher Sicherheitszaun gebaut werden. Dieser Sicherheitszaun ist ein langgehegtes Begehrt der Mieterin, wie eine Sprecherin der Stadtpolizei erklärt. Und die Mieterin der altherwürdigen Kaufmannsvilla ist seit Mai 2012 das chinesische Generalkonsulat. Es hat hier an der Seestrasse 161 unter anderem seine Konsularabteilung eingerichtet. Gelegentlich gibt das Konsulat im Schneeligut auch Empfänge, die für ihre hervorragende chinesische Küche bekannt sind. Glücklicherweise, wer eine Einladung erhält!

Das vom Kaufmann Eduard Schneeli-Berry erbaute prächtige Herrschaftshaus aus dem Jahr 1882 mit seiner schmucken zweigeschossigen Veranda und seinem feingliedrigen Ecktürmchen soll durch den geplanten Zaun «weiträumig umschlossen» werden. Im vorderen, seeseitigen Bereich soll der Zaun zwei Meter hoch sein; geplant ist hier ein sogenannter Doppelstabmattenzaun in der Farbe Anthrazit. Auf der Rückseite beim «wertvollen Baumbestand» soll der Zaun «schlichter», dafür aber fünfzig Zentimeter höher sein. Hier ist das Modell «Geflechtzaun Helvetia» vorgesehen. Die Linienführung des Zauns sei so gewählt, dass dem Sicherheitsbedürfnis des Konsularpersonals entsprochen sei, ohne das Bild des denkmalgeschützten Parks zu beeinträchtigen. Nach drei Jahren soll der Zaun wieder verschwinden.

Das chinesische Konsularpersonal hat gemäss Auskunft der Stadtpolizei schon vor längerem ein erhöhtes Schutzbedürfnis geltend gemacht.

Das chinesische Konsularpersonal hat schon vor längerem ein erhöhtes Schutzbedürfnis geltend gemacht.

gerem ein erhöhtes Schutzbedürfnis geltend gemacht. Das «Wiener Übereinkommen über konsularische Beziehungen» von 1963 verpflichtet das Gastland, für einen «angemessenen Schutz des Konsulats» zu sorgen. Warum das Konsularpersonal mehr Schutz durch einen Zaun für notwendig hält, ist nicht öffentlich bekannt. Entsprechende Anfragen beim Konsulat bleiben unbeantwortet. Durch besonders viele

Polizeieinsätze fällt die Seestrasse 161 jedenfalls nicht auf, ganz im Gegenteil. Hier geht es in aller Regel friedlich zu und her. Aus dem Stegreif kann sich die Polizeisprecherin an gar keinen nennenswerten Polizeieinsatz erinnern.

Die Mauern um chinesische Konsulate herum geben immer wieder Anlass zu Diskussionen. Im Jahr 2011 vermeldete etwa die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* den Bau einer «chinesischen Festung in Sachsenhausen», einem Stadtteil von Frankfurt. «So werden normalerweise Botschaften in Krisengebieten geschützt», empörte sich die Zeitung über die Bauarbeiten bei der Liegenschaft, die damals gerade im Gange waren. Und der Kommentator appellierte an die neue Hausherrin, mehr Gelassenheit walten zu lassen – und dass Frank-



«Geflechtzaun Helvetia»: Generalkonsulat Chinas.

furt nicht Kabul sei. Diplomatisch ungeschickt und unfreundlich seien solch martialische «Verstangelungen», schrieb die Zeitung.

Auch in diesem Fall blieb die chinesische Seite Antworten auf Journalistenanfragen schuldig. Doch einige Jahre später brach der neue Generalkonsul Liang Jianquan, der auch einmal in Zürich seinen Dienst versah, das Eis. Er öffnete die Türen zur «chinesischen Festung», und obwohl man sich mit Name, E-Mail-Adresse und Berufsangabe anmelden musste, kamen die Leute in Scharen. Ob so ein Freundschaftsangebot die Gemüter besänftigen kann? In Zürich jedenfalls soll das chinesische Generalkonsulat so bald als möglich zügeln, findet zumindest Gemeinderat Edi Guggenheim (AL). An einen ebenso repräsentativen, aber weniger exponierten Standort. Er hat ein entsprechendes Postulat eingereicht. *Claudia Wirz*

Gegenrede

Heimvorteil

Katja Oskamp machte sich über «Muttersöhnchen» lustig. Dabei ist das «Hotel Mama» lobenswert.

Junge Männer, die ein gutes Einvernehmen mit ihrer Mutter pflegen, seien gewarnt: Sie laufen Gefahr, zum Gespött zu werden – vor allem dann, wenn sie mit ihren Eltern leben. Nesthocker seien sie, unfähig zu einem selbständigen Leben, lauten gängige Klischees.

In der *Weltwoche* hat sich Katja Oskamp über angebliche Muttersöhnchen im Erwachsenenalter lustig gemacht. Unter dem Titel «Kindheit bis zur Stirnglatze» führte sie das Beispiel eines Mannes an, der eine Freundin hat, gleichzeitig eine enge Beziehung zu seiner Mutter pflegt und diese oft besucht. «Das Arrangement zwischen Peter und seinen beiden Frauen funktioniert. Alle ziehen Vorteile daraus», schreibt Oskamp zwar. Trotzdem pathologisiert sie die Situation: Der Sohn komme wohl nicht von seiner Mutter los und werde bestimmt von dieser infantilisiert, ist die Autorin sicher. Allgemein: Wenn Männer im «Hotel Mama» ausharrten, müsse man dies «aus psychoanalytischer Sicht» betrachten.

Zusammenhalt in der Familie

Welche einseitige Betrachtungsweise! Zum einen fehlt es längst nicht jedem Mann, der mit seiner Mutter zusammenwohnt, an Persönlichkeit und Eigenständigkeit. Selbst wenn die Beziehung symbiotisch ist – «Du wäschst mir die Socken, ich erledige deine Steuererklärung»: Was ist schlecht, wenn nahe Verwandte zusammenleben möchten und auf Arbeitsteilung setzen?

In vielen Ländern ist es normal, dass junge Männer samt ihren Ehefrauen zusammen mit den Eltern wohnen – nicht nur, weil den jungen Leuten oft das Geld für eine eigene Wohnung fehlt, sondern, weil der Zusammenhalt in der Familie als wertvoll und wichtig geschätzt wird. Bei uns aber steigt die Zahl der Einzelhaushalte stetig. Vereinsamung greift um sich. Besonders hart trifft es oft Frauen im Alter. Sie hätten vielleicht Töchter und Söhne, die ihnen Gesellschaft leisten könnten. Doch die jungen Leute haben ja längst das Weite gesucht. Wer will sich schon dem Verdacht aussetzen, nicht von zu Hause wegzukommen! Hätte man einige Jahre mehr als üblich im vielgeschmähten «Hotel Mama» zusammengelebt: Der Nachwuchs würde sich womöglich erkenntlich zeigen, wenn die ältere Generation auf Hilfe angewiesen ist. *Alex Reichmuth*

«Weltweit geschätzt»

Die Uhrenmarke Carl F. Bucherer ist atemberaubend schnell gewachsen. CEO Sascha Moeri setzt bei der weiteren Expansion auf den Namen Luzern. Von Beat Gygi und Herbert Zimmerman (Bild)

Im Alter von fast 130 Jahren legt das Unternehmen Sprints hin wie ein Start-up. Mehr als ein Jahrhundert lang hatte sich der 1888 in Luzern von Carl F. Bucherer gegründete Uhrenhersteller als relativ kleine Luxusuhrenmarke im Schweizer Markt bewegt. Dann fasste Jörg G. Bucherer, Alleineigentümer der Bucherer-Gruppe in dritter Generation, 2001 den Gang auf den Weltmarkt ins Auge. So richtig los ging die Expansion ab 2010, als Sascha Moeri von der Uhrenmarke Milus auf den Chefposten bei Carl F. Bucherer berufen wurde, die Produktion in Lengnau zentrierte, die Angebotspalette überarbeitete und den Vertrieb weltweit ausbaute. Seither hat sich der Absatz vervielfacht, und das Wachstum geht weiter. Wir treffen den 44-jährigen Moeri in Luzern und erhalten einen Eindruck davon, was es heisst, für die Kunden da zu sein, zu reisen, sich seinen Markt zu schaffen, Beziehungen zu knüpfen und zu pflegen und zu schauen, dass das Herzblut wirklich in allen Adern des Unternehmens pulsiert.

Herr Moeri, Sie sind 2010 als Chef zur Uhrenmarke Carl F. Bucherer gekommen, seit da hat sich der Absatz mehr als vervierfacht. Wird weiteres Wachstum nun schwieriger für Sie, weil Sie Konkurrenten aufschrecken?

Ich hoffe nicht, dass wir die anderen erschrecken, ich hoffe, dass sie stolz sind – so wie ich stolz bin auf die Schweizer Uhrenindustrie, wie sie sich gut entwickelt. Wenn Uhrenmarken Erfolg haben, hilft das uns allen. Jedenfalls erhielten wir positive Kommentare aus der ganzen Branche. Man schätzt es, dass wir in Forschung und Entwicklung investieren, in Lengnau eine neue Manufaktur aufgebaut, eigene Werke und natürlich Arbeitsplätze geschaffen haben.

Aber man kann nicht ewig so wachsen.

Klar, mit einer Marke, die noch nicht weltweit präsent ist, ist es sicher einfacher, zu expandieren und neue Märkte aufzubauen, als mit einer Marke, die global etabliert ist.

Bucherer-Uhren gibt es doch auch schon sehr lange.

Ja, gegründet wurde das Unternehmen 1888, aber die Uhren wurden lange Zeit ausschliesslich in den Bucherer-Geschäften in der Schweiz verkauft. Als führender



«Aus dem Herzen der Schweiz»: Sascha Moeri, 44.

Retailer der Branche führt Bucherer rund vierzig Marken im Angebot, eine davon ist die eigene. Einen Wendepunkt gab es 2001, als Jörg G. Bucherer, der Eigentümer und Verwaltungsratspräsident in dritter Generation, beschloss, die Uhrenmarke Carl F. Bucherer global zu etablieren.

Ist der internationale Ausbau heute erledigt?

Nicht ganz. Im Jahr 2010 lag unsere Jahresproduktion bei 6000 Uhren, 2015 schon bei 25 000 Stück, das ging rasant. Die Branchenbaisse von 2016 hat dann auch uns getroffen, jetzt geht es wieder aufwärts. Wir wollen weiterwachsen, aber das Tempo vernünftig halten, wir werden also nie 200 000 Stück anstreben. Was wir machen, wollen wir sorgfältig machen. Am wichtigsten ist für uns

Europa, das ist unser Herz, hier investieren wir viel.

Und im Wachstumsgebiet Asien?

Natürlich wollen wir am Wachstum in Asien teilhaben. Heute erzielen wir etwa vierzig Prozent unseres Umsatzes in Asien, wo wir vier eigene Vertriebsgesellschaften führen.

Jetzt eröffnen Sie in Luzern nahe beim traditionellen Bucherer-Laden die erste Carl-F.-Bucherer-Boutique. Beginnen jetzt auch Sie mit Monobrand-Läden?

Nein, keineswegs, wir führen keine Monobrand-Boutique. Nie, weltweit nicht, auch hier in Luzern nicht. Wir lassen die Leute nicht im Stich, die uns in den vergangenen Jahren geholfen haben, unsere Marke zu entwickeln und erfolgreich zu werden. Eigene Läden eröffnen und so die ganze Marge selber abschöpfen – das machen wir nicht.

Dann führen nicht Sie selber Ihren neuen Laden in Luzern?

Nein, Bucherer Retail führt die Boutique für die Uhrenmarke Carl F. Bucherer. Wir sind ja aus der gleichen Familie. Eine eigene Boutique am Gründungsort zu haben, ist für uns ein Meilenstein und stärkt uns an der wichtigsten Front.

Welcher Front?

In der Uhrenindustrie haben sich die Akzente verschoben. Vor einigen Jahren herrschte ein harter Kampf um Uhrwerke, die oft sehr knapp waren. Viele versuchten selber Kapazitäten aufzubauen. Heute jedoch kämpfen die Uhrenhersteller primär um die beste Position im Vertrieb, es dominiert die *battle of distribution*, online wie auch in traditionellen Kanälen. Da ist der Best-in-Class-Fachhändler als Partner für uns Gold wert.

Kommen in Luzern genug Leute vom Hauptladen in die Boutique, die ja etwas zurückversetzt liegt?

Wichtig ist für uns, vor allem auch die lokalen Kunden in unserer Boutique empfangen zu können. Das Tourismusgeschäft ist im traditionellen Geschäft ja schon sehr stark, jetzt kommt eben die Heimatverankerung dazu. Wir zeigen damit, dass wir aus dem Herzen der Schweiz kommen. «Made of Lucerne» und «Lucerne 1888» sind wesentliche Bestandteile von Carl F. Bucherer.

Verstehen das alle Leute?

Sicher viele, und bei andern wird das Interesse geweckt. Der Claim «Made of Lucerne» soll betonen, dass die Marke den Geburtsort Luzern hat, einen Ort mit weltweit einzigartigem Renommee, verbunden mit besten Eigenschaften, makellosem Image und einem grossen Potenzial an positiver Energie.

Welche Kunden haben Sie am liebsten?

Leute, die sich selber treu bleiben, die die Uhren für sich kaufen, die aus Überzeugung ein Schweizer Produkt mit exklusiver Positionierung wählen, das in Design, Haptik, Perfektion und Qualität Spitze ist. Natürlich gibt es auch Leute, die sich eine Uhr als Statussymbol kaufen, aber unser Zielpublikum sind die Uhren-Enthusiasten.

Sind Uhrenliebhaber markentreu?

Ich glaube, Markentreue zeichnet Uhrenliebhaber nicht generell aus. Für einige Fans mag Markentreue wichtig sein, sie reservieren immer die neuen Modelle und Limited Editions. Aber das Einzigartige, die Leidenschaft für das Präzisionshandwerk und die Qualität einer Uhr, ist meiner Ansicht nach nicht an eine Marke gebunden.

Welches sind die beliebtesten Geschichten, die Sie mit der Uhr verkaufen?

Für eine weltweit verkaufte Marke sind die Geschichten je nach Region höchst unterschiedlich. In Indien mit der Bollywood-Szene hat das Statussymbol grosse Bedeutung. Wichtig ist, welcher Star die Uhr trägt, in welchem Film sie auftaucht. In Europa dagegen eilt man nicht am nächsten Tag ins Geschäft, nur weil man eine bekannte Persönlichkeit mit der Uhr gesehen hat.

Sondern?

In Europa und Asien ist Swiss Excellence ein starkes Argument, die Leidenschaft für das Produkt, für die Qualität. Schon das Unternehmen selber bietet eine reiche Geschichte, es ist eine Uhrenmanufaktur in dritter Generation. 1888 hat Carl Friedrich Bucherer hier in Luzern mit seinem Schaffen begonnen. Seinen Spirit hat er weiter an seine Söhne gegeben und diese wiederum einem ihrer Söhne, dem heutigen Alleininhaber und Verwaltungsratspräsidenten Jörg G. Bucherer. Diese Familientradition und damit verbundene Werte sind selten und werden weltweit geschätzt.

Berühmte Leute aus Film, Showbusiness oder Sport tragen Ihre Uhren. Wie finden Sie diese?

Sehr oft finden sie uns. Klar, in einigen Fällen haben wir die Initiative ergriffen, aber die meisten Kooperationen haben sich einfach so ergeben. Wir glauben an Menschen, an ihre Ideen und Visionen. Ob sie schon weltberühmt sind oder noch unbekannt, ist egal, die Person muss einfach zur Marke pas-

sen. Als wir die Skirennfahrerin Wendy Holdener unter Vertrag nahmen, hatte sie noch kein Weltcup-Rennen gewonnen, aber wir fanden, diese Person passe zur Marke. Heute ist sie Weltmeisterin.

Wie kamen Sie zusammen?

Beim Skifahren. Ich fahre sehr gern Ski und Snowboard. An einem Skitag hat mich ein gemeinsamer Freund auf die Idee gebracht. So ergab sich der Kontakt, und es hat sofort gepasst.

Wie kamen Sie in den neuen Film «Atomic Blonde»?

Da trägt die Schauspielerin Charlize Theron als Spionin unsere Uhr, in der ein Geheimnis versteckt ist, Til Schweiger ist Uhrmacher. Die Uhr spielt sogar eine Hauptrolle im Film, Schauplatz ist die ehemalige DDR. Wie kamen wir dazu? Vor sieben Jahren lernten wir David Leitch und Chad Stahelski kennen, die damals als Stuntmen noch kaum bekannt, aber tolle Typen mit einer Vision waren. Wir haben an sie ge-

glaubt, und heute zählen sie zu den besten Regisseuren der Sparte Actionfilm, Leitch hat «Atomic Blonde» gedreht.

Wie war es mit Sylvester Stallone?

Das kam so, dass Arnold Schwarzenegger bereits eine Uhr von uns hatte und Stallone sie an seinem Handgelenk beim Shooting eines Films sah. Da war er auch interessiert und kam auf uns zu.

Und wie hatten Sie Schwarzenegger kennengelernt?

Das ist auch eine persönliche Beziehung, sein Neffe ist ein Freund von mir.

In welchen Fällen haben Sie die Initiative ergriffen?

Bei der chinesischen Schauspielerin und Sängerin Li Bingbing. Wir suchten explizit nach einer globalen Markenbotschafterin, denn Frauen machten vor acht Jahren lediglich zwanzig Prozent der Kundschaft aus, wir sahen aber ein grosses Bedürfnis nach Damenuhren. Auf der Suche nach Persönlichkeiten, die unsere Werte vertreten können, kamen wir auf Li Bingbing, die unter anderem stark in Umweltthemen engagiert ist und als erste Frau aus China vor der Uno gesprochen hat. Sie hat höchste Reputation, keine Affären und eine unglaubliche Fan-Basis. Heute machen die Frauen etwa vierzig Prozent der Kundschaft aus.

Sie haben auch allen Schweizer Fussballerinnen und Fussballern eine Uhr gegeben, wie stehen Sie zu ihnen?

>>>



Moeri (l.) mit Arnold Schwarzenegger.

«Egal, ob sie weltberühmt ist oder unbekannt: Die Person muss zur Marke passen.»

Für uns sind nicht die einzelnen Personen die Partner, sondern der Schweizerische Fussballverband. Alle dreizehn Fussballnationalmannschaften sind dabei. Uns geht es um die Unterstützung von Swiss Excellence. Den Fussballverband gibt es seit 1854 – und wir sind die erste Uhrenmarke, die mit ihm eine Partnerschaft als offizieller Zeitmesser lebt.

Haben Sie noch andere Sportarten oder Organisationen im Blick?

Die Skimarke Zai aus Disentis hat ähnliche Kunden wie wir, wir organisieren gemeinsame Events und kooperieren sogar in Forschung und Entwicklung, in Materialtechnologie. Aber nicht Skisport ist das Thema, sondern Höchstleistung aus der Schweiz. Ähnlich ist unsere Beziehung zu Frank M. Rinderknecht und seiner innovativen Autofirma Rinspeed aus Zürich.

Wozu brauchen Menschen heute eigentlich Uhren?

Wenn man es eng betrachtet, dürfte heute kaum mehr eine Uhr verkauft werden, denn die eigentliche Aufgabe der Uhr ist es ja, die Zeit zu zeigen.

Und die sieht man überall, auch am Handy.

Genau, das ist erledigt. Es muss also etwas anderes sein. Es geht wiederum um Swiss Excellence, höchste Schweizer Präzisionsarbeit am Handgelenk, auch als Schmuck. Männer haben ja nicht enorm viele Möglichkeiten, Schmuck zu zeigen. Mit der Brille kann man bei Bedarf Akzente setzen, aber die Uhr ist sowohl Schmuckstück wie technisches Präzisionsinstrument, auch für Frauen.

Kommt nicht die Digitalisierung dazwischen?

Die hat auch ihren Platz, klar. Die Schweizer Uhrenindustrie ist bei den Smartwatches ja am Ball, aber jede Marke muss für sich den eigenen Weg suchen. Unsere Kunden wären wahrscheinlich enttäuscht, wenn wir eine Smartwatch auf den Markt brächten.

Inwiefern ist Technik denn wichtig für Sie?

Sehr wichtig ist die Fertigungstechnik. Wir sprechen bei Carl F. Bucherer von einer Fertigungstiefe von Uhrwerkskomponenten von mehr als siebzig Prozent. So etwas ist für technisch versierte Uhren-Enthusiasten von grosser Bedeutung.

Sie waren zuvor acht Jahre bei der Uhrenmarke Milus, davor bei Michel Jordi und Swatch. Was ist bei Carl F. Bucherer so speziell?

Mein Entscheid, 2010 zu Carl F. Bucherer zu wechseln, hing mit der Person Jörg G. Bucherers als Unternehmer, Patron, Visionär und Macher zusammen und natürlich mit dem Potenzial der Marke. ○

Das schnelle Geld

Während der Kurs des Bitcoins von Rekord zu Rekord jagt, ist der Kanton Zug dabei, zum Magneten des milliardenschweren neuen Internet-Finanzmarkts zu werden. Von Florian Schwab



Schwankungen von 10 Prozent und mehr innert Stunden sind keine Seltenheit: Bitcoin-Kurse.

Wer in Bitcoin einen obskuren Zwitter aus Spekulationsblase und anonymem Zahlungsmittel für die dunkleren Winkel des Internets sieht, der kann sich diese Meinung täglich bestätigen lassen. Schon die Preisentwicklung lässt die Alarmglocken schrillen. Im Juni 2011, eineinhalb Jahre nachdem das Internet die ersten Einheiten der Onlinewährung ausgespuckt hatte, lag der Preis bei 7 Cent. Im Juni 2010 hatte er sich auf 7 US-Dollar erhöht. Momentan notiert der Bitcoin in der Gegend von 4000 US-Dollar. Schwankungen von 10 Prozent und mehr innert Stunden sind keine Seltenheit.

Auch ein Besuch in einem düsteren Café im Zürcher Niederdorf, wo lange der einzige Bitcoin-Automat der Schweiz stand, ist wenig vertrauenerweckend: Mit der einfach bedienbaren Maschine kann man Franken in Bitcoin umtauschen. Als der Automat kurz seinen Dienst aufgibt, steigt die Nervosität der Besucher. Anwesend sind fast ausschliesslich Männer, die den Eindruck erwecken, als seien sie dringend darauf angewiesen, sofort irgend-

welche Gelder herumschieben. Brauchen sie Bitcoin, um damit Drogen im Internet zu kaufen? Erstaunlich wäre es nicht. «Am SBB-Billettautomaten kann man auch Bitcoin kaufen», sagt einer. Das will hier niemand. «Da muss man die Handynummer eingeben.» Doch der Bitcoin ist längst aus dem Schatten des Niederdorfs herausgetreten: Seit kurzem können Kunden der Falcon-Privatbank und des Online-Brokers Smart Quote die Onlinewährung ganz offiziell in ihr Portfolio aufnehmen.

Schneider-Ammann im «Crypto Valley»

Szenenwechsel. Letzten Donnerstag in Zug. Die kantonale Volkswirtschaftsdirektion hat ins schicke Lakeside Business Center eingeladen. Vertreter der Schweizer Blockchain-Szene (Blockchain ist die Verschlüsselungstechnologie, die auch der Bitcoin nutzt) haben sich zusammengefunden, um Regierungsrat Matthias Michel (FDP) und Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) über die Technologie aufzuklären. Die Politik will er-

gründen, warum gerade die Schweiz respektive Zug sich zu einem globalen Magneten für Blockchain-Unternehmen entwickelt. So sehr, dass die Zuger sich bereits voller Stolz «Crypto Valley» nennen, also Tal der Verschlüsselungstechnologie (Kryptografie).

Rasch wird klar: Hier entsteht gerade ein milliardenstarker neuer Finanzmarkt, aufgebaut auf der Blockchain. Die grundsätzliche Funktionsweise der Technologie ist bestechend einfach, wie Sebastian Bürgel erklärt, der sich auf Crashkurse in Sachen Blockchain spezialisiert hat: Transaktionen werden dezentral auf unzähligen Computern gleichzeitig gespeichert, mit eindeutigen Zeitstempeln versehen und mit Mitteln der Verschlüsselungstechnik in einer Art und Weise miteinander verkettet, dass es unmöglich ist, im Nachhinein etwas zu verändern.

Die Onlinewährung Bitcoin ist die einfachste Anwendung der Blockchain. Bei den erfassten Transaktionen handelt es sich um Zahlungen von A nach B, mit der Blockchain als automatisierter Buchhaltung. Diese Technologie, erklärt Bürgel, sei überall dort einsetzbar, wo es darum gehe, Informationen unveränderbar zu speichern und zu verarbeiten. Weltweit arbeiten bereits etliche Grundbuchämter mit der Technik, und auch die Elektrizitätswerke der Stadt New York experimentieren mit einer Blockchain für die automatische Erfassung und Verrechnung des Stromkonsums.

Unternehmen, welche neue Anwendungen für die Blockchain entwickeln, spriessen wie Pilze aus dem Boden. Einige von ihnen präsentieren sich an dem Nachmittag mit Schneider-Ammann. Das von Zug aus tätige Unternehmen Etherisc beispielsweise ist dabei, eine Versicherung für Flugverspätungen zu entwickeln, die man mit einem einzigen Mausklick abschliessen und bezahlen kann. Die Vertragskonditionen, zum Beispiel die «Schadenssumme pro Minute Verspätung», werden in eine Blockchain geschrieben, welche mit Echtzeit-Flugdaten gekoppelt ist. Wird bei der Landung eine Verspätung sichtbar, so erfolgt die Auszahlung der Versicherungssumme automatisch. Es braucht kein Schadensfall-Management, und es gibt keinen Graubereich.

Mona El Isa, eine junge ehemalige Goldman-Sachs-Bankerin, präsentiert ein anderes Blockchain-Start-up: Gemeinsam mit Reto Trinkler, Software-Ingenieur mit ETH-Diplom, arbeitet sie an einer Applikation, mit der Anleger mit wenigen Mausklicks verschiedene Onlinewährungen zu einer Anlagestrategie verknüpfen können. Letzten Februar hat ihr Unternehmen Melonport mit einem sogenannten Initial Coin Offering (ICO, analog zu Initial Public Offering, also Börsengang) drei Millionen US-Dollar an einem einzigen Tag eingesammelt. Bei einem ICO werden sogenannte Tokens ausgegeben, also Firmenan-

teile, die ähnlich wie Aktien ein Anrecht auf zukünftige Gewinne begründen. Anders als Aktien können solche Tokens beliebig klein gestückt werden und viel einfacher, ohne eine zentrale Stelle wie eine Börse, gegen Internetwährungen wie Bitcoin gehandelt werden. Man stelle sich zum Vergleich vor, dass man im Kaffeehaus einen Espresso mit «einem Zwanzigstel Nestlé-Aktie» zahlen könnte.

Goldgräberstimmung

Um solche ICOs hat sich ein regelrechter Hype entwickelt. Projekte und Firmen, deren Geschäftsziel für Laien kaum verständlich ist, erhalten teilweise den Gegenwert von Dutzenden oder gar Hunderten Millionen Einheiten. (Der bisherige Spitzenreiter Filecoin sammel-

Der Bitcoin ist längst aus dem Schatten des Zürcher Niederdorfs herausgetreten.

te im August 252 Millionen US-Dollar.) Doch diese Zahlen sind relativ: Viele Bitcoin-Enthusiasten der ersten Stunde verwenden dafür ihre im Franken- und Dollar-Kurs dramatisch gestiegenen Einheiten der Onlinewährung.

Solche ICOs machen derzeit rund 40 Prozent seines Geschäftsvolumens im Blockchain-Bereich aus, erzählt Rechtsanwalt Luka Müller, Partner bei der Zuger Anwaltskanzlei MME. «Jede Woche erhalten wir zwanzig neue Projekte; wir sitzen auf einer Pipeline von 120 Pendenzen.» Mit der ganzen Goldgräberstimmung sei es sehr wichtig geworden, «die Spreu vom Weizen zu trennen». Manchen gehe es nur darum, aus einem ICO das schnelle Geld zu machen.

Dass Zug im globalen Standortwettbewerb ganz vorne mit dabei ist, führt Müller darauf

zurück, dass die «Mutter aller ICOs» hier stattfand, also die Ansiedlung der Ethereum-Stiftung im Jahr 2014. Ethereum hat nicht nur das erste erfolgreiche ICO durchgeführt (sieben Millionen US-Dollar im Jahr 2014), sondern auch eine Blockchain erfunden, auf der sogenannte Smart Contracts gehandelt werden. Anders als beim Bitcoin können nicht nur Zahlungen getätigt, sondern einfache «Verträge» definiert und gehandelt werden. Die Flugverspätungsversicherung von Etherisc soll der-einst auf der Basis von Ethereum operieren. «Bei der geistigen Vorarbeit für Ethereum wurde klar, dass die Schweizer Stiftung sozusagen das gesellschaftsrechtliche Pendant zur Blockchain ist», erklärt Müller. Ein unabänderlicher Stiftungszweck entspreche dem Blockchain-Prinzip, dass jede Transaktion definitiv ist. «Zudem schätzt die Community, dass die Schweiz ein prinzipien- und protokollorientiertes Land ist, wo sich die Behörden ans Gesetz halten und nicht, wie in anderen Ländern, zentralistisch vorgehen und impulsiv reagieren.»

Fast jedes Finanzprodukt kann theoretisch als Smart Contract ausgestaltet werden. Entsprechend beobachtet der Zuger Rechtsanwalt ein wachsendes Interesse von etablierten Unternehmen an der Technologie. «Mit ihnen machen wir rund 60 Prozent unseres Blockchain-Umsatzes.» Im März wurde bekannt, dass beide Schweizer Grossbanken einem internationalen Konsortium angehören, welches Blockchain-Anwendungen innerhalb der Finanzbranche prüft. Insider wissen zudem, dass Swiss Re eine ähnliche Initiative in der Versicherungsindustrie ins Leben gerufen hat. Eine Studie des World Economic Forum (WEF) geht davon aus, dass im Jahr 2025 mindestens 10 Prozent des Bruttoinlandsprodukts in Blockchains gespeichert werden. ○



«Lebenslust kennt kein Verfalldatum.»

Markus Leibundgut
CEO Schweiz
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



«Es bitzeli meh»

Der Bundesrat versprach vor dem Uno-Beitritt jährliche Mehrkosten von rund 50 Millionen Franken. Tatsächlich sind die jährlichen Zahlungen um 353 Millionen gestiegen. Aussenminister Joseph Deiss gewann die Abstimmung mit Fake-Zahlen. Von Peter Keller

Wenn es um den amerikanischen Präsidenten geht, ist der Vorwurf, er verbreite falsche Aussagen, schnell bei der Hand – wobei sich die Vorwürfe nicht selten selber als Fake News erweisen. Der lockere Umgang mit der Wahrheit ist jedenfalls keine Exklusivität von Donald Trump. Das zeigt allein schon ein Blick in die Abstimmungsversprechen des Bundesrates bei umstrittenen Vorhaben wie der Einführung der Personenfreizügigkeit (die Regierung ging von jährlich maximal 10 000 zusätzlichen Einwanderern aus) oder den Folgekosten des Schengen-Beitritts: Der Bundesrat sprach von 7,4 Millionen, tatsächlich sind es heute über 100 Millionen Franken im Jahr.

Auch bei einer dritten aussenpolitischen Vorlage hat der Bundesrat mit massiv falschen Zahlen operiert. 2002 stimmte die Schweizer Bevölkerung über den Beitritt zur Uno ab. Die Volksinitiative wurde unterstützt von den linken Parteien, der FDP und der CVP. Das Anliegen war ganz im Interesse des damaligen Vorstehers des Aussendepartements, Joseph Deiss. Vor der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik fragte er rhetorisch: «Wir lassen uns die Mitarbeit jährlich zwischen 400 und 500 Millionen Franken kosten. Sollten uns die zusätzlichen 50 bis 60 Millionen, welche die Vollmitgliedschaft pro Jahr kosten würde, etwa zu teuer sein?»

Medien stehen hinter dem Bundesrat

Sekundiert wurde der CVP-Bundesrat von der Mehrheit der Medien. Das staatlich finanzierte



«Freiwillige Beiträge»: alt Bundesrat Deiss.

Portal Swissinfo.ch schrieb, als Vollmitglied müsse die Schweiz «gut 50 Millionen Franken» mehr bezahlen. In einer globalisierten Welt seien die Probleme weltumspannend, argumentierte die NZZ. «Für geringe Mehrkosten von 70 Millionen Franken» könne die Schweiz in der Uno bei der Lösung dieser Probleme künftig vollberechtigt mitarbeiten. Der *Tages-Anzeiger* giftete gegen den Bund der Steuerzahler, der die Mehrkosten des Bundesrates in Frage gestellt hatte, und rechnete seinerseits vor: «Somit verblieben bei einem Beitritt noch Mehrkosten von 43 Millionen Dollar.» Zufällig exakt die gleiche Zahl, die der Bundesrat auch in den Erläuterungen, die jeweils

dem Abstimmungsbüchlein beigelegt werden, genannt hatte.

«Die Mehrkosten des Beitritts sind angemessen und auch für die Bundesfinanzen tragbar», beruhigte der Bundesrat in seinem Argumentarium. In der Botschaft an das Parlament führten Deiss' Beamte die Zahlen genauer aus. Statt 6 Millionen Franken als Beobachter müsse die Schweiz als Mitglied neu 19,5 Millionen ans reguläre Budget beisteuern. Tatsächlich aber zahlt die Eidgenossenschaft mittlerweile 73,5 Millionen Franken, fast viermal mehr, als der Bundesrat 2002 versprochen hatte. Auch der Beitrag für friedenserhaltende Operationen ist deutlich gestiegen: von 10,9 Millionen Franken im Jahr 1999 (gemäss Botschaft des Bundesrates) auf 46,7 Millionen Franken im Jahr 2015.

Schon vor der Vollmitgliedschaft gehörte die Schweiz verschiedenen Unter- und Spezialorganisationen der Vereinten Nationen an, etwa dem Kinderhilfswerk Unicef oder dem Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR), und zahlte dafür die ordentlichen Beiträge. Zusammen mit den Projekten der multilateralen Entwicklungszusammenarbeit, die unter der Führung der Uno laufen, zahlte der Bund jährlich 261,8 Millionen Franken. Auch diese Summe hat sich inzwischen fast verdoppelt. 2015 leistete die Schweiz Beiträge an Nebenorgane, Institute, Kommissionen und Spezialorganisationen der Uno in Höhe von 479,6 Millionen Franken.

Zahlungen der Schweiz an die Uno, 1999

In Millionen Franken

	Pflichtbeiträge	Allgemeine Beiträge	Beteiligungen an Fonds	Projektgebundene Beiträge ¹	Total 1999
Reguläres Budget	5,7	0,1			5,8
Friedenserhaltende Operationen				5,9	10,9
Nebenorgane, Institute und Kommissionen ² (Organe)	4,5	158,0		40,6	203,1
TOTAL KERN-UNO	10,2	163,1		46,5	219,8
Spezialorganisationen	38,0	7,2	5,0	8,5	58,7
Bretton-Woods-Institutionen	8,2	11,1	119,7	51,5	190,5
TOTAL UNO-SYSTEM	56,4	181,4	124,7	106,5	469,0

¹ Grösstenteils «multi-bilaterale» Beiträge, d. h. Zahlungen, die aus Mitteln der bilateralen Entwicklungszusammenarbeit für spezifische Projekte in einem bestimmten Land bestimmt sind. ² V.a. Entwicklung, Humanitäres, Menschenrechte, Umwelt, z.B. UNDP 59,1 Mio. Fr., Unep 10,2 Mio. Fr., UNHCR 40 Mio. Fr., Unicef 18,6 Mio. Fr.

Zahlungen der Schweiz an die Uno, 2015/2016

In Millionen Franken

	Pflichtbeiträge	Freiwillige Beiträge	Total 2015
Reguläres Budget	25,6	47,9	73,5
Friedenserhaltende Operationen	46,7		46,7
Nebenorgane, Institute, Kommissionen, Spezialorganisationen	33,8	445,8	479,6

Beiträge Deza an Bretton-Woods-Institutionen, 2016

	Allgemeine Beiträge	Beteiligungen an Fonds	Projektgebundene Beiträge	Total 2016
Bretton-Woods-Institutionen	206,1	8,0	8,9	223,0
TOTAL UNO-SYSTEM				822,8

QUELLEN: BOTSCHAFT DES BUNDESRAATS VOM DEZEMBER 2000, UNO, EDA

Die Beiträge der Eidgenossenschaft haben sich seit dem Jahr 2000 fast verdoppelt.

In den Unterlagen an das Parlament hatte der Bundesrat beschwichtigend erklärt, ausser bei den Pflichtbeiträgen an das reguläre Budget sowie an jenes der friedenserhaltenden Operationen würden sich die Zahlungen durch den Uno-Beitritt «nicht entscheidend» verändern. In Wahrheit haben sich insbesondere die sogenannten «freiwilligen Beiträge» an die Organisationen und Projekte massiv erhöht: von 210,8 Millionen auf 445,8 Millionen Franken. Der Zuwachs ist umso eklatanter, als der Bundesrat neben höheren Beitragssätzen vor allem auf den schwankenden Wechselkurs hinwies, der den Finanzbedarf mal «kleiner oder grösser» ausfallen lassen könne.

Die Mitgliederbeiträge werden in US-Dollar in Rechnung gestellt. Dieser ist seit 2000 im Vergleich zum Schweizer Franken von 1,50 auf 1,03 gefallen. Gleichwohl haben sich die Beiträge der Eidgenossenschaft im gleichen Zeitraum verdoppelt. Gesamthaft beliefen sich 2015 die Schweizer Kosten für die Kern-Uno plus die Beiträge an Spezialorganisationen und die Bretton-Woods-Institutionen auf 822 Millionen – gegenüber 469 Millionen im Referenzjahr 1999. Das macht pro Jahr 353 Millionen Mehrausgaben. Aussenminister Joseph Deiss sprach landauf, landab von lediglich 35 Millionen US-Dollar. Um den Fake-Faktor zehn daneben.

Trotzdem für ein Ja

In einem Direktduell in der Sankt Galler Olma-Halle hatte der damalige Nationalrat Christoph Blocher (SVP) die Zahlen von Deiss zurückgewiesen. «Solche Geschichten hat uns der Bundesrat bei KVG und Expo auch erzählt.» Der Saal habe laut Beifall geklatscht. Sozialministerin Ruth Dreifuss hatte vor Einführung des Krankenversicherungsgesetzes den Stimmbürgern sinkende Prämien versprochen, und bei der Planungsphase der Landesausstellung ging man von 130 Millionen Franken Kosten für die Steuerzahler aus. Am Ende beliefen sich die Ausgaben auf 1,58 Milliarden Franken.

Das inzwischen eingestellte Nachrichtenmagazin *Facts* gab dem Zürcher SVP-Nationalrat recht. «Christoph Blocher hat auch die Lebenserfahrung auf seiner Seite, wenn er prophezeit, dass es nicht bei den rund 70 Millionen Franken Mehrkosten bleiben wird. Nachher ist es meist «es bitzeli meh.»» Trotzdem trat der Journalist für ein Ja zum Uno-Beitritt ein.

Das «bitzeli meh» pro Jahr beläuft sich immerhin auf mehrere hundert Millionen Franken. Und die Schweizer Bürger reagieren sensibel, wenn es ums Portemonnaie geht. Die Vox-Abstimmungsanalyse nach dem Urnengang 2002 ergab, dass die befürchteten Mehrkosten «bei der stillen Meinungsbildung» wohl eine grössere Rolle gespielt haben als in der offiziellen Abstimmungskampagne. Am Ende gewannen die Befürworter mit 54 Prozent – wohl auch dank massiv falscher Zahlenangaben. ○

NGO

Von Spenden wird abgeraten

Der Schweizer Tierschutz hat viel Geld. Skandale wie im Thurgau steigern den Spendeneingang. Als einzige grosse Umweltorganisation verweigert er seit Jahren die Auskunft über seine Finanzen. *Von Karl Lüönd*

Die Pferde von Hefenhofen wurden nicht mit Geld vom Schweizer Tierschutz erstiegert», betont dessen Sprecherin Helen Sandmeier ungefragt. Wie auch immer: Für Tierschutzanliegen fliessen die Spenden reichlich. Auffallend und schwer verständlich ist aber, dass die Öffentlichkeit nicht wissen darf, wie es um die Finanzen des STS steht – einer Organisation, die sich immer wieder der Öffentlichkeit bedient, wenn es ihr nützt. Präsident Heinz Lienhard sagt, die 71 Sektionen und die Delegiertenversammlung erhielten alle Informationen. Warum die breite Öffentlichkeit nichts erfahren darf, begründet er nicht.

Die anderen grossen Umweltorganisationen sind in diesem Punkt völlig transparent. Und es ist erstaunlich, wie viel Geld diese bewegen. An der Spitze steht der WWF Schweiz mit 31,2 Millionen aus Mitgliederbeiträgen und Spenden, zuzüglich 5,06 Millionen aus Sponsoring- und Lizenzerträgen. Es folgen Pro Natura mit 27,57, Greenpeace mit 24,9 und Birdlife (Vogelschutz) mit 5,1 Millionen (alle Zahlen von 2016, letztere von 2015). Stark umworben sind die Legate, die zum Beispiel bei Greenpeace 12,3 Prozent der Gesamteinnahmen bringen.

Über 10 Millionen Franken Spenden

Präsident Lienhard sagt nur indirekt, wo der STS finanziell etwa steht: «Um alle Aufgaben zu erfüllen und über sechzig Arbeitsplätze zu sichern, benötigen wir Einnahmen von über sieben Millionen Franken.» Im Gegensatz zu anderen Organisationen handle es sich bei den STS-Sektionen um autonome Vereine, auf deren Finanzgebaren der STS keinen Einfluss habe.

Auch diese Sektionen werben eifrig um Spenden und informieren völlig unterschiedlich. Der Zürcher Tierschutz zum Beispiel ist vorbildlich offen und zeigt für 2016 Spendeneinnahmen von erstaunlichen 2,283 Millionen. Andere Sektionen, zum Beispiel Aargau oder Graubünden, lassen es bei Spendenaufrufen bewenden. Man muss also vorsichtig sein beim Vergleichen. Der STS und seine Sektionen nehmen zusammen schätzungsweise locker jedes Jahr weit über 10 Millionen Franken Spendengeld ein!

Man könnte auf die Idee kommen, die Spendeneingänge und Legate seien so hoch,

dass sie sich dafür genieren. Präsident Lienhard dementiert dies kategorisch.

Die Stiftung Zewo, die über die Lauterkeit des Spendenwesens wacht, warnt im Internet unter dem Titel «Vorsicht!» wegen der fehlenden Transparenz vor Spenden an den Schweizer Tierschutz.

Steuerbefreiung in Basel und Zürich

Wie kann aber eine angesehene, traditionsreiche Organisation wie der STS, die bei jeder Gelegenheit die Öffentlichkeit alarmiert, mit einem solchen Urteil leben? Lienhard: «Infolge der Struktur des STS wäre es unmöglich, alle Standards der Zewo zu erfüllen. Andere Standards würden sich für uns negativ auswirken oder uns einen grossen, unnötigen Aufwand verursachen.» Der STS-Präsident bestätigt ausdrücklich, dass sein Verband es abgelehnt habe, der Zewo die Jahres-



Heinz Lienhard.

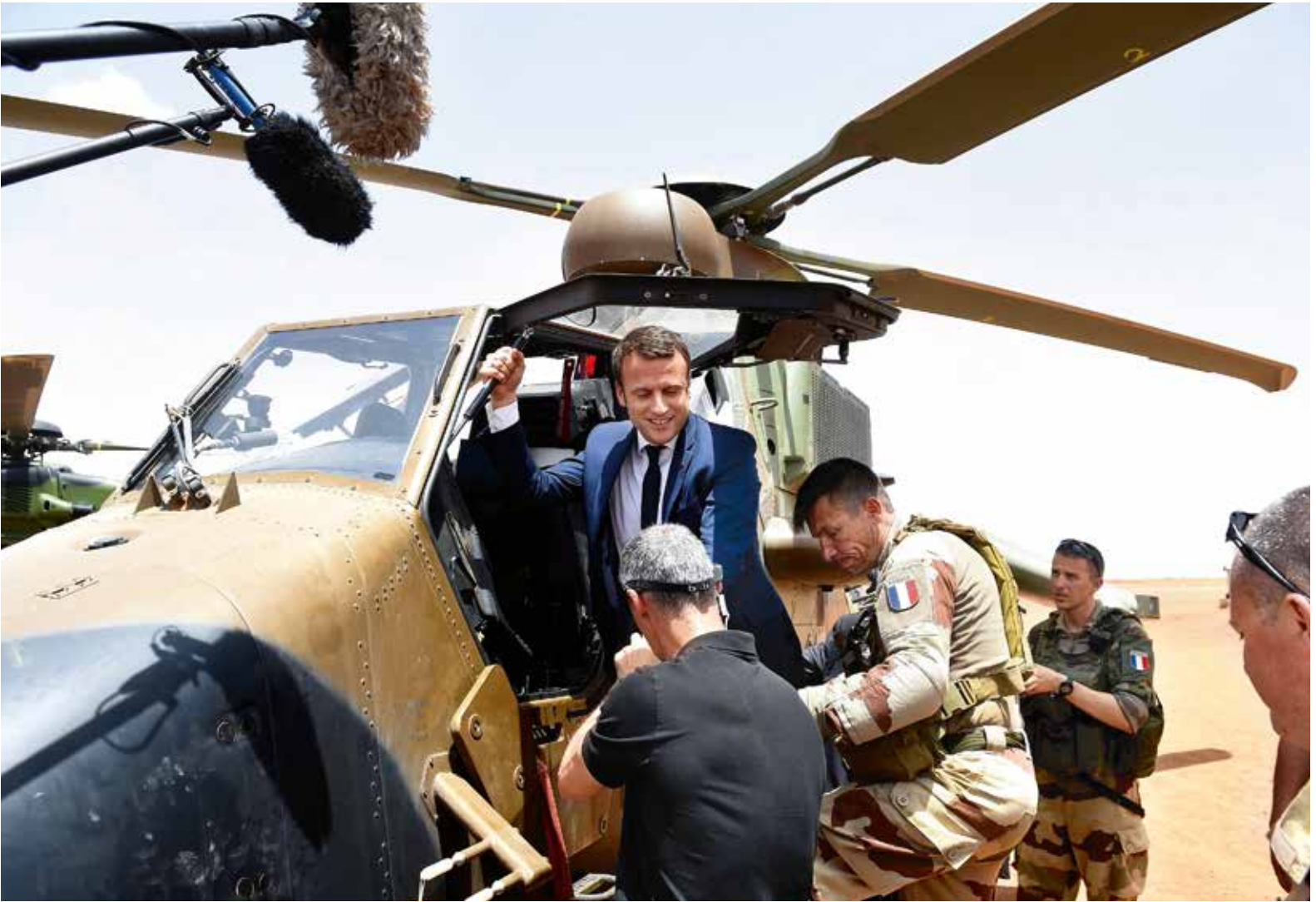
abschlüsse zu zeigen.

Gegenüber den kantonalen Steuerbehörden sind die Tierschützer offener. Es geniesst der STS sowohl in Basel (Sitz des Verbands) wie in Zürich Steuerbefreiung, und Spenden sind abzugsfähig. Roger Keller von der Finanzdirektion Zürich betont: «Voraussetzung für diese Privilegien ist völlige Transparenz im Rechnungswesen gegenüber der Steuerbehörde.»

Martina Ziegerer, Geschäftsführerin der Zewo, erinnert daran, dass Tierschutz generell bis 2013 vom Zewo-Reglement nicht als gemeinnützig anerkannt wurde; sie kann sich vorstellen, dass die Zurückhaltung noch von daher kommt. «Vielleicht werden die Tierschützer auch weniger häufig gefragt, wofür sie die Spenden einsetzen, und das Misstrauen ihnen gegenüber ist geringer.» Aber in der Hauptsache bleibt Frau Ziegerer hart: «Wir empfehlen, Hilfswerke mit Zewo-Gütesiegel zu unterstützen, die von uns geprüft sind. Wir raten nicht von allen anderen Organisationen ab, aber von intransparenten Organisationen, die in der Öffentlichkeit Spenden sammeln, jedoch nicht öffentlich Rechenschaft ablegen, was sie mit den Spenden machen.»

Wird sich der STS in Zukunft bemühen, die Bedingungen der Zewo zu erfüllen? «Nein», sagt STS-Präsident Lienhard. «Wir sind nicht an der Zertifizierung interessiert.»

Das muss man sich leisten können.



«Meister der Verführung»: Präsident Macron.

«Er scheint das Volk vergessen zu haben»

Bei Frankreichs Politikergott Emmanuel Macron ist die Luft raus. Das Volk wendet sich ab. Totaler Flop oder bloss ein Zwischentief? Biografin Anne Fulda zieht nach hundert Tagen Bilanz.

Von Urs Gehriger

Als Emmanuel Macron im Mai auf den politischen Olymp sprintete, übertrumpften sich Presse und Anhänger mit Superlativen: «Napoleon!» «Jupiter!» Ehefrau Brigitte vertraute einem Intimus gar an: «Er hält sich für Jesus!»

Doch nach wenigen Wochen im Amt: Donnergrollen. Statt sich in den Himmel zu schwingen, stürzte er in der Gunst des Volkes ab. Von 64 auf jüngst 36 Prozent. Kein Präsident der Fünften Republik – ausser Chirac – war nach drei Monaten unpopulärer als der mannigfaltig talentierte Monsieur M.

Anne Fulda, Grand Reporter bei der Tageszeitung *Le Figaro*, hat zum Amtsantritt die feinsinnigste Biografie Macrons geschrieben. Seit Jahren bewegt sie sich im Dunstkreis der Schlossherren des Elysées. Mit Nicolas Sarkozy war sie sogar kurzzei-

tig amourös liiert (nach Cécilia und vor Carla). Den neuen Präsidenten beschrieb sie als «un jeune homme si parfait» – ein allzu perfekter junger Mann – und als «asexuellen Don Juan» von der Faszination eines «politisches Ufos». Im Gespräch mit der *Weltwoche* zieht sie nach seinen ersten hundert Tagen Bilanz.

Auf dem Höhepunkt seines Triumphs versprach Emmanuel Macron den Franzosen: «Ich werde nie weit weg sein von euch.» Anne Fulda, warum hat Frankreichs neuer Präsident in so kurzer Zeit den Kontakt zum Volk verloren?

Macron hat nie wirklich mit dem französischen Volk gesprochen. Seit er gewählt worden ist, hat er viele schöne Bilder eines Präsidenten in Aktion verbreitet, aber er hat

bis jetzt nichts getan, was die Situation der Franzosen spürbar verbessert hätte. Allerdings sollte man die Erwartungen nicht allzu hoch schrauben. Wir sollten uns daran erinnern, dass sich in der ersten Wahlrunde nur ein Viertel aller Franzosen beteiligt hat.

Mit anderen Worten: Macron, der sich als «Jupiter» inszeniert, hatte gar nie eine grosse Anhängerbasis?

Richtig. Nach seiner Wahl waren die Franzosen etwas stolz, einen so jungen Staatsoberhaupt zu haben, der so anders war als seine Vorgänger François Hollande und Nicolas Sarkozy. Er schien eine Art perfekter Präsident zu sein. Aber das war ein Image, reich befrachtet mit Symbolik. Image ist wichtig, aber nicht alles.

Immerhin hat Macron in seinen ersten hundert Tagen vieles in Angriff genommen

und bereits einige Resultate vorzuweisen, allen voran das Gesetzspaket zur «Moralisierung der Politik». Dies klingt für Aussenstehende etwas bevormundend. Worum geht es?

Macron stellte fest, dass die Leute kein Vertrauen mehr in die Politik und die Politiker haben. Er initiierte als Erstes das Saubermann-Gesetz, um zu zeigen, dass er anders ist als seine Vorgänger. Veranlasst dazu hat ihn die Atmosphäre im Wahlkampf, insbesondere die Sache mit Fillon. [Gemeint sind die Finanzaffären des Republikaners François Fillon rund um die Scheinarbeit seiner Frau Penelope. Mit dem neuen Gesetz wird Abgeordneten die Beschäftigung von Familienmitgliedern untersagt. Ausserdem müssen Politiker Auskunft über ihre Verbindungen zu Institutionen, Vereinen oder Firmen geben, die Red.] Im Übrigen lässt er vor allem Bilder sprechen. Er besucht im Pilotenoverall einen Luftwaffenstützpunkt, lässt sich von einem Helikopter auf ein Atom-U-Boot abseilen. Macron produziert das Bild eines starken, engagierten Anführers, aber er liefert keinen Ton dazu. Er kommt mir vor wie ein Stummfilmstar.

Er spricht nicht zu den Medien. Bisher hat er lediglich zwei Interviews gegeben. Sein Sprecher liess verlauten, der Präsident scheue den Gedanken nicht, mit Journalisten zu sprechen, doch seine «komplexen Denkprozesse» seien für Interviews mit Journalisten nicht geeignet.

Das heisst, die Leute sind zu dumm, um seine Gedanken zu verstehen.

Tut er dies aus Unsicherheit, oder hat er diktatorische Allüren?

Emmanuel Macron zeigt Züge von Arroganz. Mitterrand hatte dieselbe Eigenschaft. Jacques Pilhan, Mitterrands Kommunikationsberater, meinte: «Das Wort des Präsidenten muss rar sein, um erhört zu werden.» Das stimmt. Aber es muss trotzdem von Zeit zu Zeit zu vernehmen sein. Ausserdem haben sich die Zeiten seit Mitterrand geändert. Wir leben im Internetzeitalter.

Einerseits meidet Macron die Medien mit der Begründung, seine Gedanken seien zu komplex. Andererseits hat er wiederholt bewiesen, dass er auf knappe, ja krude Weise zu formulieren weiss. So hat er dem *Wall Street Journal* über sein früheres Leben als Banker gesagt: «Du bist eine Art Hure. Dein Job ist es, zu verführen.»

Macron ist ein Meister der Verführung. «Er könnte sogar einen Stuhl verführen», schreiben Sie in Ihrem Buch. Und Sie zitieren einen Freund aus der Eliteschule ENA: «Er verführt Menschen, braucht sie, und dann lässt er sie fallen.» Kann Macron, nachdem er es durch seine Ver-

führungskünste an die Spitze geschafft hat, durch Verführung ein erfolgreicher Präsident werden?

Natürlich nicht. Die Franzosen sind wütend. Sie erwarten nun, dass der Präsident liefert. Wir brauchen Taten und Resultate. Das Problem ist: Er scheint das Volk vergessen zu haben und all jene, die nicht für ihn gestimmt haben. Im ersten Wahlgang hat fast die Hälfte der Franzosen gegen das «System» gestimmt.

Dieses «System» will Macron ja ändern, wie er in seiner Grundsatzrede Anfang Juli erklärt hat.



«Er liefert keinen Ton»: Biografin Fulda.

Diese Grundsatzrede an das französische Volk hielt er vor Hunderten Abgeordneten und Senatoren im Schloss Versailles. Ich glaube, es gibt keinen einzigen Franzosen, der sich daran erinnern kann. Was er dort angekündigt hat, waren Reformen der politischen Institutionen des Landes: Die Anzahl der Parlamentarier solle um ein Drittel reduziert, die Anzahl der aufeinanderfolgenden Mandate von Parlamentariern begrenzt und kleineren Parteien der Sprung ins Parlament erleichtert werden. Es war eine intelligente Rede, aber das Gesagte berührt das tägliche Leben der Leute nicht.

Macron scheint sich in einer isolierten, elitären Welt zu bewegen. Er stammt aus dem gehobenen Bürgertum, durchlief als extrem gescheiter Student Eliteschulen und suchte früh den Kontakt zu älteren Intellektuellen. Weiss er, wie die normalen Leute denken?

Ich bin mir nicht sicher, ob er sie versteht oder überhaupt verstehen will. Über Macron sagt man, er habe im direkten Kontakt grosse Empathie. Aber man kann nicht gegenüber allen Empathie haben.

Dennoch weist er positive Eigenschaften aus. Er ist freundlich, hört zu, wirkt über-

legt und verfügt über eine Strahlkraft, die weit über die Landesgrenzen hinausreicht. Ist Macron ein neuer Typ von Politiker?

Er ist tatsächlich kein typischer Politiker, seine Karriere verlief extrem schnell, sein Aufstieg war steil. In Frankreich ist das eine Ausnahme. Seit de Gaulle hat sich ein Staatshochschef zuerst jahrelang durch die Institutionen hochzukämpfen.

Gibt es Züge bei Macron, die Sie an einen seiner Vorgänger erinnern?

Er hat etwas von verschiedenen Ex-Präsidenten. Sein Hang zur Literatur erinnert an Mitterrand, seine Modernität an Giscard d'Estaing, seine Aggressivität und Kommunikation wiederum hat etwas von Sarkozys Naturell.

Sarkozy sagte über Macron: «Er ist ein bisschen Frau, ein bisschen Mann, irgendetwas dazwischen, das ist ja jetzt Mode.» Liegt diese Ambivalenz in seinem Naturell, oder ist sie eine Masche, die er ganz gezielt einsetzt?

In Frankreich ist man an virile Persönlichkeiten gewöhnt. Macrons Sowohl-als-auch war während des Wahlkampfes besonders auffällig. In seinen ersten hundert Tagen kamen aber neue Züge zum Vorschein. Er kann sehr autoritär sein. Er hat eine starke Angewohnheit, überall zu intervenieren. Er schickt seinen Ministern, selbst seinem Premierminister, eine Menge von E-Mails. Es kommt vor, dass Premierminister Edouard Philippe etwas ankündigt, und am nächsten Tag kommt Macron und sagt das Gegenteil. Er will stets die Oberhand behalten. Er ist, ähnlich wie Sarkozy, ein Hyper-Präsident.

Unklar ist die Rolle von Macrons Ehefrau Brigitte, die in der Presse einen prominenten Platz einnimmt. In ihrem ersten Interview, das sie letzte Woche dem Magazin *Elle* gab, lobt sie ihren Mann über den grünen Klee, hält sich jedoch strikt aus der Politik heraus. Welchen Einfluss hat Brigitte Macron auf die Entscheide ihres Mannes?

Ich denke, sie erinnert ihn an die Realität. Und an seine Versprechen. Er hat immer sehr stark auf sie gehört. Ob er das weiterhin tun wird, nachdem er nun Präsident geworden ist, werden wir sehen. Vorher hatte sie ihn für sich allein. Nun drängen viele Leute an seine Seite, die sie verdrängen möchten.

Sie scheint konservativer zu sein als er. Den Schleier zum Beispiel sieht sie als Form der Unterdrückung von Frauen.

Macron stammt aus einer linken Familie. Er vertritt viele linke Ansichten, bei Gesellschaftsfragen und auch in der Wirtschaftspolitik. Brigittes familiärer Hintergrund hingegen ist rechts, sie ist

Journalismus

Lügen für Macron

Der französische Präsident hält die Medien auf Distanz. Notfalls mit der Polizei.

Als erster Präsident im Fernsehzeitalter hat Emmanuel Macron am 14. Juli das traditionelle TV-Interview ausfallen lassen. Begründet wurde der Verzicht mit dem «komplexen Denken» des Präsidenten, das sich nicht über die Dialektik von Frage und Antwort vermitteln lasse. Auch in der Beziehung zwischen Macht und Medien hat in Frankreich eine neue Ära begonnen.

«Mimis» Recht

Die Mitarbeiter der Kabinette und die Minister sind zum Schweigen verpflichtet. Es gibt kaum noch gezielte Indiskretionen, keine Einladungen zum Essen, Informationsgespräche *off-the-record* sind verpönt. Der Pressesaal des Elysée soll ausgelagert werden. «Es ist nicht normal, dass die Journalisten um 7 Uhr morgens und auch noch um 23 Uhr einen direkten Zugang zum <Palast> haben», sagt Macrons Medienbeauftragte Sibeth Ndiaye. Sie möchte bestimmen, welche Korrespondenten den Präsidenten auf offiziellen Reisen begleiten. Dem Nachrichtenmagazin *L'Express* gegenüber hat sie bestätigt, dass Journalisten kritischer Artikel unter Druck gesetzt würden: «Wenn es Meinungsverschiedenheiten gibt, rufen wir die Medien täglich an.» Freimütig räumt Ndiaye ein, dass «ich sehr wohl zum Lügen bereit bin, wenn es darum geht, den Präsidenten zu schützen».

An Homestories aus dem Elysée indes besteht kein Mangel. Sie werden von Michèle «Mimi» Marchand, der Pariser «Königin der Paparazzi», inszeniert und überwacht. Sie war im Wahlkampf eine Schlüsselfigur. Jetzt wird sie belohnt. Ihre Agentur Bestimage verfügt über das Monopol auf die privaten Macrons. «Mimi» wurde beobachtet, wie sie Polizisten befahl, die Fotografen wegzuschicken, die der Familie auf den Fersen waren.

Die Ferien verbringen Emmanuel und Brigitte Macron in Marseille. Ein Fotograf, der sie verfolgte, wurde festgenommen und stundenlang verhört. Er bestreitet, das private Grundstück betreten zu haben. Der Präsident hat Klage eingereicht – auch das hätte keiner seiner Vorgänger getan. Beim Schutz der Privatsphäre, wie Macron es versteht, geht es meist um das Durchsetzen von «Mimis» Recht auf ihre exklusive Vermarktung.

Jürg Altwegg



«Klassische Rolle»: *Elle*, August 2017.

konservativ situiert. Sie interessiert sich aber sehr für die Freiheiten und Rechte von Frauen. Da vertritt sie sehr progressive Ansichten.

Macron möchte der Rolle seiner Ehefrau Brigitte einen offiziellen Status als *première dame* verleihen. Unter den Bürgern regt sich Widerstand. Warum?

Man sieht – von den Parlamentariern hat man verlangt, Mitarbeiter nicht aus dem Familienkreis zu rekrutieren – in diesem Versuch ein Messen mit verschiedenen Ellen. Warum sollte sie dürfen, was für Parlamentarier verboten ist? Schliesslich wurde ja nicht sie, sondern er zum Präsidenten gewählt. Aber die Situation ist verzwickelt. Als *première dame* hat sie natürlich eine Rolle zu spielen. Wie sie im Interview mit *Elle* darlegt, schwebt ihr offenbar eine sehr klassische Rolle vor: repräsentieren, sich um Gesellschaftsfragen, Kinder und an Autismus Erkrankte kümmern. Das erinnert an Bernadette Chirac. Aber es ist schwierig, für sie eine Aufgabe zu finden, ohne dass sie mit den Ministern ins Gehege kommt.

Die ganze Welt schaut heute wieder nach Frankreich. Sind die Franzosen glücklich über einen Präsidenten, der in der Weltpolitik eine starke Figur macht?

Die Franzosen waren stolz, als Chirac nein sagte zur US-amerikanischen Invasion im Irak. Als ich nun diesen Sommer in den USA war, wussten viele den Namen unseres Präsidenten. Natürlich rührt dies viele Franzosen, aber sie beobachten das Ganze mit gemischten Gefühlen. Sie wollen, dass ihr Präsident zuerst ihre Probleme zu Hause löst. Und da gibt es noch viel zu tun.

Frankreich braucht dringend Reformen, um seine Wirtschaft zu kurieren. Welches

sind die grossen Herausforderungen für den Präsidenten?

Er muss die angekündigten Strukturreformen unter Dach bringen und dabei extrem aufpassen, dass er damit keine Revolte auf der Strasse provoziert. Das Parlament hat ihm den Weg geebnet, den Arbeitsmarkt im Schnellverfahren per Verordnungen zu reformieren. Die Reform der Arbeitslosenversicherung und des Rentensystems sollen folgen. Und natürlich läuft Frankreich Gefahr, von einer neuen Welle des Terrorismus getroffen zu

«Ich bin mir nicht sicher, ob er die normalen Leute versteht oder überhaupt verstehen will.»

werden. Macrons Entscheidung, beim Verteidigungsbudget 850 Millionen Euro einzusparen, hatte zur Folge, dass der Generalstabschef Pierre de Villiers seinen Rücktritt einreichte. Nun wartet man auf Macrons nächste Schritte. Eigentlich sollte Frankreich einen Kriegsminister haben. Schliesslich steht unser Land im Krieg mit dem Terrorismus.

Auch in Europa will Macron eine Schlüsselrolle spielen; er drängt vehement auf Reformen in der EU. Nach welcher Rolle strebt er persönlich?

Er hat Ambitionen. Mit seiner Einladung Putins nach Versailles wollte er zeigen, dass man mit dem russischen Präsidenten sprechen und ihn beeinflussen kann. Bisweilen macht er den Anschein, als wolle er Angela Merkel als Anführerin von Europa herausfordern.

Wie sehen Sie Macrons Rolle auf der Weltbühne? Als eine Art Anti-Trump?

Es ist interessant: Er markiert Stärke, symbolisch zelebriert durch seinen kräftigen Händedruck mit dem US-Präsidenten. Gleichzeitig fokussiert er nicht auf die Differenzen. Bei Trumps Besuch in Paris am 14. Juli wirkten beide sehr harmonisch. Vielleicht war das clever. Vielleicht ist dies der Weg, wie man mit Donald Trump umgehen muss, um Erfolge zu erzielen. Aber es hat Trump nicht davon abgehalten, den Vertrag von Paris aufzukündigen. Bis jetzt scheint Macron keinen Einfluss auf ihn zu haben.



Anne Fulda: Emmanuel Macron – Die Biographie. Aufbau. 224 S., Fr. 26.90

Götterdämmerung im Elysée

Macron setzt den Hobel an, verschiebt oder verwässert seine Reformen und führt Frankreich mit seiner Moralisierung der Republik auf den Weg in die politische Korrektheit. Der Popularitätsverlust ist rasant. Von Jürg Altwegg

Frankreich erlebt seinen heitersten Sommer seit Jahren, es ist ein Sommer ohne Tragödie und ohne hysterisches Sommertheater. Keine Burkini-Debatte am Strand, keine gestörten Kulturfestivals. Neymar kommt zu PSG und führt die Ligue 1 in die europäische Spitzenklasse. Die Olympischen Spiele sind im Sack und die Touristen zurück. Und mitten im Sommerloch der Befund: Der Aufschwung ist da. Macron der Magier verzaubert das Land.

Wie «Jupiter» werde er es regieren, hatte er zum Amtsantritt prophezeit. Und wie für einen Göttervater inszenieren die Jünger seinen Kult. Nach dem Vorbild der «Cahiers de vacances» für die Schüler – mit Hausaufgaben während der Ferien – haben sie ein Heft mit Nachhilfe in Macron-Kunde zusammengestellt. Es enthält ein Poster mit dem Präsidenten als Superman. Seiten zum Ausmalen. Und ein Quiz, «Parlez-vous le Macron?», «Sprechen Sie Macron?». 300 000 Exemplare sind am Strand und auf Campingplätzen verteilt worden.

Die tugendhafte «La République en marche!» (LREM) schwimmt im Geld. Von den siebenzig Millionen Euro, die der Staat jährlich an die Parteien überweist, bekommt LREM fortan den Löwenanteil. Die schrumpfenden Bezüge der Republikaner werden zusätzlich um Strafgeelder in Millionenhöhe wegen Verstößen gegen die Quotenregeln bei Wahlen reduziert. Die Sozialisten sind auch finanziell bankrott und gezwungen, die Parteizentrale zu verkaufen.

Auch ihre eigenen Mitglieder infantilisiert die Partei. LREM ist als Fanklub konzipiert und wird wie ein Unternehmen geführt. Von oben nach unten. Die Chefs in den Sektionen ernennen Paris. Begründet wird der autoritäre Stil mit der Gefahr der Unterwanderung durch Überläufer von links und rechts. Gegen die Statuten gab es Klagen vor Gericht.

In der Nationalversammlung haben die marschierenden Modernisierer den Zwang zu Anzug und Krawatte abgeschafft. Der frühere gaullistische Parlamentspräsident Jean-Louis Debré wählte sich auf einem «Jahrmarkt der Rindviecher». Wegen der Opposition gegen das Gesetz zur «Moralisierung des öffentlichen Lebens», das Macron als Symbol seiner

neuen Ära durchsetzen wollte, musste die erste Session bis weit in den Ferienmonat August hinein verlängert werden. Die Abgeordneten wollten partout nicht auf ihre *réserve parlementaire* verzichten: 130 000 Euro jährlich zur freien Verfügung, meist für Wahlgeschenke verwendet. *C'est fini.*

Dass Parlamentarier keine Angehörigen mehr als Berater anstellen dürfen, war nach

Auf die Schiene gesetzt hat das Parlament die Möglichkeit, die Regelung des Arbeitsmarkts per Dekret zu verändern – das würde sonst Jahre dauern. Auch das ganze Sozialsystem will Macron nach den Ferien umbauen – doch der Anfang mit einer Kürzung des Mietzuschusses (bei Studenten um fünf Euro) war eine peinliche Massnahme, die befürchten lässt, dass die Regierung zu gründlichen Reformen nicht fähig ist. Die für 2018 versprochene Abschaffung der lokalen Steuern (für siebenzig Prozent der Haushalte) und der Reichensteuer wurde verschoben. Eine Werft in Nantes, die von italienischen Investoren gekauft werden sollte, rettete der Präsident durch die «vorübergehende» Verstaatlichung. Am schlimmsten war seine öffentliche Demütigung des Armeechefs Pierre de Villiers, der sich gegen den Abbau des Haushalts um 850 Millionen Euro gewehrt hatte und zurücktreten musste.

Historische Dynamik

Jupiters Götterdämmerung hat begonnen. Keiner seiner Vorgänger hat in den ersten hundert

Tagen einen Popularitätsverlust wie Macron hinnehmen müssen. Doch selbst dieser Niedergang kann ihm nichts anhaben: Er erfolgt im Einklang mit der herrschenden Ideologie, die nicht mehr an die Heilsversprechen des Staats und der Politik zu glauben vorgibt. Vor allem aber: Nach dem rhetorischen Hauden Sarkozy und dem entscheidungsschwachen Schaumschläger Hollande verfügt Frankreich wieder über einen Präsidenten, der sein Amt nicht entwertet, sondern ausfüllt. Wer möchte schonde Gaulle und Napoleon, an denen sich nicht nur «Jupiter» selber misst, nach momentanen Umfragewerten beurteilen?

Es bleibt die Frage, ob Macron das Land nicht nur verzaubert, sondern auch zu verändern vermag. Die nächsten hundert Tage werden schwierig sein und der Herbst heisser als der Sommer. Doch dank seiner Wiedervereinigung der Linken und Rechten verfügt der «aufgeklärte Despot» – so der liberale Denker Guy Sorman – über eine historische Dynamik und einen politischen Kredit, die für hundert Jahre reichen würden. ○



Veränderung oder Verzauberung? Präsident Macron.

der Empörung über Fillons Scheinbeschäftigung seiner Frau und Kinder unvermeidbar. Aus dem Entwurf gestrichen wurde das von allen Kandidaten für irgendeine Wahl verlangte Leumundszeugnis. Jegliche Verurteilung sollte unbedingt und automatisch auch noch mit dem Verlust der Wahlfähigkeit geahndet werden. Das ging der Mehrheit zu weit. Die

Wer möchte schon de Gaulle und Napoleon nach momentanen Umfragewerten beurteilen?

Gerichte werden von Fall zu Fall ein Wahlverbot entscheiden müssen – was angesichts der Abhängigkeit der Justiz von der Politik noch gefährlicher ist. Der Philosoph Mathieu Bock-Côté, Autor des Buchs «Der Multikulturalismus als politische Religion», deutet das Gesetz als fatalen «Schritt in Richtung der amerikanischen politischen Korrektheit»: «Ideen, die im Widerspruch zur herrschenden Ideologie stehen, wird die politische Legitimität entzogen.»



Viel Zeit zum Denken blieb nicht: Abwurf über Nagasaki, 9. August 1945.

Fluch und Segen der Atombombe

Vor 72 Jahren begann das Atomzeitalter mit einer Katastrophe: Die Bomben über Japan waren ein ungeheuerliches Experiment, vielleicht ein Verbrechen – aber sie beendeten den Krieg und zeitigten eine zivilisierende Wirkung. Vieles kam anders, als man dachte. Spurensuche am Tatort. *Von Alex Baur*

Kurz vor dem Start bemerkte Major Charles Sweeney, dass die Pumpe zum Reservetank der «Bockscar» ausgefallen war. Es war der 9. August 1945, kurz nach 3 Uhr in der Früh. Zwei Tonnen Treibstoff würden ihm damit fehlen. Doch Sweeney mochte die Mission, die wichtigste in seinem Leben, nicht abbrechen. Der Treibstoff musste reichen bis Kokura und zurück auf die Insel Tinian, von der aus die Bombergruppe 393 den Luftangriff auf Japan startete. Nagasaki, das Ausweichziel, lag auf dem Rückweg.

Die Begleitflugzeuge «Big Stink» und «The Great Artiste» liessen auf sich warten, als die «Bockscar» bereits in der Luft war. Wertvolle

Minuten gingen verloren. Als der Bomber Kokura um 10.47 Uhr erreichte, eine Garnisonsstadt, die auch Waffenschmieden beherbergte, lag diese unter einem Rauchschleier. Die Amerikaner selber hatten die Gegend in der Nacht zuvor zerbombt, mit Mottfeuern hatten die Japaner die Sicht zusätzlich erschwert. Es war unmöglich, ein Ziel zu orten. Als auch noch Flakfeuer aufblitzte, drehte Sweeney ab.

Tod im Feuersturm

Nagasaki lag unter einer Wolkendecke. Mehrmals liess Sweeney seine viermotorige B-29 Superfortress über der Stadt kreisen. Der Treibstoff wurde nun wirklich knapp. Mit der

4,6 Tonnen schweren Bombenlast an Bord würde er es nicht einmal bis zum nächsten Flugplatz auf der Insel Okinawa schaffen.

Es war bereits 11 Uhr, als sich ein Loch in der Wolkendecke aufat. Die Maschine befand sich rund zwei Meilen nördlich des Stadtzentrums von Nagasaki. Immerhin war da eine Fabrik, die Mitsubishi-Eisenbahnwerke, wo auch Waffen hergestellt wurden, angeblich sogar Torpedos, wie sie in Pearl Harbour zum Einsatz gekommen waren. Sweeney erteilte den Befehl zum Abwurf.

Dachte er in diesem Moment an die 240 000 Menschen, die unten in der Stadt ahnungslos Alltäglichem nachgingen? Aus einer Höhe von 9000 Metern erscheint die Welt weit und

abstrakt. Viel Zeit zum Denken blieb ihm ohnehin nicht. Sweeney war wohl einfach froh, seine Last loszuwerden. Danach drehte er scharf ab und ging in einen steilen Sinkflug über, um Geschwindigkeit zu gewinnen. Nur weg, weit weg, damit ihn nicht noch die Schockwelle der eigenen Bombe vom Himmel holte.

Es war 11.02 Uhr, als sich ein Feuerball über das Urakami-Viertel von Nagasaki ergoss, der in seinem Kern mehrere Millionen Grad heiss war. Gegen 50 000 Menschen, die genaue Zahl kennt niemand, starben auf der Stelle: von der Hitze verdampft, von der Druckwelle in Stücke zerrissen, vom Strahlenschock zersengt. Und das waren die glücklicheren unter den Opfern. Weitere geschätzte 20 000 Menschen erlebten den Tod langsam und qualvoll.

Viele erstickten im Feuersturm, der noch bis zum nächsten Morgen wütete. Andere verbluteten oder erlagen ihren Brandwunden, ohne dass ihnen jemand hätte helfen können. Die Atombombe hatte unter anderem auch das Universitätsspital von Nagasaki in eine Ruine verwandelt. Und schliesslich gab es jene, die von der direkten Strahlung der Bombe erfasst, jedoch nicht auf der Stelle getötet worden waren.

Die Strahlenkrankheit war ein neuartiges, besonders perfides und peinvolles Leiden, das sich über Wochen oder auch Monate hinziehen konnte. Während die versengte Haut sich langsam schält wie eine Zwiebel, zersetzen sich die Organe im Innern, eines nach dem andern. Man kann wenig bis nichts dagegen tun.

In Nagasaki erfolgte der zweite Abwurf einer Atombombe über bewohntem Gebiet. Viele bezeichnen ihn heute als Kriegsverbrechen, ein ungeheuerliches Experiment am lebenden Objekt war er allemal. Über das Wesen und die Gefahren der direkt einwirkenden Strahlung war man zwar bereits damals recht gut im Bilde. Über die möglichen Langzeitfolgen von niedrigen Strahlendosen, die nicht vom direkten Strahlenschock, sondern vom sogenannten Fallout und von der radioaktiven Kontamination ausgehen, wusste man indes wenig.

Objektiv betrachtet, forderten die konventionellen Bombenangriffe in Japan viel mehr Todesopfer als die Atombomben. Allein der Feuersturm über Tokio vom 9. März 1945 soll mehr Zivilisten getötet und verletzt haben. Die kriegerische Wirkung der Atombombe war vor allem psychologischer Natur. Zum einen lag es an der Strahlung, zum andern an der gewaltigen Energie der neuen Technologie. Beides ist für einen Laien schwer begreiflich.

Der Plutoniumkern, der eigentliche Sprengkörper der Nagasaki-Bombe, war gerade mal so gross wie ein Tennisball. Er markierte den Beginn einer neuen Ära, nicht nur in der Kriegs-

führung. Mit einem Schlag hatte die Menschheit Zugang zu Mächten, die zuvor unvorstellbar gewesen waren – im Guten wie im Bösen. Was von beidem würde überwiegen?

Die Atombombe, welche die Amerikaner am 6. August 1945, drei Tage vor Nagasaki, über Hiroshima gezündet hatten, konnte man noch halbwegs erklären. Japan hatte den Krieg gesucht. Im Bestreben, die Weltmacht mit Hitler zu teilen, hatte das Kaiserreich halb Asien besetzt: die Mandschurei, Teile von China, Korea, die Philippinen. Und die Japaner standen den Deutschen in Sachen Grausamkeiten kaum nach. Die Amerikaner ihrerseits waren es satt, ihre Jugend zu opfern für einen Krieg, der im Grunde nicht ihrer war.

Die Rechnung mag zynisch klingen, aber die Logik des Krieges ist nun mal zynisch. Die durchschnittliche Verlustrate im Pazifikkrieg belief sich auf 1,95 Gefallene pro Tag und tausend Soldaten. Für eine

Invasion der japanischen Inseln brauchte man mindestens eine halbe Million Soldaten, von denen monatlich hunderttausend ersetzt werden mussten. Wie lange der Krieg noch dauern würde, war eine Rechnung mit vielen Unbekannten.

Vom D-Day bis zum V-Day, von der Invasion der Normandie also bis zum Fall von Berlin, erlitten die Alliierten 766 294 Verluste. Doch das hügelige und dichtbewaldete japanische Inselreich war ungleich schwieriger einzunehmen. Allein bei der Besetzung der kleinen Insel Okinawa wurden über 30 000 Amerikaner getötet oder schwer verletzt. Die um ein Vielfaches höhere Opferzahl auf japanischer Seite fand in dieser Rechnung notabene keinen Platz.

Doch die zweite Bombe – war sie wirklich nötig gewesen? Die Sprengkraft der Plutoniumbombe von Nagasaki war noch gewaltiger als jene der Uranbombe von Hiroshima; dass es nicht noch mehr Opfer gab, war vor allem der Topografie der Stadt zu verdanken. Ging es einfach darum, die Höllenmaschine auch zu testen, wo man sie schon für teures Geld entwickelt hatte? Lag Japan nicht längst wirtschaftlich und moralisch am Boden?

Startschuss zum Kalten Krieg

Japan hatte bereits einen Waffenstillstand angeboten, allerdings ohne Besatzung und unter Wahrung der Herrschaft des Tenno, des Kaisers. Die Amerikaner beharrten auf einer bedingungslosen Kapitulation. Das Kaiserreich war verwundet, aber noch lange nicht geschlagen. Zehntausend Kampfflieger, unter ihnen die berühmten Kamikaze, standen zum Einsatz bereit. Auf dem chinesischen Festland hatte die kaiserliche Armee noch bis zuletzt erfolgreiche Offensiven durchgeführt.

Am 8. August, am Tag vor dem Abwurf der Nagasaki-Bombe, hatte Russland Japan den Krieg erklärt. Vielleicht gab das den Ausschlag. Die USA hatten ein Interesse daran, den Krieg zu beenden, bevor die Sowjets ins Spiel kamen. Die Bombe war zweifelsohne auch eine Drohung an die Adresse von Stalin. Sie war zudem der Startschuss zum Kalten Krieg.

Erst mit der zweiten Atombombe wurde dem Kaiser unzweifelhaft vor Augen geführt, dass der Gegner nicht nur in der Lage, sondern auch bereit war, sein ganzes Reich auszulöschen. Noch in der Nacht auf den 10. August, um 2 Uhr in der Früh, willigte der Tenno in die bedingungslose Kapitulation ein. In der offiziellen Erklärung nahm er direkten Bezug auf die Atombombe: «Würden wir weiterkämpfen, bedeutete



Kaiser Hirohito, 1946.

«Weiterkämpfen bedeutete die Vernichtung der menschlichen Zivilisation.»



In wenigen Jahren wiederaufgebaut: Hafenstadt Nagasaki heute.

dies nicht nur die Vernichtung von Japan, sondern der ganzen menschlichen Zivilisation.»

So masslos die zerstörerische Gewalt der Atombombe ist, so abgründig erscheint das moralische Dilemma, das in ihr schlummert. Darf man 200 000 unschuldige Zivilisten töten, um das Leben von vielleicht einer Million Soldaten zu schützen? Ist das nicht dieselbe Logik, nach der sich Terroristen inmitten einer Menschenmenge in die Luft sprengen?

Die Bombe von Nagasaki war der fürchterliche Höhepunkt eines Weltkrieges, zugleich aber auch dessen abruptes Ende. Unter dem Eindruck des Massensterbens wurde die Uno gegründet, raufte sich die wichtigsten Länder der Welt 1948 zur Deklaration der universellen Menschenrechte zusammen. Immerhin dürfte das Gleichgewicht des atomaren Schreckens auch verhindert haben, dass aus dem Kalten Krieg ein dritter Weltkrieg wurde. Ein Krieg unter Atommächten macht keinen Sinn, weil ihn keiner gewinnen kann.

Für Japan selber brach mit Nagasaki eine neue Ära von Freiheit, Demokratie und Wohlstand an, wie sie das Land zuvor noch nie erlebt hatte. Mutmasslich ersparte die Bombe dem Land auch eine sowjetische Invasion, die kaum so schnell und so erfolgreich beendet worden wäre wie die amerikanische. So betrachtet, war die Atombombe ein makabrer Segen.

Die Japaner sehen sich nicht als Opfer

Doch was wäre geschehen, wenn Hitler, Stalin oder der Tenno die Bombe zuerst gehabt hätten? Über das theoretische Wissen verfügten sie alle, alle forschten sie damals an der Wunderwaffe. Die USA machten das Rennen dank ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit. Und was ist, wenn plötzlich ein durchgeknallter Despot wie etwa der nordkoreanische Diktator Kim Jong Un in den Besitz dieser Waffe gelangt? Die Frage ist, gerade für Japan, so aktuell wie schon lange nicht mehr.

Das atomare Dilemma hat ganze Generationen geprägt. Ich selber war ein Kind des Kalten Krieges. Wie ein stiller Schatten lag die Drohung eines nuklearen Holocaust über meiner Jugend. Als Teenager war ich der Überzeugung, dass die Katastrophe – frei nach Murphys Gesetz, gemäss dem eines Tages alles schiefgehen wird, was schiefgehen kann – früher oder später Realität werden würde. Doch stimmt das wirklich? Und was lässt sich dagegen tun? Auf der Suche nach Antworten bin ich nach Nagasaki gereist, dem Ort des Verbrechens, wo alles seinen Anfang nahm.

Es war nicht meine erste Reise nach Japan, und doch verblüfft mich das Inselreich immer wieder von neuem. Nirgends auf der Welt habe ich friedfertiger und sanftere Menschen getroffen. Eine gepflegte Kultur der Rücksichtnahme durchdringt das Land, das Bedürfnis nach Harmonie scheint unersättlich. Die Vorstellung fällt schwer, dass dieses zivilisierte Volk



Japans Wiedergeburt: Feier im Friedenspark.



«Fat Man»: Plutoniumbombe von Nagasaki.

vor noch nicht allzu langer Zeit die schlimmsten Kriegsverbrechen begangen hat.

In Nagasaki gibt es kaum einen Gehsteig, der nicht mit einer speziellen Spur für Blinde versehen wäre; die adrette Übersetzerin, die sogar Lieder simultan in die Gebärdensprache überträgt, darf an keinem öffentlichen Anlass fehlen; gemessen an den peinlichst herausgeputzten Parks und Strassen Japans, wirken Schweizer Städte schon fast wie Müllhalden. Nie, aber wirklich nie habe ich auch nur eine Remperei erlebt. Wer auch nur leicht verschnupft ist, zieht sich selbstverständlich einen Mundschutz über, um so seine Mitmenschen vor einer Ansteckung zu bewahren. Und wenn zwei Japaner an der Bushaltestelle warten, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass sie eine Schlange bilden.

Wenige Jahre nach ihrer Zerstörung war die Stadt wieder aufgebaut. Trotzdem ist die Atombombe auch nach 72 Jahren in Nagasaki noch immer allgegenwärtig. Die Gedenkfeier im Friedenspark beim «Ground Zero», die jeweils am 9. August stattfindet und zu der jeweils Tausende von Besuchern pilgern, ist der wichtigste Event in der Stadt. Kein Premierminister und kein Parlamentspräsident konnte es sich bislang leisten, der Zeremonie fernzubleiben. Eine veritable Armee von Journalisten (dieses Jahr waren 276 akkreditiert) sorgt dafür, dass die Feierlichkeiten live ins ganze Land übertragen werden.

Offiziell ist der Geburtstag des Kaisers der japanische Nationalfeiertag. Bis zum Tod von Tenno Hirohito war es der 29. April, seit Akihito den Thron bestiegen hat, ist es der 23. Dezember. Doch der eigentliche Staatsakt findet am 6. und am 9. August statt, in Hiroshima und in Nagasaki. Es ist die Geburtsstunde des modernen Japans, die untrennbar mit der Atombombe verknüpft ist. Die Botschaft ist stets dieselbe, und sie ist eindeutig: «Nie wieder Krieg – wir haben unsere Lektion gelernt.»

Immer wieder mal macht der Vorwurf die Runde, Japan verdränge seine dunkle Vergangenheit. Er ist so einfältig wie falsch. Was stimmt: Vielen Japanern fällt es schwer, über die Kriegsverbrechen früherer Generationen zu sprechen. Das Zelebrieren einer kollektiven Erbschuld, wie es in Deutschland zum guten Ton gehört, scheint ihnen fremd zu sein. Allein schon der Respekt vor den Verstorbenen verbietet es ihnen.

Die meisten Japaner sehen sich indes nicht in der Opferrolle. Die Epoche der imperialistischen Expansionskriege war aus ihrer Sicht ein Fehler, für den sie teuer bezahlt haben. Von einem Antiamerikanismus, wie er in Europa gerade wieder mal Blüten treibt, ist in Japan wenig zu spüren. Man ist pragmatisch. Was am American Way gefällt, wurde hemmungslos kopiert und im *Japanese style* perfektioniert. Was nicht ins Konzept passt, wird einfach ignoriert.

Seit dem Zweiten Weltkrieg steht die «Losagung vom Krieg» mit dem Artikel 9 in der japanischen Verfassung festgeschrieben, was theoretisch auch den Verzicht auf eine Armee beinhaltet. Faktisch ist Japan mit seiner defensiv ausgerichteten «Selbstverteidigungstreitkraft», die über ein jährliches Budget von rund fünfzig Milliarden Dollar verfügt, allerdings recht gut gerüstet. Und das Kriegsgrollen aus dem benachbarten Nordkorea, hinter dem hier viele den ewigen Antagonisten China vermuten, stellt die Friedensdoktrin zusehends in Frage. Der amtierende Premier Shinzo Abe hat es als Erster gewagt, an Artikel 9 der Verfassung herumzuschraubeln.

Nagasaki ist ein vorzüglicher Ort, um Japan aus historischer Sicht zu ergründen. Bereits 1543, wenige Jahre nach der Gründung der Stadt, tauchten hier erstmals Europäer auf, portugiesische Kaufleute. Sie brachten die ersten

Feuerwaffen ins Land – und katholische Missionare. Später kamen Holländer hinzu. Doch die erste Öffnung war von kurzer Dauer. 1587 verbot der Regionalfürst Toyotomi Hideyoshi den christlichen Glauben und liess zur Abschreckung 26 Jesuiten kreuzigen.

300 Jahre Isolation

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als amerikanische Kanonenschiffe die Öffnung erzwangen und das Ende des Shogunats einleiteten, lebte Japan in einer selbstauferlegten, fast totalen Isolation. Während fast 300 Jahren war Nagasaki der einzige Hafen auf dem Inselreich, in dem ein bescheidener internationaler Austausch toleriert wurde. Nagasaki war auch die Stadt, in der sich das Christentum im Untergrund gehalten hatte. Als im August 1945 die Atombombe über Nagasaki explodierte, war die Mehrheit der Bevölkerung katholisch.

Eigentlich war es einer von ihnen, der mich zu meiner Reise nach Japan animiert hatte: Shunichi Yamashita, auf den christlichen Namen Buenaventura getauft. Yamashita ist ein international angesehener Strahlenmediziner, Professor an der Universität von Nagasaki und langjähriger Direktor des Atomic Bomb Disease Institute. Ich hatte ihn am Rande einer Tagung der Weltgesundheitsorganisation WHO in Genf getroffen, wo er über die gesundheitlichen Folgen von Tschernobyl und Fukushima referierte.

Doch die Geschichte, die mir Yamashita unter vier Augen erzählte, hatte wenig mit realer

Strahlung zu tun. Es geht um eine weitgehend unbekannt Facette der Bombe, die allerdings ebenso zum atomaren Paradox gehört wie ihr unmittelbares Zerstörungspotenzial. Die Geschichte handelt von Aberglauben, Vorurteilen und Unwissen, kurzum, von menschlicher Unvernunft, die bisweilen nicht minder schweres Leid anrichtet.

Professor Yamashita war mir bereits im Frühling 2011 aufgefallen, anlässlich einer Reportage in Fukushima. Er präsierte damals die ärztliche Fachgruppe, welche die Gefahren der radioaktiven Verstrahlung vor Ort überwachte. Er sprach sich öffentlich gegen eine dauerhafte Evakuierung des Sperrgebietes aus, das in einem Radius von zeitweise bis zu dreissig Kilometern um die havarierten Atommeiler herum verfügt wurde.

Die von der Regierung festgelegte Strahlenobergrenze von 20 Millisievert pro Jahr, so argumentierte Yamashita, sei viel zu tief. Die Gefahr werde masslos überschätzt, die «Radio-phobie», die irrationale Angst vor der Strahlung, sei eine viel grössere Bedrohung. Bei Werten von bis zu 100 Millisievert pro Jahr, die in Fukushima (anders als in Tschernobyl) kaum je erreicht wurden, seien keine nennenswerten Gesundheitsschäden zu befürchten. Die sozialen Belastungen, der Stress und die Entwurze-

lung, die mit einer Evakuierung verbunden sind, beeinträchtigen die Gesundheit gemäss Yamashita ungleich stärker. Es sei ausreichend, vorübergehend auf den Verzehr lokaler Agrarprodukte zu verzichten.

Was Yamashita predigte, war notabene nicht irgendeine Theorie, sondern Common Sense unter Strahlenmedizinern. Nur wagte es kaum einer so deutlich auszusprechen wie er. Die Angst, als Verharmloser angeprangert zu werden, war zu gross. Mit gutem Grund.

Bei der Bevölkerung von Fukushima und den lokalen Medien kam Yamashitas Botschaft gut an. Doch mit der Distanz zum Ort des Geschehens scheint die atomare Furcht zu steigen. Am grössten war die Panik im fernen Deutschland und in der Schweiz, wo die Regierungen im Wahlieber Hals über Kopf den Atomausstieg verkündeten.

Anti-AKW-Aktivistinnen aus Tokio und aus dem Ausland warfen Professor Yamashita damals vor, die Gefahr zu verharmlosen. «Professor 100 Millisievert» und «Damashita» (der Trickser) waren die harmloseren Schlotterlinge, die man ihm anhängte, «Doktor Mengele» gehörte zu den gröberen. Die Aktivistinnen reichten sogar eine Strafanzeige wegen vorsätzlicher Tötung ein, die zwar natürlich folgenlos blieb, über die sich aber trefflich und medienwirksam berichten und spekulieren liess.

Die internationale Presse nahm die bis dahin in Japan kaum beachtete Story auf, welche via Ausland zurückschwappte und so plötzlich Gewicht bekam. Die japanische Regierung wich medialem Druck und hob die Sperrzonen um die havarierten Reaktoren nur sehr zögerlich auf. 2015 kapitulierte Yamashita und zog sich nach Nagasaki zurück. Die Unvernunft hatte obsiegt.

Yamashita hat noch nie etwas mit der Politik am Hut gehabt. Im Gegensatz zu den meisten seiner Kritiker wusste er, wovon er sprach. Sein ganzes Leben war der Strahlenforschung gewidmet, zuerst in Nagasaki, später in den USA. Ab 1990 leitete er eine internationale Fachgruppe, welche die gesundheitlichen Folgen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl untersuchte. Während über eines Jahrzehnts pendelte Yamashita zwischen Kiew und Nagasaki. Zwischendurch weilte er drei Jahre lang in Genf, wo er massgeblich am Tschernobyl-Bericht mitwirkte, den eine hochkarätige internationale Expertengruppe unter der Schirmherrschaft der WHO 2006 veröffentlichte.

Die Erkenntnisse der WHO-Experten zwanzig Jahre nach der Reaktorkatastrophe in der Ukraine kamen für viele überraschend, doch sie gingen weitgehend an der Öffentlichkeit vorbei. Lediglich 31 bis 56 Todesfälle konnten



Shunichi Yamashita.

«Ein mässiger Raucher nimmt ein viel höheres Krebsrisiko auf sich.»



Wer Glück hatte, war sofort tot: zerstörte Urakami-Kathedrale, 1945.

direkt auf die Strahlung zurückgeführt werden. Eine statistisch relevante Zunahme von Neugeborenen mit Missbildungen konnte nicht festgestellt werden – es gab sie vor der Reaktorkatastrophe, es gab sie danach.

Eine Zunahme der Krebsgefahr liess sich theoretisch errechnen, doch sie bewegte sich selbst in den am stärksten kontaminierten Gebieten im einstelligen Promillebereich. Zwar gab es eine markante Zunahme von Schilddrüsenkrebs bei Kindern, der allerdings selten tödlich verlief und der mit zwei einfachen Mitteln zu verhindern gewesen wäre: mit der Einnahme von Jodtabletten in den ersten Tagen nach der Katastrophe und vor allem dem Verzicht auf lokale Agrarprodukte während einiger Monate. Aus einem einfachen Grund: Hochradioaktive Nukleide haben den Vorteil, dass sie eine kurze Halbwertszeit haben und schnell zerfallen.

Die Bilder von Fehlgeburten und an Krebs Erkrankten als vermeintlicher Folge der Verstrahlung, mit denen Hilfswerke damals spendenwirksam hausierten, waren reine Propaganda. Sie basiert auf krassen Verzerrungen und falschen Mythen, die mit den Atombomben von Hiroshima und Nagasaki in die Welt gesetzt wurden und die sich bis heute hartnäckig halten, auch und gerade im vermeintlich aufgeklärten Westen.

Die Zwangsevakuation von Tschernobyl, so das deprimierende Fazit der WHO-Forscher, hatte ungleich mehr gesundheitliches Leid angerichtet, als von der Strahlung zu erwarten gewesen wäre: Depressionen, Suchtverhalten, psychosomatische Leiden, soziale Isolation.

Für Professor Shunichi Yamashita kam dieser Befund schon damals nicht überraschend. Er kannte die tatsächlichen und die erdichteten Gefahren der Strahlung nicht nur aus seinen langjährigen Forschungen zu den Überlebenden der Atombombe in Nagasaki, sondern auch aus seiner ganz persönlichen Erfahrung.

Yamashita empfängt mich in seinem Haus. Das Stubenfenster bietet einen direkten Ausblick auf den einstigen «Ground Zero», die Explosionsstelle der Atombombe, welche direkt unter uns liegt. Die Urakami-Kathedrale, die Universitätsklinik, die Wohnviertel, die Fabriken, Schulen und Sportplätze, fast alles wurde nach der Zerstörung am selben Ort wiederaufgebaut, auch das Haus, in dem wir uns gerade befinden. Hier wurde Yamashita 1952 geboren, hier sind seine drei längst ausgeflogenen Kinder aufgewachsen.

Hier treffe ich auch eine betagte, aber immer noch vife und ausgesprochen liebenswürdige Frau: Haru Yamashita, die Mutter des Professors. Sie sass zu Hause in ihrer Stube und schaute gerade aus dem Fenster, als Major Sweeney



Dem Schicksal trotzen: Haru Yamashitas Hochzeit in den Trümmern der Urakami-Kathedrale, 1951.

9000 Meter über ihr den Befehl zum Abwurf der Atombombe erteilte. Haru war damals sechzehn Jahre jung und ging ans Gymnasium.

Obwohl sie sich lediglich drei Kilometer von der Explosionsstelle entfernt aufhielt, kam Haru mit relativ geringfügigen Verletzungen davon, die von herumfliegenden Glassplittern herrührten. Sie hatte einfach Glück gehabt. Der Urakami-Hügel, an dessen Rückseite sich ihr Elternhaus befand, bot etwas Schutz.

Zwar litt sie in den folgenden Monaten vorübergehend an Haarausfall, der mutmasslich auf die Strahlung zurückzuführen war. Doch Haru hatte damals ganz andere Sorgen. Als sie im September ans Gymnasium zurückkehrte, so erzählt sie, fehlte die Hälfte der Mitschüler und der Lehrer. Sie kamen nie wieder. Zur Trauer gesellte sich der Hunger. In der Not habe man das Kraut der Kartoffeln gegessen, erinnert sich die mittlerweile 88-jährige Frau, eine Orangenschale sei schon fast ein Luxus gewesen. Von der Strahlengefahr habe man zwar gewusst, doch diese sei damals kein grosses Thema gewesen. Dass ihre Mutter auf dem Schwarzmarkt ihren schönen Kimono gegen Essen eintauschte, habe ihr mehr Kummer bereitet.

1951 heiratete Haru in den Ruinen der katholischen Urakami-Kathedrale, wo sie ein Jahr später ihren Erstgeborenen Shunichi auf den klangvollen Namen Buenaventura taufte. Alte Fotos, die Haru hervorholt, zeigen ernste Gesichter. Es ist, als würden sie alle dem Schicksal trotzen. «Was uns nicht umbrachte», sagt die alte Frau mit einem spöttischen Lächeln, «das hat uns nur noch stärker gemacht.» Hass auf

die Amerikaner habe sie nie empfunden, ein Krieg sei immer grausam und ungerecht. Die Botschaft, die sie mir mit auf den Weg gibt, habe ich in Nagasaki oft gehört: «Nie mehr Krieg.»

Haru Yamashita ist eine Hibakusha, eine Überlebende der Atombombe. Allein in Nagasaki sind 30 813 noch lebende Hibakusha registriert. Japaner werden bekanntlich alt, bei den Hibakusha ist die statistische Lebenserwartung sogar noch leicht höher. Womöglich habe es tatsächlich damit zu tun, räumt Professor Yamashita ein, dass nur die Kräftigsten die Bombe überlebten. Vor allem sei das Phänomen aber der privilegierten medizinischen Betreuung zu verdanken, die den Hibakusha seit den 1960er Jahren zuteilwurde.

Als wäre Strahlung etwas Ansteckendes

Die direkten Opfer der Bombe waren das eine, die sozialen und psychologischen ein anderes, nicht minder tristes Kapitel. Jahrelang wurden die Hibakusha in Japan gemieden wie Aussätzige, so als wäre die Strahlung etwas Ansteckendes. Auch die Familie des Bräutigams von Haru Yamashita wehrte sich lange gegen die Ehe, weil sie sich vor der angeblichen Krebsgefahr fürchtete. Besonders perfid war die Legende, nach der Verstrahlte Kinder mit Missbildungen zur Welt brächten.

Gemäss den Forschungen des Atomic Bomb Disease Institute kann lediglich ein Prozent der Todesfälle unter den Hibakusha mit den Langzeitfolgen der Strahlung in Verbindung gebracht werden. Missbildungen bei Säuglingen gab es nur in ganz wenigen und sehr speziellen Fällen. Bereits vier Monate nach dem Bombenabwurf dürfte die Radioaktivität im zerstörten Gebiet ein Level erreicht haben, bei dem kaum noch mit schweren Schäden zu rechnen war. Selbsteinmässiger Raucher, versichert Shunichi



Vladimir Saenko.

«Damals bedeutete die Atombombe ein Gefühl von Sicherheit.»

Yamashita, nehme ein vielfach höheres Krebsrisiko auf sich.

Allerdings ist es schwierig, die Ursachen für Krebserkrankungen nachzuweisen. Aufgrund grossflächiger Erhebungen und statistischer Vergleiche lässt sich zwar die Wahrscheinlichkeit einer Erkrankung berechnen. Doch dazu muss man erst herausfinden, welcher Strahlendosis ein Mensch ausgesetzt war. Auch in diesem Bereich leistet das Atomic Bomb Disease Institute in Nagasaki Pionierarbeit. Professor Vladimir Saenko, der seit 1999 in Nagasaki forscht und doziert, hat eine Methode entwickelt, die dank sogenannten Markern in den Genen Rückschlüsse auf eine frühere Strahlenbelastung erlaubt.

Ich treffe Vladimir Saenko in der Cafeteria des Instituts. Der Mann entspricht gleichsam dem Prototyp eines Russen, so wie man ihn sich gemeinhin vorstellt: etwas schwermütig, aber gemütvoll und direkt. Wie Yamashita forschte auch Vladimir Saenko nach dem Ende des Kalten Krieges mehrere Jahre in den USA, auch er kam über das Tschernobyl-Projekt zur WHO.

Als Saenko 1964 in Obninsk geboren wurde, herrschte noch Nikita Chruschtschow über das

Sowjetreich. Schon seine Eltern waren Strahlenmediziner. Das war in Obninsk nicht aussergewöhnlich. Das erste zivile Atomkraftwerk der Sowjetunion galt als stolzes Wahrzeichen dieser Stadt, als Symbol des Fortschrittes. Die meisten Russen, schätzt er, würden das auch heute noch so sehen.



Haru Yamashita.

«Was uns nicht umbrachte, das hat uns nur noch stärker gemacht.»

Saenko hat der Sowjetunion nie eine Träne nachgeweint. In vielem, insbesondere in wissenschaftlichen Belangen, sei die Bevölkerung allerdings damals adäquater informiert gewesen als heute. Es gab wohl die Zensur, die unter anderem 1986 verhinderte, dass die Bevölkerung in der Umgebung von Tschernobyl rechtzeitig gewarnt wurde. Die Regierung habe damit einer Massenpanik zuvorkommen wollen und vermeidbare Erkrankungen in Kauf genommen. Auf der anderen Seite gab es keine medialen Hypes, in denen sich Journalisten auf der Suche nach der ultimativen Schlagzeile mit der Verbreitung von Halbwahrheiten, Spekulationen und Gerüchten gegenseitig zur Desinformation hochschaukelten.

Die Sowjetunion, so lernte Saenko in der Schule, sei ein völkerverbindendes Friedensprojekt. Wenn es einen Aggressor gab, dann kam er aus dem Westen: «Schliesslich waren es

die Amerikaner, welche die Atombombe als Erste gebaut hatten.» Die eigenen Bomben waren damit ein notwendiges Übel. Für Saenko bedeutete die Atombombe damals, so erinnert er sich, ein Gefühl von Sicherheit.

Der Krieg wurde entzaubert

Ich habe während meiner Reise nach Nagasaki mit vielen Menschen über die Atombombe diskutiert. Abschliessende Antworten konnte mir keiner geben, das atomare Dilemma bleibt ungelöst. Die Atombombe ist weder gut noch böse, sondern ganz einfach eine fürchterlich mächtige Waffe, die ihre grösste Wirkung allerdings auf einer psychologischen Ebene entfaltete. Die Aussicht auf die nukleare Apokalypse hat die Menschen zusammenrücken lassen, ihr Schrecken hat den Krieg definitiv entzaubert und ihm den letzten Hauch von Romantik ausgetrieben.

Klargeworden ist mir aber auch: Es bleibt uns Menschen gar nichts anderes übrig, als mit der Bombe zu leben. Die Unschuld ging im August 1945 unwiederbringlich verloren. Eine Erfindung, die einmal gemacht worden ist, lässt sich nicht mehr rückgängig machen. Es wäre unsinnig, ja gefährlich, die Atombombe aus der Welt denken zu wollen. Denn irgendjemand, der diese Macht nutzt, wird es immer geben – und wenn es die Guten nicht tun, dann tun es die Bösen. ○

Das Radio mit Herz

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein breiter Musik-Mix täglich bei Radio Central. Jetzt Reinhören!

Digitalradio
DAB+



RadioCentral

www.radiocentral.ch

«Wo ist mein Steve?»

Antisemit, Alt-Right-Anhänger, Trumps Mephisto: Niemand im Team Trump wurde mehr verteufelt als Stephen Bannon. Nun hat er das Weisse Haus verlassen. Höchste Zeit, dass jemand schreibt, wer dieses «Monster» ist und was seine Ziele sind. *Breitbart*-Autor *James Delingpole* über seinen alten und neuen Chef.

Kaum hatte Donald Trump am Freitag letzter Woche seinen unbeugsamen Chefstrategen Stephen Bannon entlassen, reagierte ein Mitarbeiter von *Breitbart News* auf Twitter mit nur einem Wort: «Krieg.»

Am Abend war Bannon schon wieder zurück in seiner alten Position als Executive Chairman von *Breitbart News* und plante fürchterliche Rache. Die richtet sich wohlgerichtet nicht gegen Trump, dessen Wahlkampf er massgeblich dirigiert hatte und dem er nach wie vor in grösster Treue verbunden ist. Ziel ist vielmehr jene unheilige Allianz von rückwärtsgewandten Linken, republikanischem Establishment und neoliberaler Elite, die Trumps heroischem Kreuzzug in einer der dunkelsten Stunden Amerikas im Wege steht.

Dies ist nicht ganz die Version der Dinge, wie sie in den Mainstream-Medien dargestellt wird. Mit nur wenigen Ausnahmen haben selbst ansatzweise konservative Medien Bannon gnadenlos bekämpft, ihn als weissen, nationalistischen, antisemitischen Alt-Right-Strippenzieher porträtiert, der darauf aus sei, die Präsidentschaft Trumps für seine eigenen schändlichen Zwecke zu kapern, ungeachtet der klugen moderaten Berater im Weissen Haus.

«Ein Haufen Clowns»

Charakteristisch war die Story, die kürzlich in der rechtskonservativen *Daily Mail* erschien. Da wurde behauptet, dass Trumps Tochter Ivanka und Schwiegersohn Jared Kushner Bannon aus dem Weissen Haus gedrängt hätten, weil «seine rechtsextremen Auffassungen sich nicht mit ihrem jüdischen Glauben vertragen», dass sein Spitzname «Bannon, der Barbar» laute und er den Alt-Right-Extremen nahestehe.

Kein Wort davon ist wahr. Bannon hat sich wiederholt von der Alt-Right-Bewegung distanziert, sie jüngst erst als «einen Haufen Clowns» bezeichnet. Die massgeblichen Leute bei *Breitbart*, einschliesslich CEO Larry Solov, sind allesamt Juden. *Breitbart* ist entschieden proisraelisch und unterhält ein Büro in Jerusalem. Bannons wahrer Spitzname ist «Honigdachs», nach einem furchtlosen Geschöpf, das, wie der Kommentator in einem Dokumentarfilm über die afrikanische Tierwelt erklärt, «absolut keine Angst hat».

Bannon – von dem ein ehemaliger Kollege einmal sagte, dass er kein Problem damit habe, wenn andere ihn für ein Arschloch halten – hat diese Reputation in den Medien erstaunlich kaltgelassen. Für ihn bestätigt sich damit nur

das bekannte Wort: «Wenn du unter Beschuss gerätst, bist du genau über dem Ziel.» Im Interesse von Wahrheit und Fairness ist es aber an der Zeit, dass jemand darüber schreibt, wer dieses Monster ist und was seine Ziele sind.

Ich kenne und bewundere Bannon seit vier Jahren. Wir sind uns begegnet, als er mich anheuerte, das Londoner Büro von *Breitbart* auf die Beine zu stellen. Ich fand ihn zwar einschüchternd – selbst wenn er sich nett und freundlich gibt, ist man angesichts seiner Ungeduld, seiner messerscharfen Intelligenz und seines aufbrausenden Temperaments immer ein wenig verunsichert –, aber mit seinem immensen Wissen, seinem Blick für das Detail und vor allem mit seiner Vision war er doch absolut faszinierend.

Wir verstanden uns gut, weil er, genau wie ich, die Kulturkämpfe als den grossen Konflikt unserer Zeit sieht: die linke Gewalt von Antifa, «Occupy» und «Black Lives Matter», die Eroberung der Universitäten durch fanatische Gerechtigkeitsapostel, die nur von Hautfarbe und Gender reden, der Aufstieg des militanten

Gemocht zu werden, war nie sein Ding. Für Bannon ging es immer um die Sache.

Islam, die schleichende Gefahr (befördert von Uno und EU) einer Weltregierung, die Kapitulation der freien Märkte vor einer pseudowissenschaftlichen Umweltpolitik – in all dem manifestiert sich ein generelles Problem: die unaufhaltsame Zerstörung der westlichen Kultur durch Linke, die angeblich für «Fortschritt» und «soziale Gerechtigkeit» stehen.

Bannon, obschon gläubiger Katholik und Ex-Offizier der US-Marine und seit seinem Wall-Street-Job ein reicher Mann, ist keineswegs ein herkömmlicher Konservativer. Sozialpolitisch identifiziert er sich – getreu seinen irisch-amerikanischen Wurzeln – mit der amerikanischen Arbeiterklasse, in der Wirtschaftspolitik fordert er höhere Steuern für Reiche und tritt für Protektionismus und staatliche Investitionsprogramme ein, wie sie gemeinhin mit den Demokraten der 1930er Jahre assoziiert werden, und geopolitisch bereitet ihm nicht Russland, sondern vor allem China Sorgen, dessen Währungsmanipulationen und Dumpingexporte er für eine massive Bedrohung der US-Wirtschaft hält. Und er lehnt Militäreinsätze im Ausland strikt ab, seien es Truppenverstärkungen in

Afghanistan oder im Irak oder aggressive Drohgebärden im Nordkorea-Konflikt.

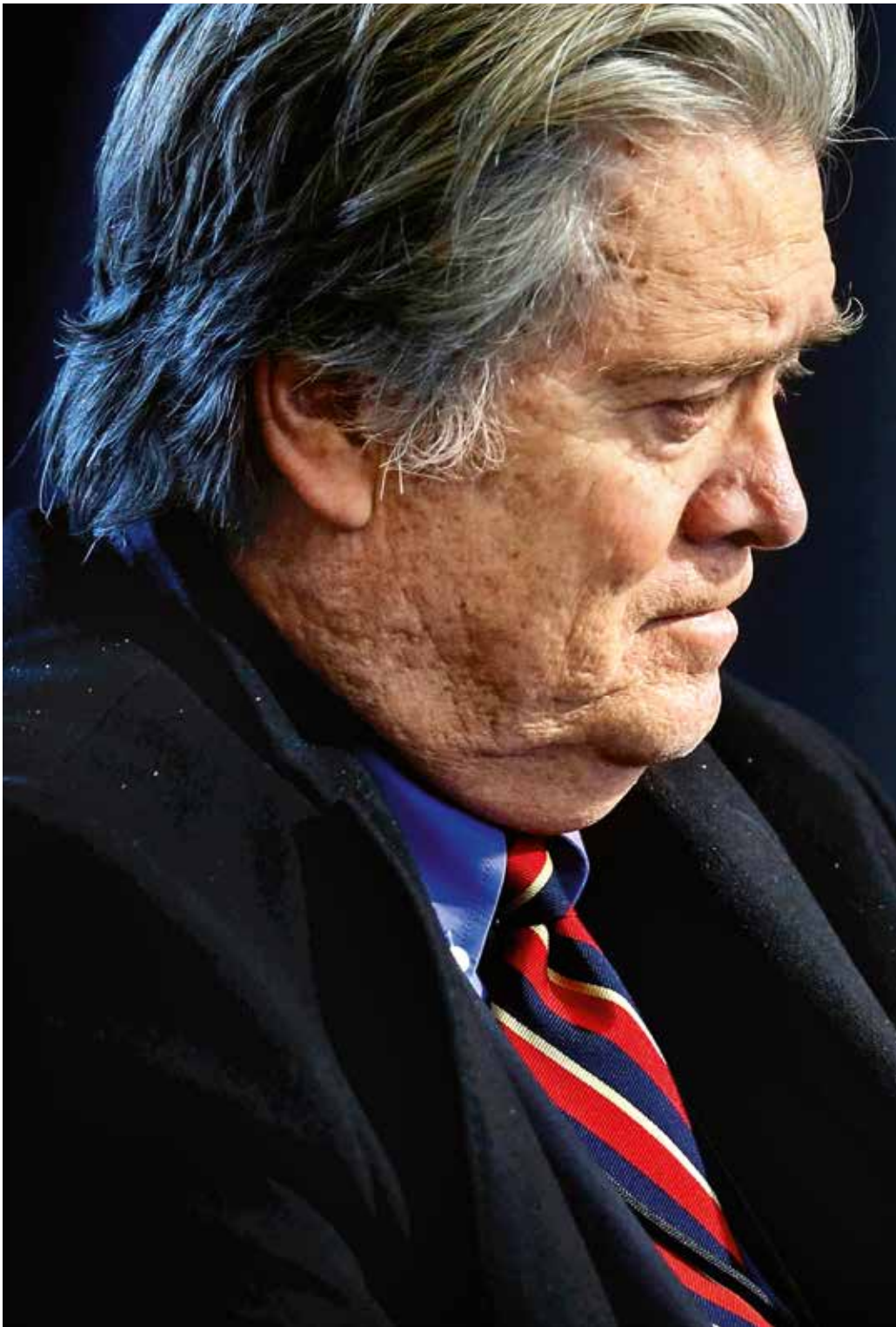
Einsame Figur

Diese Ansichten – und dazu sein aufbrausendes Temperament, seine geringe Kompromissbereitschaft und seine Unfähigkeit, Dummköpfe zu tolerieren oder sich in seinen Äusserungen zu mässigen – mussten fast zwangsläufig zu einem frühen Abschied im Weissen Haus führen. Bannon war ein Ideologe, ein Revolutionär und ein Visionär in einer Regierung, die dominiert wird von Vertretern des liberalen Establishments (Aussenminister Rex Tillerson, Wirtschaftsberater und Erzdemokrat Gary Cohn und «Javanka», Trumps Tochter Ivanka und Ehemann Jared Kushner), die genauso gut unter Hillary Clinton arbeiten könnten, sowie von kriegerischen Ex-Generälen (H.R. McMaster, James Mattis), die einen rangniederen Ex-Offizier, der für eine neoisolationistische Aussenpolitik eintritt, abfällig beurteilten.

Bannon, der sich im Anzug nie wohl gefühlt hat (im zivilen Leben kleidet er sich nachlässig), war eine einsame Figur im West Wing – er erschien nicht zu Sitzungen, schrieb lieber auf Papier als am Computer und lag ständig im Clinch mit liberaleren Kollegen. In einem *Politico*-Porträt heisst es, er habe «an Wochenenden durchgearbeitet, Geschichtsbücher gelesen, kein nennenswertes soziales Leben geführt und über Kollegen gelästert, die ihre Zeit lieber in Davos oder auf Long Island verbringen». Aber gemocht zu werden, war nie sein Ding. Für Bannon ging es immer um die Sache.

Das bedeutete vor allem, dafür zu sorgen, dass Präsident Trump seiner Basis die Treue hält, den abgehängten Arbeitern, die ihn gewählt haben. Ihre Sorgen hatte Bannon in seiner Radio-Talkshow zu verstehen gelernt. Und nun, durch das unerwartete Medium eines unverhohlenen populistischen Präsidenten, dem noch Monate zuvor niemand eine Chance gegenüber Hillary eingeräumt hatte, bot sich die Möglichkeit, ihre Träume und Hoffnungen umzusetzen.

Das erklärt auch die weisse Tafel in seinem Büro, auf der er jedes der trumpschen Wahlversprechen festgehalten hatte. Für seine Kollegen im Weissen Haus waren diese Versprechen nicht mehr als vage Ziele – für den prinzipientreuen Ideologen Bannon waren es unumstössliche Gebote. Bannon war auch weitgehend verantwortlich für Trumps kühne populistische Rede zur Amtseinführung («Viel zu lange erntet eine



Keine Gefangenen: Visionär Bannon.

kleine Gruppe im Kapitol unserer Nation den Lohn des Regierens, während das Volk die Kosten trägt») und für die kämpferische Rede, die Trump im Juli, vielleicht seine beste Stunde, vor begeisterten Warschauern hielt: «Wir müssen gemeinsam den Kräften entgegentreten, die sich anschicken... die kulturellen, religiösen und traditionellen Bindungen auszulöschen, die uns zu dem machen, was wir sind.»

Bannon hat immer gewusst, dass es schwer sein würde, Trump bei der Verwirklichung von dessen Mission zu helfen – nämlich den Sumpf des isolierten, verknöcherten, egoistischen Washingtoner Establishments trocken-zulegen,

das unter Republikanern und Demokraten immer weiter angewachsen ist.

Dass Trump bislang relativ wenig erreicht hat, ist auch mit dem Widerstand zu erklären, der ihm von der Linken und von den etablierten Republikanern im Kongress entgegengebracht wird, ja sogar von Mitgliedern seiner eigenen Regierung. Die versprochene Mauer an der Grenze zu Mexiko ist noch immer nicht gebaut, Obamacare ist noch immer nicht abgeschafft, und selbst ein so scheinbar simpler Schritt wie der (absolut gerechtfertigte und vernünftige) Rückzug aus dem Pariser Klimaabkommen war erst möglich nach grossem Einsatz von Bannon

und Scott Pruitt (Chef der Umweltbehörde) – gegen massiven Widerstand von Trumps innerem Zirkel (Tillerson, Kushner, Ivanka, Cohn und Energieminister Rick Perry). Selbst einen so energiegeladenen Mann wie Bannon musste diese ewige Opposition aufreiben.

Am Ende war Trump praktisch sein einziger Verbündeter im Weissen Haus. Es waren gute und schlechte Zeiten für die beiden. Manchmal war Bannon die zuverlässige Stütze («Wo ist mein Steve?», fragte Trump), manchmal tat er ihn ab («Ich finde Steve gut, aber Sie dürfen nicht vergessen, dass er erst sehr spät zu meinem Wahlkampfteam stiess», sagte Trump im April). Nach Bannons Abschied machte der Präsident aber klar, wo seine Loyalitäten weiterhin liegen: «Ich möchte Steve Bannon für seine Arbeit danken. Er stiess zum Wahlkampfteam, als ich gegen die unehrliche Hillary Clinton antrat – es war grossartig! Danke S» twitterte er. Und später: «Steve Bannon wird eine harte und kluge neue Stimme @BreitbartNews sein ... vielleicht besser denn je. Die Fake News brauchen die Konkurrenz!»

Ungebrochene Loyalität

Bannon wurde also, anders als seine Gegner behaupten, nicht entlassen, weil er in einem Interview mit der linken Zeitschrift *Prospect* zu ehrlich gewesen war (er hatte Trumps Drohgebärden gegenüber Nordkorea als unklug bezeichnet). Es war auch keine Strafe für Charlottesville, weil Bannon verantwortlich gemacht wurde für Trumps Fehler, die Gewalt auf beiden Seiten zu verurteilen, statt eindeutig von Neonazis zu sprechen. Tatsächlich hatte Bannon sein Rücktrittsgesuch schon am 7. August geschrieben. Er hatte erkannt, dass er ausserhalb des Weissen Hauses mehr für Trump tun kann als inmitten dieser Natternbrut, die sich dort eingenistet hat.

«Die Trump-Präsidentschaft, für die wir siegreich gekämpft haben, ist am Ende», erklärte Bannon ominös am Abend nach seinem Abgang. Seine Loyalität gegenüber dem Präsidenten ist jedoch ungebrochen, gegenüber der Regierung keineswegs. Er weiss genau, wer die wahren Feinde in Trumps Umgebung sind, und nun kann er ungehindert seine Meinung sagen. Er hat bereits mit seinem wichtigsten Förderer gesprochen, dem Tech-Milliardär Robert Mercer. Es geht um einen Ausbau des Breitbart-Imperiums, das heisst, Rupert Murdochs Fox News könnte einen ernsthaften Konkurrenten bekommen. *Breitbart*s Chefredaktor Alex Marlow sagt: «Steve hat viel vor.» Und wenn er das alles umsetzt, werden bestimmt keine Gefangenen gemacht.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

James Delingpole, Autor und Kolumnist, arbeitet für *Breitbart News*, den *Spectator*, die *Sun*, die *Mail* und die BBC. Er hat mehrere Bücher geschrieben, zuletzt «Watermelons. How Environmentalists are Killing the Planet, Destroying the Economy and Stealing Your Children's Future».



Geschichte tilgen: geschleifte Konföderiertenstatue in Durham, North Carolina, August 2017.

Unrühmliche Tradition

Die Denkmalstürmer in den USA toben sich nur vorgeblich an General Lee und seinen Kameraden aus. Tatsächlich reissen sie die alten Gräben mit dem Süden wieder auf.

Von Wolfgang Koydl

In einem Punkt war Adolf Hitler klüger als seine Diktatorenkollegen: Er wollte nicht, dass ihm zu Ehren auf Marktplätzen Denkmäler errichtet wurden. Vielleicht erkannte er mit einem letzten Rest von Realitätssinn, wie wenig sich seine Person für Heldenposen in Bronze eignete; vielleicht bereitete ihm lediglich der Gedanke an Taubenkot auf seinem Ebenbild Unbehagen. Eines aber war ihm sicher klar: Ein einst errichtetes Standbild kann genauso leicht wieder gestürzt werden.

Dies widerfährt derzeit einigen Südstaaten-Helden des amerikanischen Bürgerkrieges: Robert E. Lee, Thomas «Stonewall» Jackson oder John Breckinridge werden in US-Städten reihenweise von ihren steinernen Sockeln geholt – obschon sie sicher nicht in dieselbe Kategorie fallen wie Hitler. Doch die modernen Bilderstürmer, egal, ob Demonstranten oder eifertige Stadtverwaltungen, wollen nicht das

Böse tilgen wie die Deutschen mit der Entfernung von Hakenkreuzen nach 1945. Sie wollen lediglich jene Elemente aus der Geschichte tilgen, die ihnen nach heutiger Lesart nicht passen. Dabei ist ihnen die Gegenwart viel wichtiger als die Vergangenheit.

Seit Konrad Lorenz nennt die Biologie ein solches Verhalten eine «Übersprungbewegung»:

Seit der Antike versuchen Menschen immer wieder, das Andenken an verhasste Vorfahren auszulöschen.

Wenn die Entladung eines Instinktes nicht möglich ist, sucht die aufgestaute Energie eine andere, oft unsinnig anmutende Aktion. Weniger wissenschaftlich ausgedrückt: Man schlägt den Sack und meint den Esel. Bei Letzterem handelt es sich im aktuellen amerikanischen

Fall um Donald Trump. Kann man schon ihn nicht stürzen, so kühlt man sein Mütchen wenigstens an toten Weissen und in Bronze gegossenen Männern.

Amerikas Denkmalstürmer setzen damit eine lange und oft unrühmliche Tradition fort. Denn seit der Antike versuchten Menschen immer wieder, das Andenken an ungeliebte oder verhasste Vorfahren auszulöschen, indem sie deren Namen und Erbe, ihre Standbilder und Denkmäler vernichteten. Oft erwiesen sich die Bemühungen freilich als töricht, weil gerade diese Unpersonen hartnäckiger in der Erinnerung fortlebten als ihre Zerstörer.

Das bekannteste Beispiel ist Herostratos, der im vierten vorchristlichen Jahrhundert den Tempel der Artemis in seiner Heimatstadt Ephesos – eines der sieben Weltwunder – niederbrannte. Mit dieser Tat wollte er in die Geschichte eingehen. Doch obwohl die Bürger von Ephesos

gerade daher alles daransetzten, die Erinnerung an ihn auszulöschen, ist Herostratos' Name heute weltweit bekannt: Ein Herostrat ist Synonym für Zerstörung aus Geltungssucht.

Ähnlich verhält es sich mit dem ägyptischen Pharaon Echnaton (1353–1336 v. Chr.), seiner Gattin Nofretete und dem Sohn Tutanchamun. Spätere Pharaonen und die Priesterkaste entfernten von Tempeln und aus Gräbern die Namen der Familie jenes Gottkönigs, der es gewagt hatte, das altägyptische Pantheon durch einen einzigen Gott, Aton, zu ersetzen. Erst im 19. und 20. Jahrhundert entdeckten Archäologen wieder Hinweise auf Echnaton. Heute gehört er zu den bekanntesten ägyptischen Herrschern.

Lee muss aus seiner Zeit heraus verstanden werden und nicht aus der Gegenwart.

Das römische Kaiserreich kannte die Einrichtung der *damnatio memoriae*. Dieser «Verdammung des Andenkens» fiel unter anderem Kaiser Domitian anheim – nicht, dass sie historisch einen anhaltenden Effekt gehabt hätte. Man kennt ihn noch heute. Mit Christentum und Islam begann sich der Ikonoklasmus gegen die Darstellung Gottes und der Heiligen zu richten. Der byzantinische Kaiser Leo III. ordnete von Staats wegen die Zerstörung von Ikonen an, Muslimen sind Abbildungen Allahs oder des Propheten bis heute strengstens untersagt.

Während der Reformation taten sich vor allem Jean Calvin und Ulrich Zwingli hervor. Bei den Bilderstürmen von Zürich (1523), Bern (1528) und Genf (1535) gingen unersetzliche

Kunstwerke verloren. Dass beide Reformatoren nun ein eigenes Denkmal haben, muss wohl als gerechte Strafe Gottes gelten.

Die politische Umschreibung der Geschichte erreichte ihren Höhepunkt mit der Französischen Revolution, als reihenweise Zeugnisse des Ancien Régime vernichtet wurden. In Russland machten die Bolschewiken kurzen Prozess mit diversen Zaren-Denkmalern; nach dem Ende der Sowjetunion fielen die Lenin-Denkmalen wie Kegel. Diktator Josef Stalin liess in Ungnade gefallene Genossen aus Fotografien herausretuschieren. Die Zensur beschränkte sich nicht auf die Politik. Von der Niederlage der Sowjetunion gegen die jugoslawische Fussballmannschaft bei den Olympischen Spielen 1952 gibt es keine Aufzeichnungen: Sie wurden auf Geheiss Stalins vernichtet.

Stalin lieferte das Muster für George Orwells Roman «1984». Dessen Protagonist Winston Smith hat im Ministerium für Wahrheit die Aufgabe, die Zeitungsarchive regelmässig an die tagesaktuelle Wahrheit anzupassen. «Er hat nicht existiert, er hat nie existiert», lautet einer der Süsssätze des Romans.

Zeichen der Identität

Solche Beispiele zeigen, dass Bilderstürmer selten Ungerechtigkeiten der Vergangenheit sühnen oder geraderücken wollten. Meist ging – und geht – es ihnen darum, ihren gerade gültigen moralischen und ethischen Vorstellungen rückwirkend Geltung zu verschaffen und daraus Munition für die aktuelle politische Auseinandersetzung zu giessen. Amerikas Neonazis und ihre «demokratischen» Gegner sind sich darin auf bizarre Weise einig: Beide projizieren auf den Südstaatengeneral

Lee das Bild eines Rassisten, eines Antisemiten, eines Reaktionärs. Nur, dass die einen das gut finden und die anderen nicht. Doch Lee war beides nicht, sondern ein Mann, der aus seiner Zeit heraus verstanden werden muss und nicht aus der Gegenwart.

Die Denkmäler erfüllen zudem noch eine andere Aufgabe: Sie sind ein Zeichen der Identität der Südstaaten, wo viele die Niederlage bis heute nicht verwunden haben. Sicher, es ging um die Abschaffung der Sklaverei. Aber eben auch um ein besonderes Selbstverständnis des Südens. Die Standbilder für Lee und die anderen Generäle wurden erst Jahre nach dem Bürgerkrieg errichtet – und sie waren ein Zeichen der Versöhnung des siegreichen Nordens. Wer sie heute vom Sockel stösst, der ballt diese ausgestreckte Hand wieder zur Faust.

Trump hatte ja recht, als er sagte, dass unter den Verteidigern der Statuen auch anständige Menschen seien. In der Flagge des Bundesstaates Mississippi ist noch immer das «Stainless Banner» der Konföderierten integriert. Heisst das etwa, dass die Mehrheit der Bewohner dieses Staates Neo-Nazis oder Mitglieder des Ku-Klux-Klans sind?

Ein wenig anders verhält es sich mit Trumps Bemerkung, dass man ebensogut die Sklavhalter George Washington und Thomas Jefferson, den ersten und den dritten Präsidenten der USA, verteufeln könnte. Monticello, Jeffersons Wohnsitz, auf dem er mit schwarzen Sklavinnen Kinder zeugte, gehört gar zur Gemeinde Charlottesville, wo die jüngsten Krawalle ausbrachen. Logischerweise müsste man dann die US-Hauptstadt umbenennen, vielleicht in Obama D.C. Das wäre sicher ein paar Jahre lang populär – bis sich das Bild der Geschichte abermals ändert.

Böswillige Nachfahren

Der amerikanische Professor Ilya Somin hat versucht, Trumps Argument zu entkräften. Washington und Jefferson, schrieb er, würden wegen ihrer politischen Leistungen verehrt und nicht, weil sie Sklaven gehalten hätten. An die Südstaaten-Generäle erinnere man sich aber nur deshalb, weil sie für einen Staat kämpften, der die Sklaverei beibehalten und ausweiten wollte, nicht wegen irgendwelcher anderer Errungenschaften.

Ganz richtig ist das Argument des Professors allerdings nicht. Wer wissen will, wie wenig eine edle Reputation wert ist, wenn es böswilligen Nachfahren nicht gefällt, muss nicht weit schauen. Genaugenommen nur bis zum Vorplatz des Zürcher Hauptbahnhofes mit seinem Denkmal für Alfred Escher. Seiner gedenkt man wegen seiner Leistungen als visionärer Unternehmer. Es sei denn, man will billig Kapital für die eigene politische Agenda schlagen. Dann wird auch er flugs in den Dunstkreis der Sklaverei gerückt. ○



Aufgestaute Energie: Jean-Pierre Houël (1734–1813): «Der Sturm auf die Bastille».

«Mit 9/11 hatten wir nichts zu tun»

Der neue saudi-arabische Botschafter in Washington, Prinz Chaled bin Salman, ist der Sohn des Königs des mächtigen arabischen Landes. Im Interview äussert er sich zur Lage im Nahen Osten, zu den verbesserten Beziehungen mit Amerika und zur Bedrohung durch den Terror. *Von Lally Weymouth*

Prinz Chaled bin Salman, wie beurteilen Sie die Beziehungen zwischen Saudi-Arabien und den USA?

Seit dem Amtsantritt des neuen Präsidenten hat sich das Verhältnis deutlich verbessert. Präsident Trump ist entschlossen, gemeinsam mit seinen Verbündeten in der Region dem Expansionsdrang und dem Terrorismus der Iraner entgegenzutreten. Wir sind mit der gegenwärtigen Entwicklung sehr zufrieden.

Ihr Land und die Vereinigten Arabischen Emirate haben zum Boykott von Katar aufgerufen. Sollte dies nicht überdacht werden?

Die Politik Katars stellt eine Bedrohung für unsere nationale Sicherheit dar, zumal Katar sich in unsere inneren Angelegenheiten einmischt und Extremisten unterstützt. In Syrien unterstützt es al-Qaida und im Irak terroristische [schiitische] Milizen. Wir hoffen, dass Katar aufhört, den Extremismus zu finanzieren.

Aber in Ihrer Region ist niemand vollkommen unschuldig. Einige Familien in Ihrem Land sollen extremistische Gruppen in Syrien unterstützen.

Bei der Bekämpfung des Terrorismus steht die saudische Regierung an vorderster Front. Es mag Leute aus den verschiedensten Ländern geben, die den Terrorismus unterstützen, aber in Katar haben wir das Problem, dass da staatliche Gelder fließen.

Gibt es in Syrien überhaupt gemässigte Gruppen, die man unterstützen könnte?

Es gibt einige gemässigte Oppositionsgruppen, beispielsweise die Freie Syrische Armee. Viele Syrer wollen die Diktatur von Baschar al-Assad loswerden. Wir arbeiten gemeinsam mit unseren Verbündeten an einer Stabilisierung Syriens.

Halten Sie es für möglich, eine Machtübergabe zu vereinbaren, so dass Präsident Assad abtreten kann?

Ich hoffe es. Er hat mehr als eine halbe Million Menschen umgebracht. Wir arbeiten mit den Amerikanern an einer Lösung des Syrien-Problems.

Wäre es nicht die beste Lösung, wenn Assad abträte?

Natürlich.

Was sagen Sie zu der Geschichte, dass Ihr Bruder, Prinz Mohammed bin Salman, der ehemalige Stellvertreter des Kronprinzen Mohammed bin Nayef, diesen offenbar



«Religiöse Intoleranz führt immer zu Terrorismus»: Botschafter bin Salman.

zum Rücktritt zwang und seinen Platz einnahm?

Seine Hoheit bin Nayef hat in der Terrorismusbekämpfung einen hervorragenden Job gemacht. Die Entscheidung wurde vom König in Absprache mit dem Kronrat getroffen. Prinz Nayef befindet sich in Saudi-Arabien und empfängt Besucher. Wir haben nunmehr eine junge, dynamische Führung, die entschlossen ist, das Land zu modernisieren und die Wirtschaft zu diversifizieren.

Welche Haltung vertreten Sie hinsichtlich der Menschenrechte in Saudi-Arabien?

Jedes Land schreitet voran. Das gilt auch für uns. Die letzten zwei Jahre waren eine Zeit ungeheuren Wandels in unserem Land. Mit den Menschenrechten und mit den Frauenrechten geht es voran. Die saudische Jugend erhält die Chance, die Zukunft mitzugestalten.

Werden Frauen Auto fahren dürfen? Werden sie das Land auch ohne Genehmigung eines Mannes verlassen dürfen?

Unsere Führung weiss, dass die Frauen wichtig für unsere Zukunft und für die wirtschaftliche Entwicklung sind. Es kann keinen Fortschritt geben, wenn die Hälfte der Bevölkerung nicht daran beteiligt ist.

Wird Saudi-Arabien eines Tages Beziehungen zu Israel aufnehmen?

Saudi-Arabien hat erklärt, dass wir das Palästina-Israel-Problem auf der Grundlage der arabischen Friedensinitiative lösen wollen. Wenn Israel Palästina in den Grenzen von 1967 anerkennt, dann wird die arabische Welt das auch tun.

Zum Irak: Es sieht so aus, als sei der Islamische Staat (IS) endgültig aus Mossul vertrieben worden.

Ja, der Erfolg in Mossul beweist die Entschlossenheit der amerikanischen Regierung und der irakischen Streitkräfte.

Wäre dies nicht ein guter Moment, dafür zu sorgen, dass die Sunniten bei der Gestaltung der Zukunft des Landes einbezogen werden?

Sunniten und Schiiten müssen einbezogen werden.

Wenn die irakischen Sunniten nicht an der künftigen Regierung beteiligt werden, birgt das nicht die Gefahr, dass eine neue Terrorgruppe entsteht?

Ja, religiöse Intoleranz führt immer zu Terrorismus. Sunniten und Schiiten müssen gleichberechtigte irakische Bürger sein. Der Iran will, dass der Irak gehorcht. Wir sind für einen unabhängigen Irak.

Sehen Sie eine Lösung für die Situation im Jemen?

Saudi-Arabien drängt alle Seiten, Verhandlungen aufzunehmen.

Aber hat Saudi-Arabien nicht mit dem Konflikt angefangen?

Nein, die Huthi haben angefangen. Sie marschierten in der Hauptstadt auf, um die Macht im Land zu erobern, bevor die jemenitische Regierung uns bat, zu intervenieren und diesen Angriff zu beenden. Jetzt sind die Huthi am Zug. Sie müssen die Waffen niederlegen und sich zum Jemen bekennen, nicht zum Iran.

Würden Sie sagen, dass der IS erledigt ist? Oder ist er dabei, sich in Afrika und Libyen neu zu formieren?

Eine Niederlage des IS im Irak würden wir begrüßen, aber er ist eine Bedrohung für unsere Nation und unsere Religion. Als Muslime müssen wir Saudis das Erforderliche tun, damit dies ein für alle Mal aufhört.

Hat der Iran nicht mit der Schliessung des Persischen Golfs gedroht?

Das hat er schon oft getan. Die ganze Welt, auch unsere Regierung, ist besorgt. Die Strasse von Hormus ist nicht nur für uns von grosser Bedeutung, sondern für die Weltwirtschaft.

Würden Sie sagen, dass sich das Blatt inzwischen gewendet hat?

Ja. Den Amerikanern und ihren Verbündeten ist klargeworden, dass der Iran eine grosse Bedrohung für die internationale Sicherheit darstellt, und wir sind bereit, dabei mitzuhelfen, dass die expansionistische Politik der Iraner eingedämmt wird.

Haben Sie den Eindruck, dass die Amerikaner Ihr Land mit den Anschlägen vom 11. September 2001 in Verbindung bringen?

Mit dem 11. September hatten wir nichts zu tun. 1996 erklärte Osama bin Laden den Vereinigten Staaten und Saudi-Arabien den Krieg. 1994 entzogen wir ihm die saudische Staatsangehörigkeit, als er sich im Sudan aufhielt. Dieselben Leute, die Amerika am 11. September attackierten, haben uns in Saudi-Arabien mehrfach angegriffen.

Aber fünfzehn der Flugzeugentführer waren saudische Staatsbürger.

Aus unserer Sicht waren es neunzehn Angehörige von al-Qaida. Al-Qaida hat nicht ohne Grund fünfzehn Saudis ausgewählt. Sie wollte einen Keil zwischen Saudi-Arabien und die Vereinigten Staaten treiben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Lally Weymouth, leitende Mitherausgeberin der *Washington Post*, hat mit Prinz Chaled bin Salman nach seinem Antrittsbesuch bei Präsident Trump gesprochen. Der neue saudische Botschafter ist Sohn des Königs und Bruder des neuen Kronprinzen.

© *Washington Post*



Brief aus ...

Barcelona

Alles begann mit den Olympischen Spielen 1992. Barcelona wurde über Nacht zu einer Modedestination. Zuerst kamen junge Leute, die Spass haben wollten; dann entdeckten reiche Individualtouristen den architektonischen Zauber dieser Stadt; und schliesslich legten die Kreuzfahrtschiffe täglich am Hafen an und liessen ganze Horden von Fremden in die Stadt einfallen, die wenig konsumierten und dafür umso mehr Müll und Unfrieden hinterliessen.

Zusammen mit der Wirtschaftskrise ergab dies einen explosiven Cocktail, der mit den Kommunalwahlen 2015 kulminierte. Seither wird die Stadt regiert durch eine Koalition linker Bewegungen und Splittergruppe, die den Tourismus offen bekämpfen. Die Gruppierung *Candidatura d'Unitat Popular* (CUP) ist nicht die stärkste, aber die radikalste unter ihnen: antikapitalistisch, anarchistisch, antieuropäisch, ökologisch, feministisch – und natürlich für die Abtrennung Kataloniens vom Spanien. Nach ihren Rezepten werden in Barcelona Hotelbetten abgebaut, Strassencafés zurückgedrängt, neue Hotels verhindert.

Besonders verhasst sind ihr die offiziell 11 800 Ferienwohnungen. Daneben gibt es wohl noch einmal ebenso viele nicht deklarierte Ferienwohnungen, die zum grössten Teil via Internet vermietet werden, nicht nur an eine internationale, sondern zunehmend auch an eine lokale Klientel, frei von den bürokratischen Zwängen und Unwägbarkeiten des Mietrechtes.

Viele Touristen wollen ihren Urlaub nicht mehr in Fremdengettos verbringen, sondern in authentischer Nähe zum Stadtleben in einer normalen, möblierten Wohnung. Sie fühlen sich so nicht nur freier und wohler, oft ist es auch günstiger – selbst wenn sie dabei mehr bezahlen, als auf dem lokalen Markt vielleicht üblich wäre. Die Wirtschaftskrise der letzten Jahre hat die Stadtbevölkerung von Barcelona andererseits dazu gezwungen, alternative Einkommensquellen zu erschliessen.

Wenn es in Barcelona ein «islamisches Problem» gab, dann wurde dieses bislang kaum wahrgenommen. Die muslimische Community lebt in den Vorstädten, unter ständiger Überwachung der Behörden. Die islamistischen Terroristen, die am vergangenen Wochenende auf den famosen Ramblas ein schreckliches Blutbad angerichtet haben, kamen aus Ripoll, einer unauffälligen Kleinstadt mit rund zehntausend Einwohnern, neunzig Kilometer nördlich von Barcelona.

In Katalonien sind 215 000 Marokkaner registriert, die Hälfte in Barcelona. Dazu dürfte eine beträchtliche Zahl von Illegalen hinzukommen. Die meisten arbeiten bei der Reinigung, für die Landwirtschaft oder auf dem Bau. Probleme gab es erst mit der zweiten Generation. Die Kindern der Zuwanderer stellen höhere Ansprüche als ihre Eltern, doch in Zeiten der Krise konnten diese kaum noch erfüllt werden. Diese Teenager sind am meisten betroffen von der Arbeitslosigkeit – und damit eine leichte Beute für Hassprediger salafistischer Prägung.

Der Terroranschlag hat hier viele überrascht, aber auch verunsichert. Den staatlichen Zusicherungen, laut denen alles unter Kontrolle sei, traut keiner so recht. Zeitungen schrieben, die CIA habe vor einem Terroranschlag gewarnt und empfohlen, Fussgängerzonen mit Pollern zu schützen. Allerdings wäre es nicht so einfach, eine offene Flaniermeile wie die Ramblas so mit Betonklötzen zu verstellen, dass keine Zufahrt mehr möglich gewesen wäre.

Das Misstrauen ist nun da. Kurz nach dem Attentat sass mir im Zug von Barcelona nach Sitges eine füllige Dame gegenüber, von Kopf bis Fuss in Tücher gehüllt, Burka inklusive. Sie las halblaut im Koran. Natürlich fragt man sich da, ob unter dem Stoff nicht ein paar Kilo Dynamit darauf warten, uns alle ins Paradies zu befördern. Ich bat die Frau, leise zu lesen. Sie warf mir einen Blick zu, der mir sagte, dass sie mich am liebsten aus dem Fenster befördert hätte. Dann las sie wortlos weiter. Ich gestehe schamvoll: Bei der erstbesten Station stieg ich aus und wartete auf den nächsten Zug.

Die Antwort der Bevölkerung von Barcelona auf das Attentat auf den Ramblas war vorbildlich. Die Taxifahrer brachten geschockte Menschen kostenlos vom Schauplatz weg; Barbesitzer flössten Betroffenen mit Freigetränken Zuversicht ein; die Spitäler verzeichneten einen Rekordansturm an Blutspenden. Barcelona wurde in diesen Stunden der Barbarei vorübergehend wieder von der Provinz- zur Weltstadt und bot ein Beispiel an Zivilisation. *Lorenzo de Medici*



VIP-Reise: Uhren, Wein und Semperoper Dresdens schönste Seiten

Faszinierende Uhren, hervorragende Weine und Verdis «Rigoletto» in der legendären Semperoper: Auf der zweitägigen Leserreise lernen Sie Sachsens traditionsreiche Landeshauptstadt in all ihren grossartigen Facetten kennen.

Speziell an Schweizer Uhrenliebhaber richtet sich diese zweitägige Exkursion nach Dresden. Am ersten Tag werden Sie in der traditionsreichen Uhrenmanufaktur Moritz Grossmann in Glashütte persönlich empfangen und tauchen ein in die Geschichte des uralten Handwerks.

1854 hatte Moritz Grossmann in Glashütte ein Atelier gegründet und technisch einmalige Uhrenmodelle entwickelt. Über hundert Jahre später übernahm die bayrische Uhrmacherin Christine Hutter das grosse Erbe. Unter ihrer Leitung ist das alte Handwerk heute mit modernster Technik neu interpretiert worden.

Nach dem Besuch des Uhrenmuseums Glashütte geniessen Sie Verdis «Rigoletto» in der

Semperoper, dem Dresdner Wahrzeichen und einem der schönsten und renommiertesten Opernhäuser der Welt.

Am zweiten Tag stehen ein Stadtrundgang und anschliessend auf dem Weingut Klaus Zimmerling eine Kunst- und Weingutführung mit Degustation auf dem Programm. Hier gedeihen auf verwittertem Granit Riesling, Grauburgunder, Weissburgunder, Kerner, Gewürztraminer und Traminer, und im Atelier entstehen aus Holzstämmen die überlebensgrossen Frauenskulpturen der Bildhauerin Malgorzata Chodakowska, die auch auf den Weinetiketten abgebildet sind.

Detailliertes Reiseprogramm:
www.weltwoche.ch/platinclub

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise Dresden «Moritz Grossmann, Glashütte» vom 1. bis 2. Dezember 2017

Leistungen:

- Privatflug Zürich—Dresden—Zürich
- 1 Übernachtung im 5-Sterne-Relais & Châteaux Hotel «Bülow-Palais»
- Alle Transfers vor Ort im Privat-Van mit Chauffeur
- Uhrenmanufaktur Moritz Grossmann: Führung inkl. Champagner-Empfang und Mittagessen
- Führung im Deutschen Uhrenmuseum Glashütte
- Semperoper: Giuseppe Verdis «Rigoletto»
- Abendessen nach der Vorstellung
- Dresden erleben: geführter Stadtrundgang
- Weingut Klaus Zimmerling: Kunst- und Weingutführung sowie Degustation

Teilnehmerzahl:

Max. 14 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: ab Fr. 3400.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 3700.– p.P. im DZ

Buchung:

Melden Sie sich an über Telefon 044 250 85 85 oder per E-Mail: Anmeldung@balanx.ch

Veranstalter:

Balanx AG, Zürich

www.weltwoche.ch/platinclub



Im Sog der Extremisten

Von Hansrudolf Kamer — Die inszenierte Schlägerei zwischen Rechts- und Linksradi-kalen in Charlottesville löst eine Medienlawine aus. Die Demokratische Partei gerät unter den Einfluss der Extremisten.



Die amerikani-sche Politik ist periodisch gewalt-tätig – der Bürger-krieg liegt schliess-lich nur gut 150 Jahre zurück. Nachher dauerte es nochmals hundert Jahre, bis die grössten Aufräumarbeiten des Gemetzels beendet waren. Lincolns Emanzipationserklärung konnte erst dann Gestalt annehmen.

Früher wurden in regelmässigen Abständen Präsidenten und Kandidaten ermordet oder angeschossen, meistens aus politischen Motiven. Vor kurzem attackierte ein Linksaktivist republikanische Abgeordnete. Verglichen mit damals ist das heute aber harmlos.

Seit dem Getöse in Charlottesville wird ge-rungen um das, was nur die Deutschen so un-nachahmlich «Deutungshoheit» nennen kön-nen. Es wird mit Kanonen auf Spatzen ge-schossen. Erlebt der Ku-Klux-Klan einen neu-en Frühling? Sind Neonazis im Begriff, ir-gendwo die Macht zu ergreifen? Die Fragen zu stellen, heisst, sie zu beantworten.

Die Übertreibung hat allerdings politisch Methode. Sie ist direkt proportional zur miss-lichen politischen Lage, in der sich die Linke be-findet. Der Streit um Denkmäler, etwas Hand-festeres ist nicht in Sicht, ist ein Mittel, um den *lunatic fringe*, den «verrückten Rand» der Rech-ten, zu provozieren und dann dem politischen Gegner die Schuld zuzuweisen.

Werkzeug der Empörungspolitik

Die radikale Rechte – Neonazis, die weissen Suprematisten, der Ku-Klux-Klan – reagierte auf die Denkmaloffensive der radikalen Lin-ken – der schwarzen Blöcke, der Antifa, der Anarchisten und anderer Wühlgruppen, wie sie inzwischen an vielen Universitäten ihr Unwesen treiben.

Der Vorwurf des Rassismus ist aber nicht nur eine Waffe der Extremisten, sondern auch ein Ladenhüter der Demokratischen Partei, die ihre Wählerkoalition auf sogenannte Minoritätsgruppen baut, den Verlust ihrer Machtstellung im Süden und im Mittleren Westen kompensieren will. Er ist probates Werkzeug in der Empörungspolitik.

Charlottesville hat einen demokratischen Bürgermeister und Virginia einen demokrati-schen Gouverneur, der mit den Clintons seit langem verhandelt ist. Relevant ist das bei der

Beurteilung der Polizeitaktik, aufgrund derer die Sicherheitskräfte die Schläger gewähren liessen. Unfähigkeit oder politische Absicht – das ist hier die Frage.

Die Statue von Robert E. Lee, ebenfalls kein Rassist und Sklaventreiber, war und ist nur ein Vorwand. Die zahlenmässige Bedeutung der Gewalttätigen links und rechts ist gering und steht in keinem vernünftigen Verhältnis zur Medienlawine, die losgetreten wurde. Die rechte Gewaltszene ist wohl etwas grösser, aus historischen Gründen, die in den Bürgerkrieg und in die Rekonstruktionsperiode zurück-reichen, doch die linke wächst.

Alte kommunistische Propaganda

Der linke Publizist James Wolcott argumen-tierte im Magazin *Vanity Fair*, die Linksextremisten könnten es mit den Rechtsextremisten, was deren Stärke, Börsartigkeit oder subversive Reichweite angehe, nicht aufnehmen. Doch die linken Fanatiker übten einen grossen, die Realität verfälschenden Einfluss auf das ganze Spektrum links von der Mitte aus und förder-ten dort die Spaltungstendenzen.

Die Antifa ist nur ein Teil der radikalen Linken, und der Name knüpft an die alte kom-munistische Propaganda an, die den Kampf gegen den Kapitalismus und den damaligen Wes-ten als antifaschistischen Kampf darstellte.

«Faschismus» war leichter zu bekämpfen als Nationalsozialismus, weil Sozialismus auf to-talitäre Gemeinsamkeiten hinweist.

So war die Mauer in Berlin der antifaschisti-sche Schutzwall, der aber nicht die DDR gegen aussen schützen, sondern den neuen Men-schen am Verlassen des Paradieses hindern sollte. Antifa-Gruppen gibt es seit langem in Europa. In Amerika schlummerten sie dahin, bis der «Widerstand» gegen Donald Trump sie aufweckte.

Die Demokraten spielen hier mit der radika-len Linken zusammen. Der Bürgermeister von Charlottesville, Mike Signer, erklärte seine Stadt zu einer Kapitale des «Widerstandes» kurz nach der Inauguration Trumps, die von Antifa-Aktivisten gestört wurde. Im Februar, als der Stadtrat über die Entfernung der Statue von Lee abstimmte, war er noch dagegen. Von den drei Stadträten, die dafür votierten, ver-loren zwei ihre Wiederwahl, und der dritte trat nicht mehr an. Man kann nicht sagen, dass die Bewohner von Charlottesville im Thema eine Schicksalsfrage sahen.

Die linken Bilderstürmer dagegen entdeck-ten ein Potenzial. Ihre Prinzipien sind einfach: Jeder, der von ihnen als Faschist und Rassist gebrandmarkt wird, hat kein Recht auf freie Meinungsäusserung. Und die Propaganda der Tat ist ein klassisches Mittel.

Fatal ist, wie die Extremisten rechts und links einander in die Hände spielen. Auch die Neonazis präsentieren sich als Opfer, weil ihre bewilligte Demonstration gestört wurde. Die nicht grundsätzlich falschen, aber etwas ge-wundenen Äusserungen von Präsident Trump interpretierten sie als Unterstützung ihrer Sache. Manchmal sind Tweets eben doch nicht das geeignete Kommunikationsmittel.



Totalitäre Gemeinsamkeiten: Zusammenstösse in Charlottesville.



Ungenierte Warmherzigkeit: Leonardo DiCaprio und Kate Winslet in «Titanic», 1997.



Ikone der Woche

Nur Freunde

Von Claudia Schumacher

An öffentlichen Anlässen können sie kaum die Finger voneinander lassen, und sie müssen sich ständig angrinsen, als gingen die Witze auch dann zwischen ihnen hin und her, wenn sie nicht miteinander reden. Kate Winslet und Leonardo DiCaprio sind Freunde fürs Leben, seit sie vor zwanzig Jahren gemeinsam in «Titanic» spielten. Er war damals 22 Jahre alt und sie süsse 21; den grossen, alles verändernden Durchbruch erlebten sie gemeinsam, und das vergisst man wohl nicht so schnell.

Gerade war es erneut Zeit für eine Wiedervereinigung: Alle zehn Jahre verbringen die Schauspieler ein paar Ferientage gemeinsam. Die neusten Paparazzi-Bilder aus dem sonnigen Saint-Tropez zeigen den Traummann und die Traumfrau angeregt ins Gespräch vertieft und entspannt in Badekleidung. In Interviews nennen sie sich «Darling» und «Honey». Er sagt: «That's my girl» und «She's my homie» – und das, obwohl sie ihn in «Titanic», streng genommen, ja einfach hat erfrieren lassen. «He's the love of my life», sagt die verheiratete, dreifache Mutter immer wieder mit ungenierter Warmherzigkeit.

Verhindertes Paar

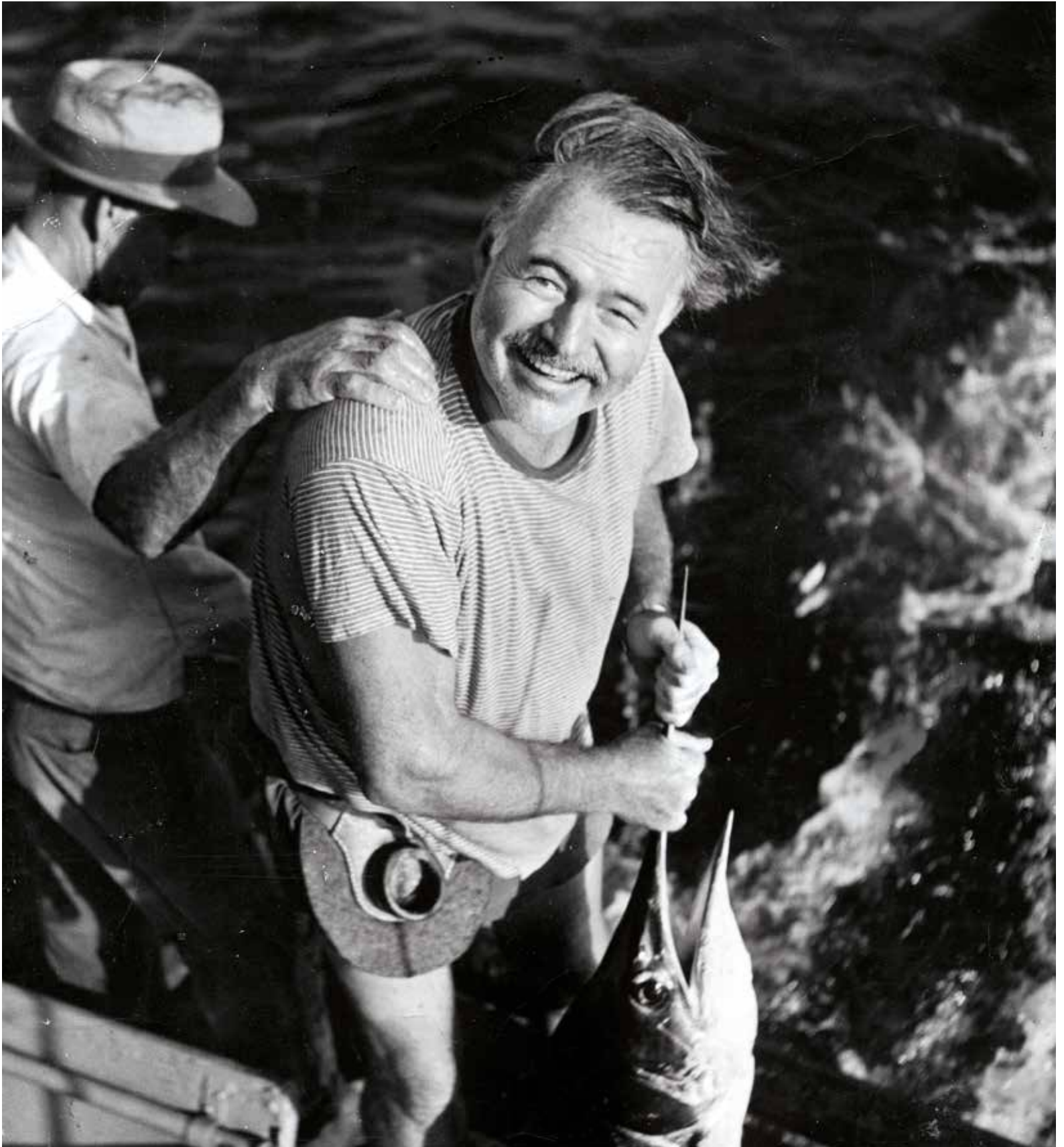
Der Boulevard schmachtet: Was wären die beiden nicht für ein schönes Paar! Und es stimmt ja auch. Selbst Winslets einstiger Ehemann, Regisseur Sam Mendes, meinte am Set von «Zeiten des Aufbruchs», als die zwei sich küssten: «Ihr beiden solltet das öfter tun!» Können Männer und Frauen denn überhaupt einfach nur Freunde sein? Gerne wird das bezweifelt. Entweder wird heimlicher Sex unterstellt, oder das verhinderte Paar bedauert. Dabei hat das Modell so viele Vorteile. Vor allem ermöglicht es den entspannten Umgang zwischen den Geschlechtern – Sex macht doch immer alles so kompliziert. Winslet kann mit Schlitzohr DiCaprio ihre lustige, burschikose Seite ausleben. Er hingegen kann weiterhin seinem Beuteschema Supermodel frönen und im Umgang mit Winslet all das an einer Frau auftanken, was ihm in seiner sonstigen Liebesrealität womöglich fehlt, so nette Dinge wie Witz, Charme oder Talent vielleicht.

Ausserdem kommt die Forschung zu dem Schluss, dass eine Freundschaft, die mindestens eine Frau involviert, befriedigender ist als rein männliche Freundschaften. Denn während Männer bei der Auswahl eines Freundes tendenziell auf sekundäre Faktoren wie Status, Fitness oder Intelligenz anspringen, zählen für Frauen Selbstöffnung, Vertrauen und Treue. Werte, für die man doch gerne Teil eines verhinderten Paares bleibt.

Erinnerungen an den Mann

Er schrieb Geschichten, die aus lauter wahren Sätzen bestehen. Über Hemingway und seine Katzen, die Tochter eines Drogenbosses und Key West, die verrückteste Partystadt der USA.

Von Matthias Matussek



Talent und Testosteron, Mut und Poesie: Ernest Hemingway, 1945.

Bevor wir über Männer reden und über Hemingway und den Krieg, hier eine Regel für alle, die so ungefähr 23 sind und voller Testosteron und Key West überleben wollen: Egal, wie lange du mit irgendwelchen Latina-Prinzessinnen oder *low-lives* aus Alabama vor den Pubs und Bars in der Duval Street gefeiert hast, egal, wie stark das Verlangen all der Biere und Cocktails in dir nach einem festen Grund schreit, nach einem Anker in diesem Rauschen und der Brandung und der Schiefelage im Schädel, bleib nicht bei «Pete's Meats» an der Greene Street hängen, ja genau, gleich neben Hemingways «Sloppy Joe's», um dir dort einen von Pete's Hotdogs reinzuhauen, sozusagen als Planke ins Trockene: Die Dinger sind die Hölle.

Du bereust ihren Genuss mit üblen Magenkrämpfen, wahrscheinlich mit dem Verlust deiner Sinnesorgane, möglicherweise deines Lebens – es soll mittlerweile zahlreiche Opfer in Key West geben, bei denen die Leichenbeschauer «Todesursache unbekannt» schreiben. Aber Eingeweihte wissen, dass die Hälfte von ihnen zuletzt um Mitternacht beim grinsenden Pete mit dem durchstochenen Ohr läppchen gesehen wurde.

Über eine andere Regel wird später zu sprechen sein.

Für die Gereiften wie mich, die sich nicht für Saufwettbewerbe, Audubons Vogelbilder oder Harry Trumans Ferienhaus interessieren, bleibt eigentlich nur Hemingway, der Champ. Zwölf Jahre hat er hier gelebt, geliebt, gearbeitet, gefischt, hier ist er zu dem bärtigen Macho in den ausgebleichten Khakihosen gereift.

Nun gibt es überhaupt keinen Anlass, um über Hemingway zu schreiben, weder das Geburtsjahr (1899) noch das Todesjahr (1961) sind jubiläumstauglich.

Allerdings gibt es auch keinen Grund, nicht über ihn zu schreiben.

Nicht für Niederlagen gemacht

In der Tat, es könnte nichts schaden, ihn öfter in Erinnerung zu bringen in diesen Zeiten, Hemingway, den Künstler, den Journalisten, den besonders, und sein Credo: «Schreib den wahrsten Satz, der dir einfällt!»

Gute Devise in Tagen wie diesen, in denen der Journalismus korrumpiert ist wie lange nicht, in denen er sich in Sprachregelungen verliert, in denen er zerfällt in «links» oder «rechts», in «Gut» oder «Böse»; da kommen die wahren Sätze schon mal unter die Räder, dabei sind so Sachen wie Gesundheit oder Liebe weder rechts noch links, auch das Geschlecht nicht oder die Sonne. Zunächst aber, und das hängt damit durchaus zusammen, zu Hemingway, dem Mann, diesem Archetyp, diesem Kopf auf der goldenen Freiheitsmedaille der amerikanischen Literatur, der einfach nicht fähig war, sich politisch korrekt zu verbarrikadieren.

Gerade, so ist im TV zu sehen, sind die Scheiben in Berkeley zu Bruch gegangen, in Protes-



Glutofen: Highway in Richtung Key West.

ten gegen *hate speech*, also gegen Meinungen, die dort nicht geteilt werden, zum Beispiel über Männer, Frauen, Geschlechter, Präsidenten. In anderen Dingen hat sich die Linke, absurde, relativistische französische Theoreme nutzend, in bizarre Viktimologien aufgelöst, die keiner mehr ernst nehmen kann. Triggerwarnungen für die akademische Schneeflocken-Jugend auf Büchern wie der Bibel, «der Inhalt könnte traumatisieren»; da dauert es nicht mehr lang, bis bei Walt Whitmans «Leaves of Grass» der Hinweis auftaucht: «Bei Risiko und Nebenwirkungen sprechen Sie bitte mit Ihrem Arzt oder Apotheker.»

Hemingways Überzeugungen, etwa dass ein Mann nicht für Niederlagen gemacht ist – «Er kann besiegt, aber nicht zerstört werden» –, würde Feministinnen heutzutage aufheulen lassen. Das war nicht immer so. Auch bei uns nicht.

Es ist ja nicht so, dass deutsche Künstler sich generell nicht für maskuline, um nicht zu sagen maskulinistische Ausbrüche begeistern könnten. Gottfried Benn, der sich als «armen Hirnhund» sah, «schwer mit Gott behangen», schwärmte in der Friedensmüdigkeit, der Europamüdigkeit, in der plötzlich primitive afrikanische Masken en vogue waren, kurz vor dem Ersten Weltkrieg: «Wir wollen nach Alaska gehen./Der Meermensch: der Urwaldmensch:/Der alles aus seinem Bauch gebiert,/Der Robben frisst, der Bären totschlägt,/Der den Weibern manchmal was reinstösst: Der Mann.»

Da ich mich gemäss der schwarzen Liste der «Grünen» «heteronormativer Ansichten» schuldig gemacht habe (was für eine hirnerkrankte Fehlmeldung in der akademischen Bastelei am neuen geschlechtsneutralen Menschen, denn es führt doch keine Umbenennung an der Tatsache vorbei, dass die «Norm» heterosexuell ist, das hab nicht ich mir ausgedacht, sondern die Natur)... und da mein Ruf ohnehin im Eimer ist, kann ich genauso gut sympathisierend über Hemingway schreiben.

Über diesen heteronormativen Finsterling aus dem Paläolithikum der Genderforschung, das

noch gar nicht so lange zurückliegt und das ich mal die «normalen Zeiten» nennen will, über diesen Kerl, der soff und liebte und mit dem Tod flirtete sein Leben lang, ob im Krieg oder beim Stierkampf, auf der Jagd nach Grosswild in den afrikanischen Savannen oder nach den blauen Marlinen in den Wellen des Atlantiks.

Bären töten

Was das Geschlechterbild der Umerzieher angeht, so vermute ich, dass sie sich stark zu diesem sagenhaften Perlenvolk der Mul hingezogen fühlen, ja sich narzisstisch identifizieren mit diesen pazifistischen Sternwesen, die in Luc Bessons optisch grandiosem Science-Fiction-Thriller «Valerian» (den wir in einem Art-Déco-Eckenkino, ganz im Stil der fünfziger Jahre, mit Marilyn's hochbauschendem Rock über dem Gitter als Botschaft aus einem unbeschwerten Jahrzehnt) gesehen haben; diese Sternstaubwesen also leben an einem ewigen Strand und pflanzen sich augenscheinlich durch liebevolle Blicke und das Streicheln der Kopfhaut fort.

Nun war Gottfried Benn, ein eher melancholischer Tripperarzt mit Halbglätze und Brille, bestimmt nicht der Typ, Bären zu töten, wohl aber Hemingway. Dieser schoss sich seinen Grizzly in Wyoming und legte sich das Fell zum Schrecken der Hausangestellten aus den Bahamas mit präpariertem Kopf in den Flur zum Arbeitszimmer in Key West. Pfui, von Tierschutz nie was gehört, Neandertaler!

Hemingways Machotum ist in den letzten Jahrzehnten eifrig «dekonstruiert» worden, man vermutete darin eine Fassade, mit der er seine Bisexualität (also Schwäche?) tarnen wollte – Biografien erwähnten, dass er als Kleinkind von der Mutter mit Mädchenkleidern behängt wurde, dass er sich später eher Frauen mit kurzgeschnittenen Haaren aussuchte, und ähnlichen Mumpitz, als sei ein Kerl, der an die Grenze geht (trotz innerer Ängste) gesellschaftlich nicht tragbar.

Unsere Kulturstrategen haben uns die Machotypen ausgetrieben, beginnend mit Klaus Theweleits voluminöser, brillanter Anklageschrift «Männerphantasien» von 1977 (der Mann als Wurzel allen Übels wie Krieg, Gier, Umweltzerstörung), und sehen nun mit Fassungslosigkeit, wie der Mann in rüpelnder, aggressiver Version zurückkehrt, vor allem aus islamischen Kulturen – Halbstarke, die paradoxerweise faszinierten Welpenschutz durch ältere Feministinnen erfahren.

Wir erleben gleichzeitig, wie der Beschützermann, der Familienernährer und Vater, der Müllmann, der Feuerwehrmann, der Polizist, der Soldat lächerlich gemacht werden, wir erleben die bizarrsten Geschlechterdebatten, erleben, wie Genderpöpstin Judith Butler den Mann als «Konstrukt» bezeichnet, wie wir über Toiletten diskutieren für solche, die nicht wissen, ob sie Männer sind oder sich nicht festlegen möchten ..., und doch ist er einfach nicht tot-



Nobler Typ: Hadley, John, Ernest Hemingway.



Mit dem Tod flirten: mit Regisseur Joris Ivens (l.) und Spanienkämpfer Ludwig Renn (r.).

zukriegen, der Abenteuerer-Mann, der Eroberer-Mann, als den ihn die Werbung feiert, das Actionkino, das Heldenkino, und als der er weiterhin schillernd fasziniert unter dem ganzen Wegerklärungs Müll.

Hemingway also, der schon mit achtzehn ein Kriegsheld war, als ihm eine Granate den halben Unterleib zerriss und er noch einen schwerverwundeten Kameraden aus der Feuerzone schleppte, im Sanitätseinsatz in Italien in den letzten Wochen des Ersten Weltkriegs.

Der Mann Ernest Hemingway, ein grossspuriger und depressiver und unendlich zärtlicher Dreckskerl.

«Hem» also, der nach Paris ging als Reporter und nach dem goldenen Regelbuch des *Toronto Star* arbeitete (knappe, genaue, plastische Sätze!) und Mussolini interviewte und diesen dabei trefflich festnagelte als «Europas Meisterbluffer» mit dem Talent, «schwache Ideen in starke Worte zu kleiden», um seine Gefolgschaft aus «knüppelschwingenden Neunzehnjährigen in schwarzen Hemden» zu führen.

Hemingway aber auch, der dann zielstrebig die Pariser Expat-Avantgarde um Gertrude Stein und Ezra Pound (den späteren romantischen Duce-Bewunderer) ansteuerte und ihrem Rat folgte und den Journalismus, der ihn gut ernährte, an den Nagel hängte, um zu schreiben.

Ohne Netz und doppelten Boden.

Eine mutige Haltung auch der Kunst gegenüber.

Jeden Morgen bis zum frühen Nachmittag.

Der Roman bricht aus ihm heraus

«Nein, danke, ich arbeite.»

«Woran?»

«Ich denke über den Mann nach!»

«Machst du Witze?»

Sorry, das war die Familie, die mich zum Sundowner an die Marina mitnehmen wollte, aber draussen kocht der Asphalt, und hier drinnen funktioniert die Klimaanlage bestens, sie ist auf kühle Pariser Frühlingstemperaturen eingestellt, und im Übrigen ist soeben ein Buch auf den Markt gekommen, das zu dieser Temperatur passt, eines über jene frühe Zeit Hemingways in Paris, das hinreissend indiscret und bunt beschreibt, wie er selber an der Legende arbeitete, mit der er schliesslich verschmolz, denn seine Devise hiess: «Schreib nur über das, was du kennst.»

Also schrieb er über sich, sein Leben lang.

Titel des Buches: «Und alle benehmen sich daneben». Der Journalistin Lesley M.M. Blume ist ein grosser Wurf über Hemingways Hungerjahre in Paris gelungen, aus der Halbdistanz,

Wenn ihn einer störte bei der Arbeit, blaffte er: «Hau ab, oder noch besser: Häng dich auf!»

glänzend recherchiert, nicht ohne Ironie, aber auch nicht ohne jene Bewunderung, ohne die so ein Buch nicht funktioniert. Wir sind uns da einig.

Mit seiner jungen Frau Hadley, die schmale Zuwendungen aus einer Stiftung erhielt, lebte er 1921 in einer Mansarde über einem Sägewerk. Und er arbeitete an einfachen, wahren Sätzen. Seine Frau gebiert einen Sohn. Sie nennen ihn «Bumby». Hadley traut sich kaum auf die Strasse, so abgetragen sind ihre Sachen. Und Hem arbeitet, ohne alle Aussicht auf Erfolg oder wenigstens die nächste Miete.

Beobachtungen, Kurzgeschichten aus dem Leben der amerikanischen Meute, und er

schaute genau hin. John Dos Passos, Sherwood Anderson, Ford Madox Ford, alle suchten und stocherten, F.Scott Fitzgerald hatte es bereits zu Ruhm geschafft, aber nicht dorthin, wohin Hem wollte: ins ganz Neue.

«Hunger ist ein Lehrer», schrieb er. Er lässt die Farben in den Bildern im Musée du Luxembourg leuchten, zum Beispiel in denen von Chagall – so, wie der malte, wollte er schreiben: konzentriert auf das Wesentliche.

Er schrieb meist im Café «La Closerie des Lilas» und mied die aufgekratzten Bohème-Darsteller im Restaurant «Le Dôme», und wenn ihn einer störte bei der Arbeit, blaffte er: «Hau ab, oder noch besser: Häng dich auf!»

Wie gern übrigens lasse ich mich in dieses Paris der zwanziger Jahre entführen, das noch nicht unter dem asynchronen Weltkrieg und dem Terror eines religiösen Todeskults blutete, der von einer verblödeten Linken fast schon mit Liebe und Verständnis umarmt wird – «alle wirklich böartigen Sachen beginnen in grosser Unschuld», bemerkte er mal; nein, es ist das Paris, das Hem später ein «Fest» nannte, «das in dem, der glücklich genug war, es zu erleben, ein Leben lang bleibt».

Dennoch, mit den Absagen für seine Kurzgeschichten kann sich Hem in den frühen Zwanzigern die Wände bepflanzen, er weiss, er muss einen Roman, muss *den* Roman schreiben, und er muss warten, muss den Druck steigen lassen, bis der Roman ganz notwendig aus ihm herausbricht – tatsächlich tut er das, 1924, als er mit seiner Meute Schriftstellern, Trinkern, Lebenskünstlern wie jedes Jahr zu den Stierkämpfen in Pamplona aufbricht.

Doch diesmal hat sich die Truppe um eine entscheidende Nuance verändert, eine Frau ist hinzugestossen, Lady Duff Twysden, die in

Scheidung von einem britischen Aristokraten lebt, er nennt sie «Lady Ashley» oder kurz «Brett». Sie steht wie eine Göttin an den Tresen des «Dôme», Bubikopf, Fedora, Jersey-Sakko, und sie leuchtet, und alle, auch Hem selbst, am meisten aber sein Freund Harold Loeb, sind in sie verknallt.

Die Hauptfigur (Hemingway) ist impotent geschossen im Krieg, doch das Buch feiert die Männlichkeit (Lasst stecken, ihr Psychointerpreten!), das Ergebnis ist «Fiesta» (im amerikanischen Original «The Sun Also Rises»), es schildert die Besäufnisse, die Prügeleien, das Stampfen der Stiere durch die Gassen hin zur Arena, den Bluttausch der Aficionados, die Würde der Toreros und die tänzerische Schönheit des jungen Matadors Romero.

Ein Roman, so lakonisch, zynisch, sinnlos wie das Leben nach dem grossen Krieg, lauter wahre Sätze – und vor allem ein grosses Werk des Verrats. Denn alle sind sie kenntlich, seine Freunde, am meisten Harry Loeb, der, trostlos verliebt, durch den Trubel stolpert und allen auf die Nerven geht, besonders Brett, die am Schluss in Jakes (Hemingways) Armen liegt. «Wäre es nicht schön gewesen mit uns beiden», sagt sie. Und er: «Wahrscheinlich verdammt schön» – was er für die Schlussfassung sarkastisch abänderte: «Ja, ganz hübsch sich das auszumalen, nicht wahr?»

Es ist so locker runter erzählt und schmucklos, das Unwichtige wird als unwichtig geschildert, meine Lieblingsstelle ist die vom Kathedralenbesuch der Meute: «Cohn machte die Bemerkung, dass dies ein sehr gutes Beispiel von irgendwas sei, ich hab vergessen, was es war ...» – kann man besser beschreiben, dass Cohn ein aufgeblasener Pinsel war und Jake (Hemingway) seine Gedanken in dem Moment woanders hatte, zum Beispiel bei Brett?

Die Kunst der Auslassung, so ganz nebenbei, der Leser denkt sich seinen Teil, das ist Meisterschaft.

«Fiesta» durchbrach die Schallmauer, Hemingway, bis dahin das aufregendste Gerücht der amerikanischen Literatur, hatte geliefert, er schrieb «Fiesta» in ein paar Wochen nieder, fieberhaft, schlank, schnell, sarkastisch, verletzend wahr. Und er bediente alle Lager, die Avantgarde genauso wie das grosse Publikum. Träumen wir nicht alle davon? Und braucht es nicht neben Talent auch Mut, auszuhalten, um dann so ungeschützt an die Front der Literatur zu marschieren?

«Es ist verdammt heiss»

«Um über das Leben zu schreiben», sagt er, «musst du es zuerst leben.»

Hemingway war die neue Stimme, die der Lost Generation. Gertrude Stein hatte den Begriff geprägt, mit dem sie eigentlich die geringschätzige Bemerkung eines Kfz-Mechanikers aufnahm, der sich über die Nichtsnutze der Nachkriegsjugend ausgelassen hatte. Der verlorenen Generation sollten die Beat-Generation, die Hip-

pie-Generation, die Generation X, die der Millennials, zahllose weitere Generationen folgen.

Mit diesem Buch hatte sich Hem dem Chaos überlassen, das man Leben nennt oder auch Liebe mit all ihren Verwüstungen, und diese sollten ihre Schneise auch durch seine Ehe schlagen, denn plötzlich war da diese zierliche Pauline Pfeiffer aufgetaucht unter all den Frauen, die ihn umschwärmten, eine Redaktorin der *Vogue*; eine Weile versuchten sie die Ménage-à-trois mit Hadley, bis Hadley schliesslich aufgab. Und Hem, von Schuldgefühlen geplagt, überliess ihr den kleinen «Bumby», den er liebte, und die Tantiemen von «Fiesta» – «Es ist unser beider Buch», sagte er.

«Prima Geste, nobler Typ», würde ich sagen, eher ein trauriges als ein hässliches Scheiden. Ein paar Romane und ein paar Frauen später wird er erkennen und bekennen, dass Hadley die Liebe seines Lebens war.

Hem also zog mit Pauline weiter, sie kamen nach Kuba und landeten 1928 in Key West, das ihm sein *buddy* John Dos Passos, der mit «Manhattan Transfer» ebenfalls einen Avantgarde-Hit landete, als «Traum im Golf» beschrieben hatte.

Der wahrste Satz damals im Juni 1928 und heute im August, fast neunzig Jahre später, heisst: «Es ist verdammt heiss.»

Ja, wir müssen hierher, um Hemingway auf der Spur zu bleiben, denn erst er hat Key West auf die Landkarte gesetzt.

Und die Keys sind ein Glutofen.

Überall an der Golfküste verheerende Regengstürme, Missouri, Alabama, Georgia, ein Hurrikan mischt den Golf auf, selbst in Kalifornien reissende Fluten – nur Florida bleibt verschont.

Die Sonne konzentriert sich auf uns, um uns die Lebensgeister aus den Knochen zu brennen. Die gemessene Temperatur liegt bei 34 Grad,



«Traum im Golf»: Hemingway-Haus in Key West.



Legendär: die Underwood-Schreibmaschine.



Stars mit sechs Zehen: Katzen-Nachfahren.



Verwüstungen: mit Pauline auf der «SS Paris», 1934.



Auslassungen: in Kuba, 1954.



Selbstbild des Mannes als Held: Jagd in Kenia, 1934.

mit der Luftfeuchtigkeit liegt die gefühlte bei 40 Grad.

Schon das wahnsinnig vor sich hinbrodelnde Miami, dessen Nächte von blauen und roten Sirenenlampen durchzuckt werden, die South-Beach-Art-Déco-Trinkermeile mit den aufgequollenen Schlampen mit farbigen Krallen im Fischnetzfummel oder den hochgewachsen-durchtrainierten Schwulen, die ihre Vögel ausführen, tatsächlich brasilianische Papageien, auf jeder Schulter einen! Schon Miami verzeichnet Rekorde, aber dann geht es den Highway 1 in den Süden, eine pastellgrüne Betonschiene im Atlantik, schmal wie eine Thermometersäule, die in Key West endet, kurz bevor sie platzt.

Fünzig Katzen

Am Sonntag ist die Lobster-Saison eröffnet worden. «Lobster Madness!» brüllen die Annoncen der Restaurants, in den Pubs spielen bärtige Countrysänger, und vor der Ziegelmauer in 907 Whitehead Street stehen Teenager in schwarzen Sport-Tops in der dampfenden Mittagsglut, die Hände in die Riemen schwarzer Rucksäcke gestemmt, Colletypen mit funny T-Shirts («You have nice tits, can I try one?»), Senioren, Familien mit Kindern: Alle stehen sie an, um dem Helden aus den guten Zeiten der Nation, dem Abenteurer und Ritter und Mann Hemingway

ihre Reverenz zu erweisen und sein spanisch-koloniales Holzhaus zu betreten wie einen Tempel verlorengegangener Tugenden und Rollen – und sei es die, jeden hier leicht unter den Tisch zu trinken, denn er trank, wie er sagte, «um die anderen Leute interessanter zu machen».

Erst 1931 hatte Pauline das Haus, ein Hochzeitgeschenk ihres schwerreichen Onkels, mit ihren aus Paris importierten Möbeln so weit hergerichtet, dass es wohnlich war. Das Bett, die Kacheln aus Kuba, die Kristalleuchter, die den Ventilatoren zu weichen hatten, wie die Führer (alle über sechzig mit weissen Pferdeschwänzen und durchgeschwitzten Hawaiihemden über Bäuchen) fluchend erzählen. Am Küchenschrank hängt eine Seite des deutschen «Donald Duck», Hem steht zwischen Tick, Trick und Track, «kein schlechtes Rollenmodell für kleine Enten, die mal Enteriche werden wollen», denk' ich mir.

Und dann sind da die rund fünfzig Katzen, die eifrig fotografierten Stars, ja, vor allem sie, denn sie haben sechs Zehen und lümmeln sich überall. Die mit der weissen Halskrause auf dem Bett ist Liz Taylor, und der grauschwarze Tiger auf dem Holzblock neben dem Pool-Haus heisst Humphrey Bogart, der ihn genervt und unfassbar lässig räumt, als die Gruppe anrückt.

Da ist einbetoniert sein «letzter Cent», den er Pauline vor die Füße geworfen haben soll,

wütend über die Kosten des Pools, dem sein Boxring zu weichen hatte (er sprang morgens ins Meer), und da, ganz sicher nicht erfunden, die goldene Freiheits-Medaille, die ihm Eisenhower verliehen hatte für seinen Einsatz in der Ardenennenoffensive und als Chef einer kleinen Sabotagetruppe hinter den deutschen Linien.

Den Weinkeller im «Ritz» hat er praktisch im Alleingang erobert, um Sartre und die Beauvoir und Camus zu bewirten.

Ja, Hemingway stammte aus einer Zeit, in der die USA nur gute Kriege führten. Für die Bücher, die davon erzählen, interessiert sich zunächst mal keiner. Aber für die Plakate von deren Verfilmungen. Zum Beispiel «A Farewell to Arms», den er 1929 veröffentlichte, der wichtige zweite Hit nach «Fiesta», der ihn finanziell endgültig unabhängig machte und dessen Filmrechte er für 25 000 Dollar verkauft hatte; dieser Film also mit Rock Hudson und Jennifer Jones, der Kriegerroman, in dem Hem seine unglückliche Liebesgeschichte zu einer italienischen Krankenschwester beschrieb. Über das Happy End, das Produzent Selznick angeordnet hatte, schäumte er.

Oder «To Whom the Bell Tolls» mit Gary Cooper und Ingrid Bergman, seine Erlebnisse aus dem Spanischen Bürgerkrieg, in den er als Reporter gezogen war. Hem gratulierte Gary

Cooper, mit dem er befreundet war, weil er jene Zähigkeit, jenen Heldenmut zeigte, den er sich vorgestellt hatte für den Lehrer Jordan, der sich den Linken anschliesst und der mit seinem Opfergang den Guerilleros jenen Vorsprung verschafft, der sie vor den Faschisten rettet.

War Hem links? Nun, er nahm in seinem Roman die skrupellosen Sowjetoffiziere genauso aufs Korn wie die Falangisten, und er erzählte ohnehin nicht von Ideologien, sondern von männlichem Opfermut, von Ehre und Liebe – von seiner Herkunft war er eher konservativ.

Dann, nicht zuletzt, «To Have and Have Not» mit Humphrey Bogart, diese Kurzgeschichten um den versoffenen Skipper Harry Morgan, die er zu einem Roman montiert hatte – das Drehbuch stammte von Faulkner und hatte kaum was mit der Vorlage zu tun –, diese Szene mit der jungen Lauren Bacall mit ihrem legendären Satz: «If you need me, just whistle... you know how to whistle, don't you? Just close your lips together and blow», worauf sie ihre weichen weiten Lippen mit einem Lächeln sanft schloss.

Egal, Morgan ist ein krummer Typ, der seine Familie durchbringen muss und sich auf Gangster einlässt, und in allen Filmen wurde Hemingway selbst mitgedacht und überblendet, er wuchs zum populären Mythos, eine Figur des *silver screen*, ein Stern am Himmel, der mit anderen Sternen leuchtete. Auf Kuba, der nächsten Station mit der nächsten Frau, der Journalistin Martha Gellhorn, schwamm Ava Gardner nackt in seinem Pool, Jayne Mansfield schenkte ihm zum Geburtstag Flamingos. Da ist das Foto mit Spencer Tracy, der den alten Fischer Santiago spielte, sie verstanden sich prächtig und tranken den von Hem selber kreierten Daiquiri «Papa Doble».

Hemingway, der Schriftsteller als Kerl und als Star, zu dem sie hier pilgern. Hemingway-Figuren sind sonderbare, wortkarge Helden, Männer mit Würde, die wissen: Mut, das ist Haltung in Todesgefahr, «*grace under pressure*».

Wo sind diese Qualitäten heute in den Schnatterdebatten? Sie kommen den Kids auf die Spielkonsolen mit Ballerspielen wie «Call of Duty»,

und Karl Ove Knausgård hat wohl recht, wenn er im letzten Band seines sechsteiligen «Kampfes» schreibt, dass unsere Friedensgeneration, unsere Schneeflockchenjugend Heldentum und Tod und Schicksal nur noch im Kino erträumen kann – aber sie träumt!

Was lässt sich mitnehmen? Vielleicht diese Einsicht: «Das Erste und das Letzte ist wohl, dieses Leben auszuhalten, bevor es dich zerstört.»

Die Sache mit dem Amphitheater

Nicht um Leben und Tod geht es hier in der Künstler- und Schwulenkolonie in Key West, eher um Sachen wie das Amphitheater – in dem Countrylegende Jimmy Buffett nach vierzig Jahren noch einmal auftreten soll – und wann es eröffnet wird und wen es stört.

Die Leserspalte im Lokalblatt *Citizen* ist turbulent. «Ich frage mich, ob die Sache mit dem Amphitheater durchgezogen würde, wenn es an eine weisse Nachbarschaft grenzte.» Darauf ein

Männer mit Würde wissen: Mut, das ist Haltung in Todesgefahr, «*grace under pressure*».

anderer: «Der Truman Annex (die Location) ist sehr weiss. Viel näher am Amphitheater als am Bahama Village. Hör auf mit dem rassistischen Quatsch – du wirkst einfach dumm.»

Aber auch so was: «Der Typ, der mit dem Golfwagen auf dem Highway 1 rumgekurvt ist, vollbepackt mit Leuten und Gepäck, hat sich illegal verhalten. Und Nein zu dem Vollidioten, der das hier kommentiert hat, ich war auf meinem Fahrrad unterwegs, nicht mit dem Auto.»

Key West besteht aus hübschen Holzhäusern im spanischen Stil: weissgestrichene Zäune, türkis die Pfosten in Alleen aus Palmen und tropischen Bäumen wie dem Banyanbaum mit seinen Luftwurzeln, also jener Sorte von Baum, unter dem der Buddha in Nordindien einst seine Erleuchtung fand.

In den TV-Runden ist das Thema der Stunde natürlich die Drohung durch Nordkorea, dessen

Diktator Kim Jong Un die USA mit Nuklearwaffen anzugreifen droht, und viele fragen sich, ob man sich nicht durch Clintons und Obamas Untätigkeit, durch ihre konfliktscheuen Appeasement-Abkommen mit diesem Schurkenstaat überhaupt erst den Aufbau eines Programms und damit die nukleare Bedrohung eingehandelt hat.

Viele Häuser sind mit der US-Fahne beflaggt, und obwohl Key West eine starke Schwulen- und Lesben-Community aufweist – Tennessee Williams schrieb hier seinen Welterfolg «Endstation Sehnsucht» – und trotz aller Buntheit ging es in der Präsidentenwahl an Donald Trump.

Natürlich hat es kaum noch Ähnlichkeit mit dem Fischerstädtchen aus Hems Zeiten, die auch die Jahre der Prohibition waren.

In der Duval Street sind die meisten Häuser entweder Bars (85 von insgesamt 300), Restaurants oder Boutiquen, in denen man Trinkersprüche auf Shirts kaufen kann oder monströse Couchtische mit Oktopus-Trägern aus farbigem Glas oder andere Scheusslichkeiten.

Dass Hemingway hier quasi vergessen ist, heisst jedoch nicht, dass auch seine Figuren verschwunden wären, wie jener Harry Morgan, der schliesslich angeschossen in seinem Boot im Golf verblutet. Und plötzlich tauchen sie auf, aus dem Unterholz dieses Brodelns, du kommst ins Gespräch, und plötzlich ist Key West wieder Abenteuer, Bühne für Halbwelttypen und verwehte Figuren, da ist John Malone, ein Ire, der vom Nebentisch im «Outpost»-Restaurant Bier rüberschickt, wir schicken zurück, er ist mit seinen Kindern da, die eigentlich nicht seine sind, die Story wird am nächsten Abend abgeklärt im «Bagatelle», denn da kommt er mit seiner Frau, einer hellhäutigen Kubanerin, schlank, weiss-schwarzes Tiger-Killer-Cocktailkleid.

Sie heisst Frances, in die John ganz augenscheinlich verliebt ist, zumindest drückt er ihr ständig nasse Küsse auf die Wange.

Der Zufall will es, dass John Hemingway-Spezialist ist, er fährt Touristenbusse durch die Stadt. Seine Lieblingsgeschichte ist selbstverständlich die, als Hem das Urinal aus «Sloppy Joe's»-Bar, die über Nacht aufgelöst werden musste, eigenhändig nach Hause schleppte, um es seinen Katzen als Tränke hinzustellen.

Er hatte Anspruch darauf, fand er: «Ich hab ein Vermögen in diesem Pissoir gelassen.»

«Hier eine wahre Geschichte» sagt John, und er drückt seine Frau streng am Arm, bevor sie dazwischengehen kann, was sie gerne tut, es geht also wieder mal um «wahre Sätze»... und während er redet, macht sie mit der linken Hand einen plappernden Frosch nach, und er sagt streng: «Honey, I love you», wieder Küsschen, «but shut up», darauf sie: «You shut the fuck up!», worauf er wieder sagt: «No, you shut the fuck up!», Küsschen, «Darlin', you know I love you», die wahren Sätze kommen also nur stossweise, zerstückelt und zunehmend Alkohol-nuschelnd, aber es stellt sich raus, dass



Ehre und Liebe: «Hems» Bücher als Filme.



Von Tierschutz nie was gehört: Arbeitszimmer.

sie beide interessante Sachen auf Lager haben. Erst mal zu Trump und seiner Drohung, «Fire and Fury» auf den nordkoreanischen Zwerg herabgehen zu lassen, sollte er es wagen, die USA anzugreifen – John erklärt Frances die Sache. «Natürlich», sagt sie, «muss man diesem durchgeknallten Schlitzauge die Bomben unterm Hintern wegschiessen», das hat die Familie nicht anders gehalten, wenn sie bedroht wurde: Frances war die verwöhnte Tochter eines Drogenbosses. Wenn sie irgendwas wünschte, drückte ihr der Papa tausend Dollar in die Hand. «Glückliche Jugend», behauptet sie, «ich hatte allen Spass der Welt.» Natürlich war der Alte um ihre Sicherheit besorgt und setzte einen Leibwächter auf sie an, ohne dass sie wusste, dass es einer war. Sie verliebte sich. «Er war fantastisch», sagt sie. «Er hatte unglaubliche grüne Augen.» Er war so fantastisch, dass er ihr fünf Kinder machte.

«Wo ist er heute?»

«Weggepackt», seufzt sie. «Für 25 Jahre.»

«Und Papa?»

«25 Jahre» – wie all die anderen. Zwei Jahre lang haben die Feds die Familie beobachtet, bis sie zugeschlagen haben. «Unser Haus war von oben bis unten verwandt.» Ab und zu telefoniert sie mit ihrem Vater im Knast. Eher selten. «Er war ein Scheisskerl, weil er Mama mit reingezogen hatte.»

Johns Geschichte, nach vielen «Shut up» und «Love you darling», nicht minder dramatisch. Ein Bruder starb an einer Überdosis, der andere erschoss sich. Zum Gedächtnis an ihn hat er sich das grüne irische Kreuz auf den Hals tätowieren lassen. Beide Eltern sind kurz darauf gestorben, er schmiss seine Banklehre und ging zur Navy und lernte die Welt kennen. Hongkong, Singapur, Affenhirn auf den Philippinen. Dann die ehrenhafte Entlassung.

Seitdem kümmert er sich um Veteranen. Und um Frances' fünf Kinder. Zuerst hat ihn Frances abblitzen lassen. Dann rückte sie mit ihren Kindern an – «und er ist nicht abgehauen». Sie strahlt, er gibt Küsschen.

Und nun die zweite Regel für das Überleben in Key West: in den Rückspiegel schauen.

Der Sohn platzt ins Zimmer: «Papa, komm mal schnell, Mama hat ...», sie wollte nur noch mal richtig einparken – jetzt will der Typ einen neuen Scooter.»

Hier haben wir ein typisches Beispiel für Hemingways Theorie der Auslassungen, der Eisberg-Theorie, die davon ausgeht, dass neun Zehntel unserer Kommunikation unter der Wasserlinie liegen, also nicht sichtbar sind.

Daher, im ausgeschriebenen Klartext: Mrs Perfect, wie die beste Ehefrau der Welt im Familienjargon heisst, war noch einmal ins Auto gestiegen, um es vor dem Hotel in die optimale Parallele zum Bordstein zu manövrieren, da schoss ihr beim Aussteigen, sie hatte die Tür gerade einen Spaltbreit geöffnet, von hinten ein Mopedfahrer in die Türkante hinein, wie der Leser bereits aus den kurzen Andeutungen er-

raten hat, ein etwa 25-jähriger verschlagener Usbeke aus Samarkand mit eingeschränkter Aufenthaltsgenehmigung, dessen Moped nicht versichert war, der aber für seine zehn Jahre alte Mühle eine neue Kawasaki haben möchte.

Blitzschnell überlegen: Was würde Hem jetzt machen?

Er würde rufen: «Samarkand!» Und träumerisch: «alte Seidenstrasse ...», und er würde Max, so heisst der Junge, auf ein paar Runden mit geschmuggeltem kubanischem Rum in «Sloppy Joe's»-Bar abfüllen und alles, *alles* über Samarkand erfahren wollen, vor allem über diese Schule, in der der Moped-Jugend beigebracht wird, Autotüren von hinten zu attackieren, und er hätte Max in kürzester Zeit unter den Tisch getrunken.

Ich habe nie, *nie* behauptet, Hemingway zu sein, auch wenn ich «heteronormative» Ansichten habe und durchaus zu «grace under pressure» in der Lage bin: Ich rufe die Avis, Polizei, Pannenhilfe und den Rettungsdienst an, ganz nach dem Regelbuch, das zu ignorieren Max immer dringlicher vorschlägt, und bin erleichtert, dass die Mediziner keine Verletzungen feststellen und Max angibt, okay zu sein und keine Schwindelgefühle zu spüren, was mir

Ihm selber gelingt der Abschuss eines Löwen, und er bereut den Tod dieses schönen Tiers.

einen Multimillionenprozess wegen Invalidität, Berufsunfähigkeit et cetera erspart (Schleudert trauma! Ich sehe den Film mit Jack Lemmon mit Halskrause vor mir und Walter Matthau als Winkeladvokaten).

Ich einige mich mit ihm auf 900 Dollar, die Rezeptionistin bezeugt es, die Schwierigkeiten sind gelöst.

Zwei Tage später muss ich die Sache mit den «wahren Sätzen» zumindest im Fall von Max relativieren – wir platzen zum Frühstück durch Zufall in ein kubanisches Café, in dem er serviert, und er ist kein übler Bursche, aber das



«Normale Zeiten»: Familie Matussek.

Moped hat er immer noch nicht reparieren lassen, meine Anzahlung reicht doch noch nicht für ein neues.

Sonntags wie immer, zur Rettung der Seele, in die katholische Messe. Hem ist auf Wunsch seiner Pauline – zur Rettung seiner Ehe – zur katholischen Kirche konvertiert, doch nicht nur deswegen. Offenbar hatte er nach seiner Verwundung in Italien engen Kontakt mit einem katholischen Priester und schrieb seine Heilung der Krankensalbung beziehungsweise der Letzten Ölung durch diesen Priester zu.

«Wenn überhaupt irgendwas», schrieb er in einem Brief an seinen Freund Ernest Walsh, «dann bin ich katholisch. Nun nicht gerade das, was man einen «guten Katholiken» nennt. Aber es ist die einzige Religion, die ich ernst nehmen kann.»

Allerdings findet die Messe in der Kirche der Presbyterianer statt und ist nicht sehr katholisch. Und nicht sehr erfolgreich.

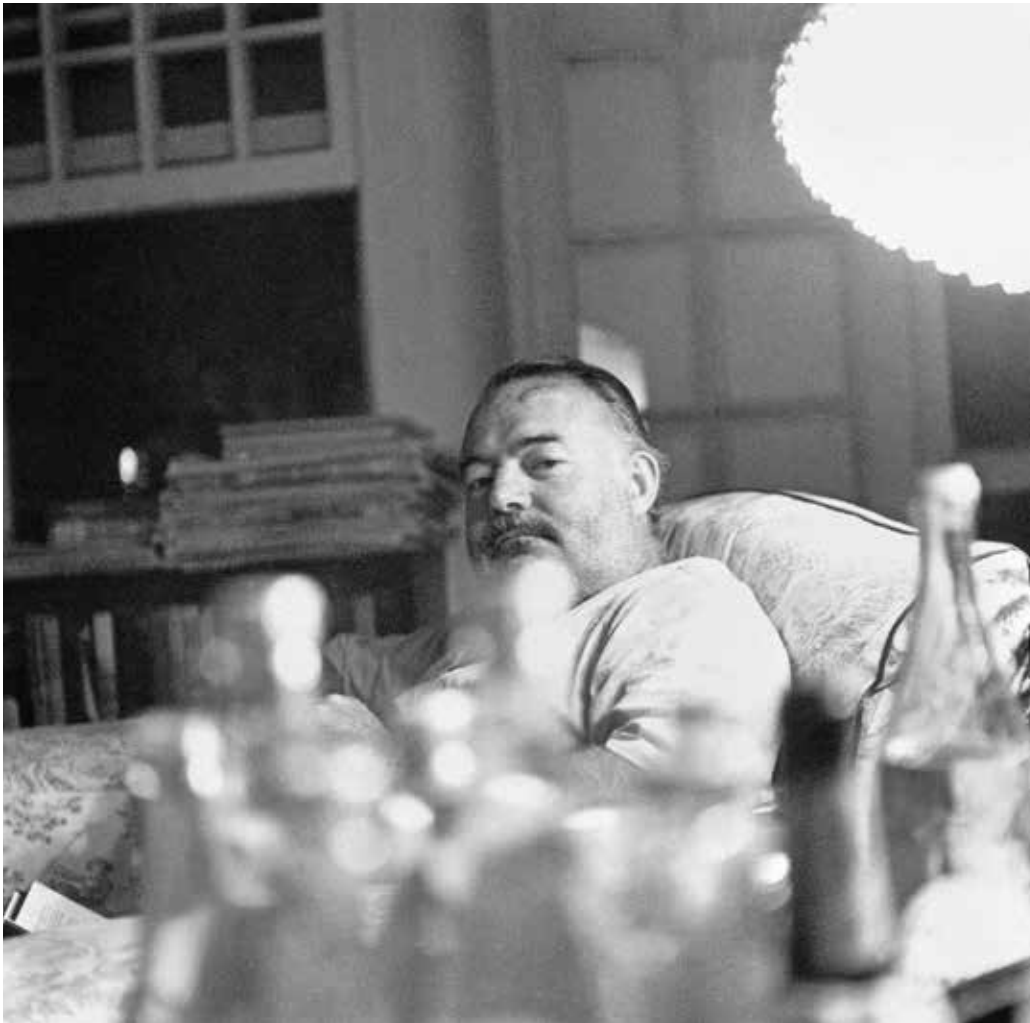
Vier Leute sitzen dort in der Nähe des Altarraums zusammen – es ist die «National Catholic Church of North America» –, die an diesem Mittag über das Evangelium des Tages, die Verklärung Jesu auf dem Berg, reden, da sitzen der Bischof, ein Priester und die farbige Sarah, eine angehende Priesterin, plus ein weitere Frau als Gemeindezusammen; die katholische Nationalkirche hat sich in den vierziger Jahren abgespalten, ihre Mitglieder leben im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils, bewundern Papst Franziskus und sind für die Abschaffung des Zölibats, die Zulassung von weiblichen oder homosexuellen Priestern und finden, dass Papst Benedikt, nun ja, eben «sehr deutsch» war.

Diese liberale katholische Kirche hier breitet die Arme so weit aus, dass sie offenbar in die Luft greift. Priesterin Sarah versucht sich an den Gebeten zur Eucharistie, zur Wandlung, der Segnung der beiden Schauhostien und des Kermikkelches mit dem Wein, wir spielen Messe, und ich sehe die Zukunft der *una sancta catholica*, wenn sie diesem Weg folgt, mindestens so weit aufgesplittert wie die protestantische, als wohnzimmertauglichen Hokuspokus für jedermann – Hem, ohnehin auf der nicht sehr gläubigen Seite, wäre wenig beeindruckt gewesen.

Furchtloser Einzelgänger

Seine Jahre auf Key West, die mit Pauline, waren diejenigen, die den «Papa Hemingway»-Mythos prägten. Ständig draussen auf See mit seiner Meute, Fischtouren am Rand des Golfstroms zwischen Key West und Kuba, zwischendurch Safaris in Afrika, auf denen seine schönsten Kurzgeschichten entstanden. Pauline, die Zierliche, erlegt einen Kudu-Bock, und Hem schreibt den Nachruf: «Er roch rein und wunderbar wie der Atem von Vieh und der Geruch von Thymian nach dem Regen.»

Ihm selber gelingt der Abschuss eines Löwen, und er bereut den Tod dieses schönen Tiers. Und ihm gelingt die Geschichte «Das



«Schreiben ist einfach – du setzt dich vor die Maschine und blutest.»: in Kuba, zirka 1942.

kurze glückliche Leben des Francis Macomber», der vor einem angeschossenen Löwen ausreißt, zur grössten Verachtung seiner eigenen Frau, der sich aber am nächsten Tag mutig einem Bullen stellt. Kurz bevor er ihn tötet, wird er «versehentlich» von seiner Frau erschossen, die sich in den Grosswildjäger Wilson verliebt hat und die für einen Gatten, der seinen Mut und seine Selbstgewissheit wiedergefunden hat, keine Verwendung mehr hat.

Die zynische, sentimentale, stolze Geschichte einer Rettung: der Rettung des Selbstbilds des Mannes als Held. Macomber hat ein kurzes, aber glückliches Leben gehabt, es währte ein paar Minuten, solange er sich als Held fühlen durfte.

Hemingway suchte Todesnähe sein Leben lang. Todesnähe war der Treibstoff seiner Literatur. Todesnähe in den Reportereinsätzen im Türkisch-Griechischen Krieg, im Spanischen Bürgerkrieg, in der Normandie-Offensive. Und dann die Todesspiele, die Angeltrips und Kneipenprügeleien und die Grosswildjagden. Er war verliebt in den Tod, er nannte ihn seine Hure. Er mochte den Krieg, wie er einmal seinem Verleger schrieb, aus einem einfachen Grund. «Da besteht jeden Tag und jede Nacht die grosse Wahrscheinlichkeit, dass man getötet wird und nicht mehr schreiben muss.»

Getötet werden, um nicht mehr zu schreiben. Gleichzeitig nennt er das Schreiben die einzige

Tätigkeit, die ihn glücklich macht. Der Tod und das Schreiben sind die Konstanten dieses über-vollen Lebens, alles andere ist Ablenkung und Lärm und Zufall. Und so setzte der Schuss aus seiner doppelläufigen Flinte, mit dem er sich 1961 in seinem Haus in Ketchum, Idaho, den Schädel zertrümmerte, den einzig möglichen Schlusspunkt unter dieses Leben eines Machos und Kämpfers und Dichters, eines furchtlosen «heteronormativen» Einzelgängers.

Der Jäger erlegte sich selbst

Er war depressiv, die Elektroschockbehandlungen, denen er sich in der Mayo-Klinik aussetzte, taten nichts, um seinen Zustand zu erleichtern, im Gegenteil: Sie löschten seine Erinnerungen. Und was ist ein Mann, der sechzig geworden ist und ein derartiges Leben geführt hat ohne diese und dem die «wahren Sätze» nicht mehr gelingen?

Knapp vier Jahrzehnte und acht Romane und unzählige Reportagen und Kurzgeschichten und drei Ehen und einen Nobelpreis später ging es dann doch schnell. Er tappte hinunter in die Diele in seinem Haus in Idaho, barfuss, im Morgenmantel, setzte die Flinte an. Er war so alt wie sein Jahrhundert. Der Jäger erlegte sich selbst.

Talent und Testosteron, Mut und Poesie, was für ein grandioses Macho-Spektakel, von heute

aus betrachtet, aus unserem Flachland geiler Machtzwerge.

Auf dem Weg zurück nach Miami kurze Zwischenstation in Islamorada, wo Hemingways Jacht «Pilar» in einem riesigen Spezialgeschäft für Angelruten und Köder trocken-gelegt ist; es ist ein Schwesterschiff der «Pilar», das er in den 1930ern erworben hatte.

Unten in der Kabine eine verrostete Underwood. «Schreiben ist einfach – du setzt dich vor die Maschine und blutest.»

Draussen, in der Marina, zwei Sportfischer, die ihren Katamaran mit dem Turm säubern. Ob ihnen Hemingway ein Begriff ist? Der mit dem Schlauch in der Hand guckt ratlos. Der andere grinst. Wie ist es mit «Der alte Mann und das Meer»?

«Der kann doch gar nicht lesen», sagt der andere und zeigt auf seinen Kumpel. Was schade ist.

Denn nur wenige Jahre vor seinem Ende schrieb Hemingway diese wohl schönste Geschichte über das Fischen, die gleichzeitig eine über Mut und Opferbereitschaft ist, über den Lebenskampf und den Tod. Es ist die Geschichte schlechthin über den Mann, und sie beginnt mit den Worten:

«Er war ein alter Mann, der allein in einem kleinen Boot im Golfstrom fischte, und er war jetzt vierundachtzig Tage hintereinander hinausgefahren, ohne einen Fisch zu fangen.»

Und dann wird in der «Der alte Mann und das Meer» ein epischer Kampf geschildert zwischen Mensch und Kreatur, in dem es um viel mehr geht als um die Beute, sondern, wie in dem gewaltigen Vorläufer «Moby Dick», um alles, um Ehre und Stolz, um die Seele und den Sinn des Lebens.

«Du tötest mich, Fisch, dachte der alte Mann. Aber dazu bist du berechtigt. Niemals habe ich etwas Grösseres und Schöneres oder Ruhigeres oder Edleres gesehen als dich, Bruder. Komm nur und töte mich. Mir ist es gleich, wer wen tötet.»

So klingt eine Geschichte, die aus lauter wahren Sätzen besteht. Es sind nur 26 500 Wörter, doch die bilden ein Weltepos. Der alte Santiago stirbt fast in seinem Kampf mit dem Marlin, Haie bringen ihn schliesslich um seine Beute, er kehrt zurück mit Wundmalen an den Händen, die ihm die Angelsehne gerissen hat, und er schleppt noch den Mast hinauf zu seiner Hütte, wie es der Brauch ist, und er fällt auf dem Weg wie Christus unter dem Kreuz.

Dann schläft er wie ein Toter und steht wieder auf und lebt, um zu erzählen.

Das amerikanische Magazin *Life* druckte die Geschichte in einer einzigen Ausgabe, die sich innerhalb von 48 Stunden fünf Millionen Mal verkaufte.

William Faulkner schrieb: «Bisher schufen seine Männer und Frauen sich selbst, aus ihrem eigenen Leben.» Doch mit dieser Novelle sei dies anders: «Diesmal hat er Gott entdeckt, einen Schöpfer.» ○

Sozialismus und Sex

Bürgerinnen der DDR hatten nachweislich doppelt so viele Orgasmen wie jene aus Westdeutschland. Kam der Kommunismus der weiblichen Sexualität zugute? Einiges spricht dafür.

Von Kristen R. Ghodsee

Wenn Amerikaner an den Kommunismus in Osteuropa denken, kommen ihnen Reisebeschränkungen in den Sinn, öde Zementlandschaften, lange Schlangen trister Menschen vor leeren Einkaufsläden und Geheimdienste, die das Privatleben ihrer Bürger ausschnüffelten. Vieles davon traf zu, aber unsere kollektiven Stereotype erzählen nicht die ganze Geschichte.

Seit langem wird anerkannt, dass Frauen im Ostblock Privilegien genossen, die in demokratischen Staaten damals unbekannt waren. Der Staat investierte viel Geld in ihre Erziehung und Ausbildung. Frauen wurden zur Berufsarbeit ermutigt. Sie erhielten einen grosszügigen Mutterschaftsurlaub, und die Kinderbetreuung war kostenlos. Einem weiteren Vorteil wurde wenig Beachtung geschenkt: Frauen im Kommunismus hatten ein lustvolles Sexualleben.

Eine 1990 nach der Wiedervereinigung durchgeführte Vergleichsstudie zum Sexualleben in Ost- und in Westdeutschland ergab, dass Frauen aus dem Osten zweimal so viele Orgasmen hatten wie Frauen aus dem Westen. Die Forscher staunten über diese Ungleichheit, zumal ostdeutsche Frauen unter der Doppelbelastung von Beruf und Haushalt zu leiden hatten. Westlerinnen hingegen waren nach dem Krieg überwiegend Hausfrauen und profitierten ausserdem von den arbeitssparenden Haushaltgeräten, die der blühende Kapitalismus produzierte. Dennoch hatten sie weniger und weniger befriedigenden Sex als Frauen, die für Klopapier anstehen mussten. Wie liess sich diese Facette des Lebens hinter dem Eisernen Vorhang erklären?

«Ich konnte tun, was ich wollte»

Die Bulgarin Ana Durcheva war 65, als wir uns 2011 erstmals begegneten. Sie hatte 43 Jahre unter kommunistischem Regime gelebt und beklagte sich mehrmals, dass die neue Marktwirtschaft der Fähigkeit der Bulgaren, gesunde Liebesbeziehungen zu entwickeln, abträglich war. «Natürlich war einiges schlecht in jener Zeit», sagte sie, «aber mein Leben war voller Liebesgeschichten. Nach meiner Scheidung hatte ich einen Job und ein Gehalt. Ich brauchte keinen Mann, der mich unterstützte. Ich konnte tun, was ich wollte.»

Ana Durcheva war jahrelang alleinerziehende Mutter. Aber sie war sich sehr sicher, dass ihr Leben vor 1989 befriedigender war als das gestresste Dasein ihrer Tochter, die Ende der



Gleichheit von Mann und Frau als Hauptvoraussetzung für die weibliche Lust.

siebziger Jahre geboren wurde. «Sie arbeitet und arbeitet», erzählte sie mir 2013, «und wenn sie abends nach Hause kommt, ist sie zu müde, um Sex mit ihrem Mann zu haben. Was allerdings nichts macht, weil er auch zu müde ist. Sie sitzen wie Zombies zusammen vor dem

Fernseher. Als ich so alt war wie sie, hatten wir viel mehr Spass.»

Letztes Jahr sprach ich in der ehemals ostdeutschen Universitätsstadt Jena mit der frischverheirateten Mittdreissigerin Daniela Gruber. Ihre Mutter, in Ostdeutschland gebo-

ren und aufgewachsen, drängte ihre Tochter, schwanger zu werden. «Sie versteht nicht, wie viel härter es heute ist als vor dem Mauerfall», sagte sie. Sie hatten Krippen und Kindergärten und einen garantierten Arbeitsplatz, wenn sie in den Mutterschaftsurlaub gingen. Ich arbeite von Auftrag zu Auftrag und habe keine Zeit, schwanger zu werden.»

Dieser Graben zwischen Müttern und Töchtern, die vor und nach 1989 erwachsen wurden, deutet darauf hin, dass Frauen im Kommunismus ein erfüllteres Leben hatten. Diese Lebensqualität verdankten sie zum Teil der Tatsache, dass diese Regime die Emanzipation der Frau als zentral erachteten für fortgeschrittene «wissenschaftlich-sozialistische» Gesellschaften, als die sie sich betrachteten.

Obwohl die kommunistischen Staaten Osteuropas nach dem Zweiten Weltkrieg auf weibliche Berufstätigkeit angewiesen waren, um ihre Pläne für eine rasche Industrialisierung umzusetzen, wurden die ideologischen Fundamente für die weibliche Gleichberechtigung von August Bebel und Friedrich Engels schon im 19. Jahrhundert gelegt. Nach der Machtübernahme der Bolschewiken leiteten Lenin und Alexandra Kollontai eine sexuelle Revolution ein. Nach Kollontais Auffassung sollte Liebe von wirtschaftlichen Erwägungen befreit sein.

Russland führte bereits 1917 das volle Wahlrecht für Frauen ein (die USA erst drei Jahre später). Russland liberalisierte sein Scheidungsrecht, garantierte das Recht auf Fortpflanzung und richtete öffentliche Wäschereien und Kantinen ein, um die Frauen bei der Hausarbeit zu entlasten. Frauen wurden berufstätig und damit finanziell von Männern unabhängig. In Zentralasien kämpften Russinnen für die Befreiung muslimischer Frauen, gegen den erbitterten Widerstand lokaler Patriarchen.

In den dreissiger Jahren beschnitt Stalin den frühen Fortschritt der Frauenrechte. Er verbot die Abtreibung und propagierte die Kernfamilie. Aber andere kommunistische Regime sahen sich nach dem Zweiten Weltkrieg durch den akuten Mangel an männlichen Arbeitskräften veranlasst, ihre Programme zur Emanzipation der Frauen voranzutreiben. Das schloss auch staatlich finanzierte Forschung über weibliche Sexualität ein. Die meisten osteuropäischen Frauen konnten zwar nicht in den Westen reisen oder unzensurierte Zeitungen lesen. Aber der wissenschaftliche Sozialismus brachte ihnen durchaus einige Vorteile.

«Bereits 1952 begannen tschechoslowakische Sexologen mit der Erforschung des weiblichen Orgasmus, und 1961 fand ein nur diesem Thema gewidmeter Kongress statt», sagte Katerina Liskova, Professorin an der Masaryk-Universität im tschechischen Brunn. «Die Forscher konzentrierten sich vor allem auf die Wichtigkeit der Gleichheit von Mann und Frau als Hauptvoraussetzung für die weib-

liche Lust. Manche argumentierten sogar, dass Männer sich an Hausarbeit und Kindererziehung beteiligen müssten, weil es sonst keinen guten Sex gebe.»

Zähneknirschende linke Westlerinnen

Agnieszka Koscianska, Professorin für kulturelle Anthropologie an der Universität in Warschau, erklärte mir, dass polnische Sexologen vor 1989 sexuelle Lust «nicht auf körperliche Erfahrungen beschränkten. Sie unterstrichen immer auch die Wichtigkeit sozialer und kultureller Zusammenhänge für die weibliche Lust.» Die Lust war das Ergebnis sozialistischer Work-Life-Balance: «Auch die beste Stimulation», sagten die Forscher, «wird nicht zu Lust führen, wenn eine Frau gestresst oder überarbeitet ist und sich um die Zukunft und die finanzielle Absicherung Sorgen machen muss.»

In den Ländern des Warschauer Paktes sorgten die Einparteienregierungen für eine umfassende Revision der Familienrechte. Staat-

Westlerinnen hatten weniger befriedigenden Sex als Frauen, die für Klopapier anstehen mussten.

liche Frauenkomitees bemühten sich, Buben beizubringen, dass Mädchen vollwertige Genossinnen sind, und Männer davon zu überzeugen, dass männlicher Chauvinismus ein Überbleibsel der vorsozialistischen Vergangenheit ist.

Obwohl die Löhne für Frauen geringer blieben und der patriarchale Sexismus nicht auszurotten war, erfüllte der sozialistische Staat die Grundbedürfnisse der Frauen und ermöglichte ihnen eine wirtschaftliche Unabhängigkeit, die sich viele Frauen im Westen gar nicht vorstellen konnten. Sie mussten für Geld weder heiraten noch Sex anbieten. In Staaten wie der DDR, Bulgarien, Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei wurden alleinstehende Mütter, Geschiedene und Witwen mit Sonderzulagen unterstützt. Die meisten Länder Osteuropas garantierten den Zugang zu Sexualerziehung und Abtreibung und verringerten so die Anzahl zufälliger Schwangerschaften und die Staatskosten durch ungewollte Mutterschaften.

Linke Feministinnen aus dem Westen anerkannten diese Leistungen zähneknirschend, blieben aber kritisch, weil sie nicht durch unabhängige Frauenbewegungen errungen worden, sondern vom staatlichen Sozialismus als Emanzipation von oben angeordnet waren. Politische Programme, mit denen – wie im Fall der Gleichberechtigung – die Veränderung ganzer Wertesysteme von oben diktiert wird, sind im Westen seit langem aus der Mode.

Als Folge davon wurden leider in den Ländern des ehemaligen Warschauer Pakts nach dem Mauerfall viele Errungenschaften der

Frauenbefreiung wieder revidiert oder gingen ganz verloren. Man mag die verordnete Befreiung als Kulturimperialismus bezeichnen. Aber sie hatte für Millionen von Frauen eine radikale Veränderung ihres Lebens bedeutet. Viele von ihnen leben noch unter uns, als Mütter und Grossmütter von Erwachsenen, die in demokratischen Ländern aufwuchsen. «Die Republik gab mir viele Freiheiten», sagte Ana Durcheva über die Volksrepublik Bulgarien. «Die Demokratie hat einige dieser Freiheiten wieder genommen.»

Ana Durchevas Tochter und Daniela Gruber kämpfen für ihre Work-Life-Balance, während die kommunistischen Regierungen ihren Müttern einst eine solche ermöglicht hatten. Gruber macht sich keine Illusionen über die Brutalitäten des ostdeutschen Sozialismus. Sie wünscht sich nur, «dass manche Dinge jetzt nicht so viel härter wären».

Kristen R. Ghodsee ist Professorin für russische und osteuropäische Studien an der University of Pennsylvania. Sie verfasste zahlreiche Bücher über den Kommunismus in Europa und seine Nachwirkungen, darunter «Red Hangover – Legacies of Twentieth-Century Communism».

Dieser Artikel erschien zuerst in der *New York Times*.

Aus dem Englischen von Beatrice Schlag

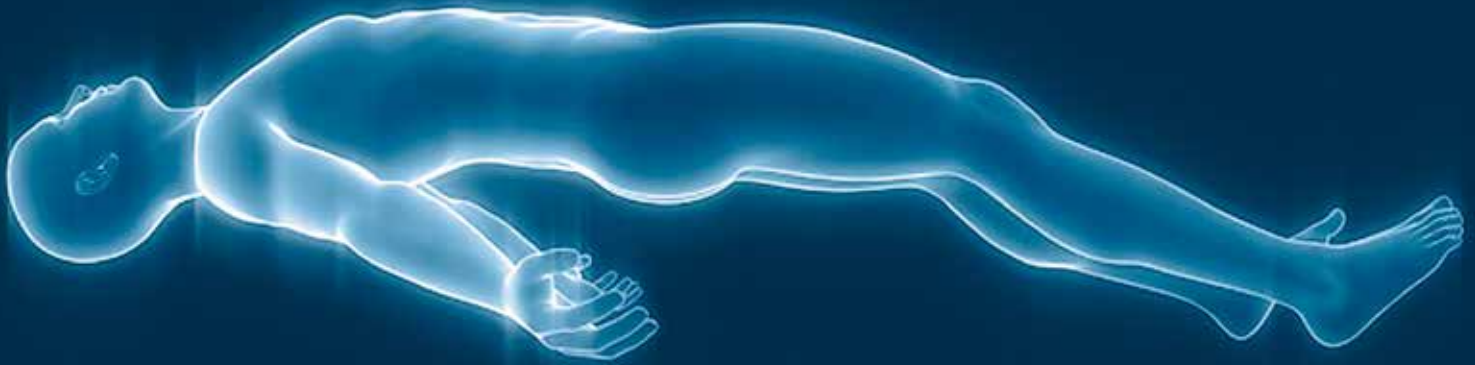
Pensionierung:

Wichtiges
bespricht man mit
dem Experten.



Vermögens
Zentrum

www.vermoegenszentrum.ch



Forschung

Warum unser Gehirn die Leere liebt

Beim Meditieren, beim Musizieren, beim Sex oder während eines epileptischen Anfalls: Im Kopf stellt sich jeweils ein typischer Leere-Modus ein, der als glücklich empfunden werden kann. Ein deutscher Neurowissenschaftler ist dem «Twilight»-Status im Hirn auf den Grund gegangen. Von Alex Reichmuth

«Werde ich mich entspannen können?»

Rasch ein Foto schießen. Die neuesten Tweets checken. Alle paar Momente einen Kontrollblick auf das Handy. Das Leben gleicht einem Stakkato. Eine Zeitung in die Hand nehmen. Hastig die Seiten durchblättern. Schnell einen Anruf erledigen. Keinen Moment ruhen.

Kaum etwas ist heutzutage so out wie Nichtstun. Nur zum Fenster hinausschauen geht nicht. Man könnte etwas verpassen. Oder als faul angesehen werden. Wenn es nicht vorwärtsgeht, wird man nervös. Vor der Kasse warten? Eine Zumutung! Ein Automobilist bummelt? Sofort hupen! «Mir ist langweilig», empören sich schon kleine Kinder – in Erwartung, dass der als unhaltbar empfundene Zustand schleunigst behoben wird.

Vor mir ist eine Art Badewanne mit Deckel. Dieser Floating-Tank erinnert an eine offene Nuss. Vorsichtig steige ich hinein und lege mich ins warme Wasser. Dieses enthält so viel Salz, dass es mich ganz ohne Schwimmbewegungen trägt. Ich betätige den Knopf an der rechten Seite. Der grosse Plastikdeckel über mir schliesst sich. Ebenfalls per Knopfdruck lasse ich das Licht ausgehen.

«Schwester der Freiheit»

Die dauernde Suche nach Sinnesreizen und Ablenkung ist nicht etwa ein Zustand, der erst

mit Internet und Handy über uns gekommen ist. Den Fernseh-Zapper etwa, der rastlos die Fernbedienung traktiert, gibt es seit Jahrzehnten. In der Antike galt Musse zwar noch als Tugend. Der Philosoph Sokrates nannte sie die «Schwester der Freiheit». Von damals ist auch die Denkerpose überliefert. Allerdings ist der Mensch, der seinen Kopf auf der Hand abstützt, nicht etwa untätig. Denn er denkt ja.

Ich bewege meinen Kopf zurück, bis die Ohren unter Wasser sind, und schliesse die Augen. Ich höre und sehe nun nichts mehr. Mein Körper schwimmt im Wasser. Es stellt sich ein Schwebefühl ein. Über eine Stunde lang soll ich nun in der Dunkelheit dahindämmern, ohne Bewegungen, möglichst ohne Gedanken. Werde ich mich entspannen können? Wird sich gar eine glückselige Leere einstellen, von der erfahrene «Floater» schwärmen?

Viele Menschen fürchten sich vor dauerhafter Leere. Die Vorstellung etwa, allein auf einer Insel zurückzubleiben, ist unangenehm. Die Untätigkeit könnte einen erdrücken. Der Gedanke, dement zu werden, erzeugt Panik. Denn der Zustand, ohne Gedächtnis zu sein, erscheint den meisten Leuten als schrecklich. Manche Leute mit der Diagnose Alzheimer scheiden mittels Sterbehilfe aus dem Leben,

so lange sie noch als urteilsfähig gelten – rein vorsorglich.

Die Luft, die ich atme, fühlt sich warm und schwer an – genau wie das Wasser, in dem ich schwimme. In mir steigt etwas Angst hoch. Halte ich diese leere Dunkelheit über eine Stunde aus?

«Das Gehirn kann auch Leere», bringt es Niels Birbaumer salopp auf den Punkt. Der deutsche Neuropsychologe weiss, wovon er spricht. Er hat einen Weg gefunden, mit *locked-in*-Patienten zu kommunizieren. Das sind Menschen, die wegen einer Krankheit vollständig gelähmt sind und nicht einmal die Augenlider bewegen

Ich fühle mich allmählich wie in einem leeren Universum. Da ist nichts.

können. Zuerst stellt Birbaumer ihnen gezielte Fragen, die mit Ja und Nein zu beantworten sind. Dann misst er mit einer Kopfhabe ihren Blutfluss im Gehirn und kann so ihre Reaktion abschätzen. Die Antworten sind mitunter erstaunlich. «Je weiter die Patienten in ihrem *locked-in*-Zustand fortgeschritten sind, desto positiver reagieren sie auf Fragen zu ihrer

Lebensqualität», schreibt Birbaumer in seinem Buch «Denken wird überschätzt – Warum unser Gehirn die Leere liebt». Sein Schluss ist irritierend: Menschen, die in ihrem Körper eingeschlossen sind, seien in der Regel glücklich, oft sogar glücklicher als gesunde Menschen.

Der Neurowissenschaftler hat die Leere selber getestet. Er liess sich das Nervengift Curare spritzen, das augenblicklich alle Muskeln lähmt. «Die Spannung entwich aus meinem Körper wie die Luft aus einem Ballon», so Birbaumer. Nur ein Beatmungsgerät hielt ihn am Leben. «In mir breitete sich eine tiefe Entspannung aus, ohne dass ich mich ihr hätte entziehen können. Sie rollte regelrecht über mich hinweg.»

Ich spüre meinen Nacken. Er schmerzt. Ich bin wohl noch nicht genügend gelassen in diesem Salzbad. Ich lehne den Kopf weiter zurück, in der Hoffnung, dass es besser wird. Sich über längere Zeit nicht zu rühren, ist nicht einfach. Ab und zu bewegt sich ruckartig ein Bein oder ein Arm. Das löst jedes Mal leichten Wellengang aus. Es dauert jeweils, bis es wieder ganz ruhig ist im Floating-Tank.

Es ist eine jahrtausendealte Erfahrung, dass man durch innere Einkehr zu tiefer Ruhe und Gelassenheit kommen kann. Meditieren gilt als Königsweg, um einen Bewusstseinszustand der Leere zu erreichen. Tatsächlich hat die Neurowissenschaft nachgewiesen, dass sich bei erfahrenen Zen-Mönchen ein spezielles Muster an Gehirnwellen einstellt, wenn sie in Meditation versunken sind. Ihr Elektroenzephalogramm (EEG) gleicht dem einer Person, die am Einschlafen ist. Dennoch hat Meditation nichts mit Schlaf zu tun. Vielmehr ist der Zustand gleichzeitig durch tiefe Entspannung wie durch hohe Aufmerksamkeit geprägt – ähnlich wie bei einer Katze, die stundenlang vor einem Mausloch wartet. Hirnforscher weisen darauf hin, dass nicht nur asiatische Mönche diesen «Twilight»-Status erreichen können, sondern auch Muslime, die den Koran zitieren, oder Christen, die den Rosenkranz beten. Wenn sich Menschen beim Gebet rhythmisch bewegen, soll das den beglückenden Zustand besonders befördern.

Dann juckt es im Gesicht

Mein Kopf geht unbewusst immer wieder nach vorne. Ich halte jeweils dagegen, sicher ein Dutzend Mal. Dann juckt es im Gesicht. Kratzen geht jetzt aber nicht. Der Juckreiz wird stärker. Ich versuche, ihn nicht zu beachten. Im Oberschenkelmuskel beginnt es zu zucken. Aber auch das geht vorbei.

Man muss nicht religiös sein, um den Zustand entspannter Leere zu erreichen. Musizieren und Tanzen können genügen. «Unser Gehirn ist ein Resonanzkörper, der es liebt, sich auf die Schwingungen seiner Umgebung <einzu-grooven>», schreibt Niels Birbaumer. Erfahrenen Musikern gelinge das besonders gut. Je-

denfalls bewegen sich schon Babys rhythmisch zu Musik. Fussballfans, die im Chor johlen, dürften ebenso einen Zustand des Groovens erreichen, genauso wie Soldaten, die im Gleichschritt marschieren. Bei Paraden wirkt ihr Gesichtsausdruck oft seltsam verzückt.

Allmählich werde ich ruhiger. Die Angst ist weg. Arme, Beine und Rumpf liegen entspannt im Wasser. Aber der Kopf? Wohin soll ich mit dem Kopf? Ein Kissen unter dem Nacken wäre jetzt schön.

Neurowissenschaftler Birbaumer kann detailliert beschreiben, was im Hirn los ist, wenn sich der «Twilight»-Status einstellt: Der Thalamus im Zwischenhirn, der für die Weiterleitung von Reizen zuständig ist, schliesst seine Pforten. In den oberen Hirnregionen kommen darum kaum mehr Signale an. Das Grosshirn steht praktisch still. Die aktiven



Gezielte Fragen: Autor Birbaumer.

Neuronen in den anderen Regionen feuern synchron im niederfrequenten Bereich. Es herrscht ein typisches Muster aus sogenannten Alpha- und Theta-Wellen vor.

Von geistiger Glückseligkeit spüre ich bis jetzt nichts. Mir wird klar, dass das Floaten zuerst einmal eine körperliche Herausforderung ist. Wie gerne würde ich jetzt irgendwelche Bewegungen machen. Ich ertappe mich, wie ich einzelne Zehen bewege. Ich versuche, es zu unterlassen.

Der Leere-Modus im Gehirn zeigt sich auch bei Menschen, die Sex haben. Während des Akts gehen die Aktivitäten im Grosshirn allmählich zurück. Kommt der Orgasmus, gleichen die Hirnwellen denen von Meditierenden. Es stellt sich tiefe Entspannung ein. Insofern macht Liebe zwar blind. Aber Sex macht frei. Bei epilepti-

schen Anfällen kann sich der «Twilight»-Status im Hirn ebenfalls einstellen – obwohl man diesen Zustand nicht a priori mit Entspannung in Verbindung bringt. Manche Epileptiker berichten aber von beglückenden, zuweilen sogar transzendenten Erfahrungen. Der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski schrieb von einem «Glücksgefühl», das «in normalem Zustand unvorstellbar» sei: «Dieses Gefühl ist so stark und süss, dass man für einige Sekunden dieser Seligkeit zehn Jahre seines Lebens, ja, meinetwegen das ganze Leben hingeben könnte.»

Der Schmerz im Nacken wird stärker. Egal, wie ich den Kopf halte, der Schmerz bleibt. Muss ich abbrechen? Ich versuche, es hinzunehmen. Das ist nicht einfach, denn in diesem Dämmerzustand gibt es nichts, was vom Schmerz ablenkt. Keine Reize. Keine Bewegungen.

Absolute Geborgenheit

Wirkliches Nichts im Kopf sei nicht einfach erreichbar, betont Autor Niels Birbaumer. Voraussetzung sei nicht nur Angstfreiheit. Man muss völlig loslassen können. Normales Tagträumen etwa habe wenig mit echter Leere zu tun, so der Neurologie-Professor. Zwar könne es angenehm sein, während einer Bahnfahrt, eines Spaziergangs oder beim Kochen die Gedanken schweifen zu lassen. «Echte Leere aber benötigt gerade das Abrücken von persönlichen Erinnerungen und Problemen», so Birbaumer. Menschen, die sich voller Enthusiasmus der Meditation hingeben, erleben darum oft Enttäuschung statt Erlösung: Sie erreichen den Zustand tiefer Entspannung nicht. Denn gerade weil sie ihn willentlich anstreben, bleibt er ihnen verwehrt.

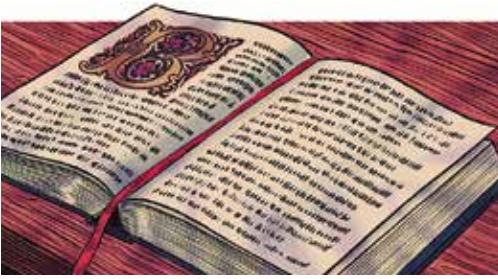
Ist eine halbe Stunde vorbei? Oder schon mehr? Mein Zeitgefühl schwindet. Ich fühle mich allmählich wie in einem leeren Universum. Da ist nichts. Nur ich. Und der Schmerz im Nacken natürlich. Doch auch dieser scheint in den Hintergrund zu treten.

Die Fähigkeit, glückselige Leere zu erfahren, hat möglicherweise mit dem Urzustand des Menschen zu tun. Der typische «Twilight»-Status im Gehirn zeigt sich laut Wissenschaftlern nämlich auch bei Ungeborenen. Sie sind in einem Zustand des schwerelosen Nichts. Im Mutterbauch herrscht noch absolute Geborgenheit.

Das Licht geht an. Die Zeit ist um, schneller als erwartet. Vorsichtig bewege ich meinen Arm. Ich drücke auf den Knopf. Der Deckel geht hoch. Ich stütze mich im Becken ab und setze mich auf. Es fühlt sich an wie nach dem Aufwachen.



Niels Birbaumer, Jörg Zittlau: Denken wird überschätzt – Warum unser Gehirn die Leere liebt» Ullstein, 2016. 256 S., Fr. 28.90



Die Bibel

Gottes Lob und Selbsterkenntnis

Von Peter Ruch

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen – da redet jemand mit sich selbst. Wer hätte nicht schon Selbstgespräche geführt? Nicht selbstvergessen auf der Strasse vor sich hin redend. Sondern bewusst. Selbstgespräche zeigen, dass der Mensch auf Kommunikation angelegt ist. Fehlt die Gelegenheit, so schafft er sich Ersatz. Das kann hilfreich sein. Ich fasse meine Gedanken in Worte und ordne sie. Reflexion, selbst wenn sie etwas unscharf bleibt, kann zur Klärung beitragen.

Auch beim Psalm 103 spielt das mit. Doch reicht dieses Selbstgespräch weiter. Hängen wir erfreulichen Gedanken nach, so fällt uns kaum zuerst Gott ein. Lobenswert sind eher die Freunde und Freundinnen, die Familie, Vereine, Anlässe, Genüsse, Kultur. Auch tolle Ideen und die Natur. Vielleicht die Schweiz, die viele Annehmlichkeiten bietet. Das alles ist plausibel. Aber auch das Lobenswerteste hat ein Verfalldatum. Der hellsten Begeisterung kann dumpfe Enttäuschung folgen. Deshalb führt uns der Psalm auf eine andere Ebene. Über alles Gewölk hinaus führt er uns dorthin, wo ungetrübte Heiterkeit und Heiligkeit herrscht. *Lobe den Herrn, meine Seele!*

Und was in mir ist – jeder und jede trägt ein Bild von sich selbst herum. Und merkt zuweilen, dass es von der Wirklichkeit abweicht. In jedem Menschen wohnt allerlei, was er gerne verdrängt oder gar nicht weiss. Psychologen können helfen, eingeschlossene Gedanken und Gefühle zu erkennen. Der Psalm beschreitet einen anderen Weg. Er klagt nicht über das Unberechenbare in mir. Er bezieht es ein.

Seinen heiligen Namen – Gottes Name steht für alles, was er getan hat und tut. An den Israeliten und an der ganzen Welt. Der Name zielt auf Gottes Wesen und bewahrt uns davor, ihn als Monstrum zu denken. Irgendeine Gottesvorstellung haust wohl in jeder Menschenseele. Häufig eine, die Druck ausübt, anstatt Druck wegzunehmen. Gottes Name färbt mit seiner Kraft und Grosszügigkeit auf uns Menschen ab. Deshalb: *Und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.*

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyon, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi.



Schauplatz Atelier: Geoffrey Rush (l.) als Alberto Giacometti, Armie Hammer als James Lord.

Knorr

Der Entschwindungskünstler

«Final Portrait» ist ein amüsanter und lehrreicher Kammerspiel-Drama über Alberto Giacometti und sein Ringen um ein Abbild. Von Wolfram Knorr

Überall schleicht sich die Leere ein, jedes Geschöpf sondert seine eigene Leere ab», schrieb Jean-Paul Sartre über das Werk von Alberto Giacometti. Auch der Künstler sah aus wie eine wandelnde Entschwindung: hager, zerfurcht, wildes Grauhaar, grauer Kittel inmitten eines Ateliers voller Krimskrams, Leinwände, Plastiken. Endlos konnte er dort, im Hinterhofkabuff in der Pariser Rue Hippolyte 46, ins Endlose starren. 1964, auf dem Höhepunkt seines Ruhms, war es sein Kreativzentrum, und dorthin lud er James Lord, US-Autor von Kunstbüchern – unter anderem auch über Giacometti –, und bat ihn, Modell zu sitzen. Für Lord eine Ehre. Es würde auch nicht lange dauern, versprach der Künstler, ein paar Stunden, vielleicht einen Tag. Doch es wurden Wochen daraus, Lord musste seinen Rückflug nach New York ständig neu buchen. An die stets erneuerte Versicherung, bald fertig zu werden, hielt Giacometti sich nie, weil er immer wieder von neuem begann, der Leere Leben abzutrotzen. Lord erduldet es – und es wurde tatsächlich das letzte grosse Porträt. 1966 starb Giacometti.

Künstlerbiografien haben ein vertracktes Problem: Sie kleben an den Klischees und

Schicksalsszenen der Verkanntheit und budeln selten ein wenig tiefer. «Final Portrait», nach den Erinnerungen von James Lord, ist ein Gegenstück. Hier agiert ein Künstler, der es geschafft hat. Sein Galerist nimmt ihm alles ab, was er freigibt; Geld bunkert er in allen Nischen und Ecken und schmeisst es mit vollen Händen wieder raus. Wenn er arbeitet, starrt er erst auf die Leinwand und aufs Objekt seiner Begierde, verliert Lust und Konzentration und geht lieber spazieren oder trinken und lästert über Picasso. Und keiner kann ihn so wunderbar verkörpern wie Geoffrey Rush («The King's Speech»).

Kammerspielartige Reduktion

Regisseur und Autor Stanley Tucci («Mommy & Me») verdichtet das Treffen zum Kammerspiel, um die Künstlerklischees durch den begrenzten Raum zu minimieren und das Atelier zum inneren Schauplatz, zu jener Örtlichkeit der Leere zu machen, die es zu füllen gilt. Schon bei der ersten Sitzung weiss Lord nicht, wo und wie er sitzen soll, und wird erst mal genüsslich verspottet. «Von der Seite», sagt Giacometti, «sehen Sie aus wie ein Krimineller. Von vorne wie ein Idiot.»

Keine Sitzposition und Haltung ist ihm recht, und jedem ersten Strich auf der Leinwand folgt endloses Verharren. Die Malerei ist, seit es sie gibt, mit Landschaften, Dingen, Menschen randvoll. Giacometti war vermutlich der Erste, der das Gegenteil suchte: «Wie hole ich aus dem Vollen das äusserst Knappe heraus, das gleichzeitig die Leere des Daseins spiegelt?»

Täglich löscht er, was er geschaffen hat. Lord fotografiert deshalb jede Phase, bevor sie wieder übermalt wird, und fragt dann, warum er immer wieder neu ansetze. Weil es für Giacometti unmöglich ist, ein Porträt überhaupt zu malen. Ständig knetet er auch an seinen Plastiken herum, und Lord ist im Laufe der Sitzungen sicher, dass Giacometti nur zufrieden ist, wenn er alles verwerfen kann. Das Bild gilt dann doch mal als fertig, Lord bekommt es geschenkt. 2015 wurde es für 21 Millionen Dollar versteigert. Tuccis kammerenspielartige Reduktion ist eine höchst amüsante Umsetzung von Giacomettis Entschwindungskunst. Dank Geoffrey Rushs ironischem Spiel und witziger Dialoge ist das sehr unterhaltsam. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Tulip Fever — Der wohlhabende Kaufmann Cornelis Sandvoort (Christoph Waltz) heiratet die viel jüngere und sehr hübsche Waise Sophia (Alicia Vikander), weil er unbedingt einen Erben haben will. Dabei setzt bei ihm offensichtlich der Verstand aus – sonst müsste er eine total unglaubliche Intrige durchschauen: Um mit einem jungen Maler (Dane DeHaan) durchbrennen zu können, täuscht Sophia eine Schwangerschaft vor, während ihre Magd tatsächlich guter Hoffnung ist. Nach der Geburt tut Sophia so, als



Romeo-und-Julia-Motive: «Tulip Fever».

sei sie selber darnieder gelegen und darauf an Kindbettfieber gestorben. Sie wird eingesargt und wartet auf ihren Geliebten. Doch der, vom Tulpenfieber gebeutelt, verzockt sich. Der Kolportage-Irrsinn, nach dem Roman von Deborah Moggach («Best Exotic Mari-gold Hotel»), ist hemmungslos kalkulierte Bestsellerspekulation, jongliert mit Romeo-und-Julia-Motiven und spielt mit der Kos-

tümpracht des 17. Jahrhunderts während des ersten Börsencrashes im Tulpenwahn der Niederlande. ★★★☆☆

Ce qui nous lie — «Beim Drehen», sagt Regisseur Cédric Klapisch («L'auberge espagnole»), «muss man dieselbe Geduld haben wie bei der Pflege der Weinstöcke.» Mit grossem Vergnügen widmet er sich deshalb mal einem Weingut in Burgund, das vor dem Aus steht, bis eine junge Familie es wieder auf Vordermann



Zum Wohl: «Ce qui nous lie».

bringt. Eine vergnügliche Komödie – und darauf eine Flasche Meursault! ★★★★★☆

Atomic Blonde — Berlin wird zum neuen, beliebten Handlungsschauplatz, vor allem jenes vor dem Fall der Mauer, mit Ostberlin als gefährlich vermuffter Stadthälfte – für eine Graphic Novel wie «The Coldest City» von Antony Johnston und Sam Hart besonders reizvoll. Die Heldin, die blonde Lorraine Broughton (Charlize Theron), ist Top-Spionin vom MI6 und muss in einem herrlich künstlich-piefigen Ostberlin einem Verrat nachgehen. Das Ambiente ist reizvoll, doch Regisseur David Leitch («Deadpool 2») lässt in seinem superbrutalen Fight schon ein wenig Ironie und Charme vermissen. ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	Dunkirk Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Miss Sloane Regie: John Madden	★★★★★
3	In Zeiten des abnehmenden... Regie: Matti Geschonneck	★★★★☆
4	Lady Macbeth Regie: William Oldroyd	★★★★☆
5	The Party Regie: Sally Potter	★★★★☆
6	Baby Driver Regie: Edgar Wright	★★★★☆
7	Spider-Man: Homecoming Regie: Jon Watts	★★★★☆
8	Un sac de billes Regie: Christian Duguay	★★★☆☆
9	Viceroy's House Regie: Gurinder Chadha	★★★☆☆
10	War of the Planet of the Apes Regie: Nikolaj Arcel	★★★☆☆

Jazz

Intelligenz jenseits des Gedankens Blässe

Von Peter Rüedi

Unter allen Pianisten mittleren Alters in der aktuellen Jazzszene ist der 1971 als Sohn indischer Einwanderer geborene Vijay Iyer einer der vielseitigsten. Er ist ein fulminanter Improvisator und ein eigenständiger Komponist, naturgemäss mit viel Sinn für Musiken jenseits der westlichen Traditionen, aber ebenso mit einem Drang zur Zeitgenossenschaft wie zu Überkommenem aus der langen Jazzgeschichte. Was er von Mark Shim sagt, dem Tensorsaxofonisten auf seinem jüngsten Album, «Far from Over», gilt für alle Partner in seinem Sextett, den Trompeter Graham Haynes, den Altisten Steve Lehman, den Bassisten Stephan Crump, den Drummer Tyshawn Sorey, und nicht zuletzt für Iyer selbst: «Bei ihm höre ich all diese Referenzen: Joe Henderson, Billy Harper, Coleman Hawkins. Es ist wie beim Schluck eines bestimmten Weins, bei dem sich all diese möglichen Assoziationen zu den verschiedensten Geschmacksnoten einstellen.»

Iyers Musik ist ungemein vielfältig, meist druckvoll und rhythmusbestimmt, aber handkehrum auch in feinen Abstufungen elegisch gestimmt; artistisch in den Bläserutti und Soli über mächtig und kantig eingeworfenen Sprengsätzen der kompakten Rhythmik (gelegentlich fühlt man sich an die mächtige Pranke eines McCoy Tyner erinnert, in den Passagen von Iyers E-Piano und Haynes' manchmal elektronisch verfremdeter Trompete – Ersterer wechselt die Keyboards gelegentlich auch innerhalb eines Stücks –, auch an den Miles der «In a Silent Way»-Phase). Aber auch sonst entsteht hier eine Musik, die anspruchsvoll (und sauschwer zu spielen) ist und uns gleichzeitig mit direktem Punch auf den Solarplexus trifft, also jede Versuchung zu geschmäckerlicher Gourmandise von vornherein wegfegt. Die Gruppe hat einen eigenen, aus allen sechs individuellen Stimmen zusammengesetzten Sound; die Spannung zwischen mächtiger solistischer Eloquenz und gestanzten Tutti ist eine Attraktion dieser CD (so etwas wie eine friedliche Umsetzung der militärischen Maxime «Getrennt marschieren, vereint schlagen»). Hier ist eine richtige Band, mit Iyer allenfalls als Primus inter Pares. Blitzgescheit, aber ganz ohne des Gedankens Blässe.



Vijay Iyer Sextet: Far from Over. ECM 6025 5767386 9



Thiel

Wallfahrt

Von Andreas Thiel

Wallfahrerin: Grüss Gott, ich möchte ein Andenken an Rom haben.

Verkäuferin: Ein Andenken an den Vatikan?

Wallfahrerin: Ja.

Verkäuferin: Da sind Sie hier im Souvenirshop «Urbi et orbi» genau richtig. Ganz neu im Sortiment haben wir diesen Beichtliegestuhl mit Rosenkranzpolster. Im gleichen Design gibt es dazu einen «Urbi et orbi»-Sonnenschirm. Das ist ein segenspendender Schattenspende für den Urlaub.

Wallfahrerin: Meine Sommerferien sind mit dem Besuch in Rom leider schon zu Ende.

Verkäuferin: Dann wäre vielleicht das Ewige Handtaschenlicht etwas für Sie. Es lädt sich durch Bewegung der Handtasche ständig neu auf.

Wallfahrerin: Äh, nein.

Verkäuferin: Haben Sie Haustiere?

Wallfahrerin: Nein.

Verkäuferin: Schade, ich hätte Ihnen gerne unser neues Hundetaufbecken gezeigt. Aber in dem Fall ist wohl auch das Katzentabernakel nichts für Sie.

Wallfahrerin: Ich möchte lieber nichts allzu Grosses mit nach Hause bringen.

Verkäuferin: Dann vielleicht einen moussierenden Messwein mit Kristallglaskelch-Set? Oder Messbier mit Münchner Masskelch? An unserem Stand auf dem Petersplatz servieren wir zur Adventszeit übrigens einen weihnächtlich süssen Messglühwein im Pappkelch. Und mit diesem Inox-Schraubkelch können Sie auf jedem Küchenherd Wasser in Kaffee verwandeln. Den Kaffeekelch gibt es wahlweise auch in Plastik als Filterkelch.

Wallfahrerin: Das ist mir alles etwas zu wenig christlich.

Verkäuferin: Wir haben vom Papst gesegnete Hostienchips gesalzen, mit Paprika, Herbes de Provence oder mit Zwiebel- und Knoblaucharoma.

Wallfahrerin: Haben Sie nichts, was mit der Lehre Jesu zu tun hat?

Verkäuferin: Wieso mit der Lehre Jesu? Sie wollten doch ein Andenken an den Vatikan.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Jacky kann es noch

Kulinarisches Gastspiel von Jacky Donatz im «Coco»; Diogenes-Autor Paulo Coelho wird siebzig; neues Buch von Charlotte Peter. Von Hildegard Schwaninger

Jacky Donatz kocht wieder – und alle freuen sich. Jedenfalls war das der Eindruck, als man am Sonntag ins «Coco» ging, Michel Péclards Restaurant im Zürcher Bankenviertel. Im Garten des Lokals sammelte sich die Prominenz: Laliq-Besitzer **Silvio Denz**, Ex-Fifa-Präsident **Sepp Blatter**, Ex-Botschaftergattin **Shawne Fielding** (sah in ihren superkurzen Hot Pants mit High Heels etwas gewöhnungsbedürftig aus). **Patricia Boser** war mit Kamerateam da, also war es ein Ereignis.

Jacky Donatz fühlte sich etwas vernachlässigt, seit er vom «Sonnenberg» verabschiedet worden war. Der Betreiber des Restaurants, **Freddy Burger**, machte das, nach neunzehn Jahren Zusammenarbeit, an Jackys 65. Geburtstag etwas lieblos, um nicht zu sagen miserabel. Dann ist noch Jackys Frau gestorben. Es war also eine traurige Phase, und als Michel Péclard bei **Otto Gisigers** Gastro-Round-Table im «Lakeside» die Spontidee hatte, Donatz könne einmal in der Woche bei ihm kochen, war die Sache beschlossen.

Beim Start zu diesem Sonntagsgastspiel zeigte Jacky Donatz, dass er es kann. Er tischte alle seine Trümpfe auf, die man aus seiner Zeit im «Sonnenberg» kennt. Die unvergleichlichen Mezzelune (seine Teigwarenspezialität), die Gänseleber mit Apfel und Rosinen, das Siedfleisch, die Kalbskotelette. Die Gäste staunten und genossen.

Charles Roulet war da, der Besitzer des «Baur au Lac»-Klubs. Die Villa Rosau, wo sich das Klublokal befindet, wird jetzt umgebaut, und

die heimatlosen Klubmitglieder geniessen zurzeit im «Sonnenberg» Asyl. Dort kocht der ebenfalls begnadete **Markus G. Lindner** (früher «Mesa» in Zürich, dann «The Alpina Gstaad»). Dass viele der (zum Teil betagten) Klubmitglieder noch nicht den Weg auf den Zürichberg finden, ist zurzeit noch ein Problem.

Unter den Gästen, die Jacky Donatz für seinen Einstand im «Coco» Glück wünschten, war auch **Christian Frei**, Direktor des Hotels «Ascot», sowie Juwelier **Harry Hofmann**, der sein Business kürzlich an die Söhne von Diamantenhändler **Jean-Pierre David** verkauft hat. Harry Hofmann war mit seinem Ehemann **Gian-Paolo Amsler** da.

Heute feiert **Paulo Coelho** seinen 70. Geburtstag, und der Diogenes-Verlag kann sich freuen, denn sein Starautor legt ein neues Buch vor, das am 27. September erscheint, «Der Weg des Bogens». Der Schriftsteller, der für seine Fan-Gemeinde ein Magier ist und eine Art Motivationstrainer, der sie immer wieder beschwört, niemals ihre Träume aufzugeben, nannte das 1948 erschienene Buch «Zen in der Kunst des Bogenschiessens» von **Eugen Herrigel** schon vor zwanzig Jahren das Buch, das ihn am meisten inspiriert habe. Jetzt hat Coelho, der im Bogenschiessen Gelassenheit und Ruhe findet, ein Buch zum Thema geschrieben. Es dürfte, wie alles von Coelho, ein Bestseller werden.

Ein Trost für den Diogenes-Verlag, der gerade schmerzlich hinnehmen musste, dass für



Fast verliebt

Neue Herrschaft

Von Claudia Schumacher

Meine Freundin Anouk und ich gehen beim Abendessen die Antworten zu einem Fragenkatalog durch, den ich einem gemeinsamen Bekannten geschickt habe, der sich seit langem nicht mehr bindet.

«Warum hast du Angst davor, dich auf eine Frau einzulassen?» – «Schmerz.» – «Was steht auf dem Spiel?» – «Kontrolle.» – «Was ist das Horrorszenario? «Betrogen und verlassen zu werden.» – «Kontrolle, das ist der Knackpunkt!», meint Anouk und fügt mit einem Augenzwinkern an: «Wenn du mir versprichst, dass du meinen Namen änderst und erwähnst, wie heiss ich bin und dass ich wohl bald wieder zu haben sein werde, kannst du alles in der Kolumne verwenden, was ich jetzt sage.» Abgemacht.

Anouk – 30, Anwältin – und ihr langjähriger Freund sind gerade von einer Kroatien-Reise zurück. Sie führen eine Fernbeziehung, da Anouk der Karriere wegen nach Zürich zog, während er in Hamburg blieb: als schlechtbezahlter Mitarbeiter eines nachhaltig erfolglosen Start-ups. Sie zahlt ihre Wohnung in Zürich und die Hälfte der gemeinsamen Wohnung in Hamburg, in der sie nur noch alle paar Wo-



Alle Trümpfe: Michel Péclard (l.), Jacky Donatz.



Anstoss zum Nachdenken: Charlotte Peter.



Eine Art Motivationstrainer: Paulo Coelho.

die Bücher seines langjährigen Starautors **Georges Simenon** ein neuer Verleger gefunden wurde. Der 1989 verstorbene Simenon, Erfinder des Kommissars Maigret, war fast vierzig Jahre lang mit einer Gesamtauflage von sechs Millionen Büchern ein regelrechter Goldesel für den mittelgrossen Verlag. Sein Sohn **John Simenon**, Verwalter des Erbes, verlängerte den im September 2016 ausgelaufenen Vertrag mit Diogenes nicht mehr. Er vertraut die Maigret-Bücher sowie die gesamte Simenon-Edition Daniel Kampa an, der vor zwei Monaten seinen eigenen Verlag, den Kampa-Verlag, gegründet hat. Kampa ist mit dem Werk Simenons bestens vertraut, jahrelang betreute er für Diogenes (damals noch gemeinsam mit **Daniel Keel**) die Simenon-Bücher.

Der Brasilianer Paulo Coelho, bestes Pferd im Diogenes-Stall, lebt heute mit seiner Frau, der Künstlerin **Christina Oiticica**, in Genf.

Man muss sie einfach bewundern: Die Reisejournalistin und Historikerin **Charlotte Peter** ist 94 Jahre alt und dauernd unterwegs. Und, seit sie nicht mehr bei der Zeitung ist, schreibt sie (so ungefähr) jedes Jahr ein Buch. Das nächste erscheint am 31. August: «Als das Reisen neu erfunden wurde» (Münster-Verlag). Charlotte Peter: «Mein Buch ist tolerant, fröhlich, regt oft zum Lachen an und gibt, wie ich hoffe, auch Anstoss zum Nachdenken. Ich bin ein positiver, zufriedener und versöhnlicher Mensch, habe im Osten gelernt, auch mal loszulassen und zu verzichten, das Gute zu schätzen und das Böse zu ertragen.» Buchvernissage ist am 8. September im «Lakeside» (dort heisst der neue Chef **Wolfgang Gehrig**). Und: Vorher fuhr Charlotte Peter noch kurz nach Ulaanbaatar ...

Im Internet

www.schwaningerpost.com

chen vorbeischaute. Man könnte auch sagen: Sie finanziert ihn mit. Dankbar ist er nicht.

Seit einiger Zeit legt er ein Verhalten an den Tag, das Anouk und ich auch aus anderen Beziehungen kennen und über das immer mehr Frauen unserer Generation klagen: Viele Männer pflegen heute im Privaten eine verzweifelte, geradezu lächerliche Herrschsucht. Je erfolgreicher die Frau, desto schlimmer.

«Neulich bat er mich, für ihn ein Rasierwasser zu kaufen», erzählt Anouk beispielhaft. «Er sagte, entweder dieses bestimmte oder keines.» Sie zog los, fand das Rasierwasser nicht und kaufte ihm ein ähnliches, weil er nun mal gar keines mehr hatte. Daraufhin wurde er richtig laut: «Anouk, was verstehst du nicht an «dieses oder keins», hä? Erklär's mir!» Seit geraumer Zeit versuche er, sie zum dummen Mädchen zu degradieren, bei den albernsten Banalitäten. «Neulich riss er mir das

Handy aus der Hand, als ich Flügel einchecken wollte – dabei habe ich das schon hundertmal häufiger gemacht als er!» Der Gipfel sei erreicht gewesen, als sie in Kroatien am Strand auf zwei Handtüchern nebeneinanderlagen und er jedes Mal stöhnte, wenn von ihren Bewegungen ein Sandkorn zu ihm überkam, das er sogleich pedantisch wegwischte. Dabei war er eigentlich immer der Kreative, der Lustige und Entspannte der beiden gewesen.

Ich kann Anouk nur bestätigen, dass ich diesen Mist selber leider mehr als einmal erlebt habe. Da hält sie mir die Hand ironisch zum Abklatschen hin, als hätten wir ein Spiel gewonnen, und sie sagt: «Wir holen schon ganz schön den Teufel aus ihnen heraus, nicht?» Ich zuckte lachend mit den Achseln, schlage ein und sage mit leiser Betroffenheit: «Ja, offenbar.»



Unten durch Sackgasse

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, deine Frau möchte, dass du die Garderobenleiste aufhängst, die sie in der Ikea gekauft hat. Es sind in der Packung einige Dübel und Schrauben dabei, aber das Wichtigste, die Bohrlöcher, kriegt man bei Ikea nicht mitgeliefert. Du musst jetzt also erst mal die winzige Zahl auf den Dübeln entziffern, die dir sagt, wie breit das Bohrloch sein muss. Am Fenster bei gutem Licht erkennst du, dass es eine 6 ist. Es könnte aber natürlich auch eine 9 sein. Bei der Betrachtung des Dübels kommt dir der Gedanke, dass seine Form eine gewisse Ähnlichkeit mit dem menschlichen Leben hat: Der Dübel beginnt mit einem Loch und endet in einer Sackgasse. Jetzt holst du den Werkzeugkasten aus dem Keller. Er ist schwer, denn du hast im Verlauf der Jahre viele Werkzeuge gekauft, für den Fall, dass du sie mal brauchst. Zum Beispiel einen elektronischen Messschieber, mit dem man Löcher auf den Zehntelmillimeter genau vermessen kann: Das wäre jetzt genau das Richtige, wenn die Batterie nicht leer wäre.

Du klingelst beim Nachbarn, der hat immer alles, was ihr vergessen habt einzukaufen: Butter, Öl, Milch und jetzt sogar Knopfzellen für Messschieber. Mit frischer Batterie vermisst du die Dübelöffnung, und auf dem Display steht «6,7 mm». Das ist die Art von Exaktheit, die die Menschen nur verunsichert. Musst du das Loch jetzt 6 oder 7 Millimeter breit bohren? Deine Frau sagt: «Jetzt bohrt doch einfach mal! Wir haben heute Abend Gäste! Die kommen mit Mänteln!» Du vermisst den Dübel noch mal, diesmal mit einem ganz normalen hölzernen Zollstock, der zu keinen Differenzierungen im Zehntelmillimeterbereich fähig ist, und jetzt weisst du: 6 Millimeter. Doch dann stellt sich heraus: 7 Millimeter wären besser gewesen. Denn ausgerechnet der 6-Millimeter-Bohrer fehlt im Set deiner Handbohrmaschine. Aber das bringt dich nicht aus der Ruhe. Denn bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen du handwerklich tätig warst, hast du gelernt, dass handwerkliches Arbeiten im Wesentlichen darin besteht, etwas, das man braucht, nicht zu haben – und wenn man es hat, zerbricht es oder rollt unter das Sofa.

» Fortsetzung auf Seite 72

>>> Fortsetzung von Seite 71

Also fährst du in den Baumarkt und kaufst einen 6-Millimeter-Bohrer für Beton. Zu Hause zeichnest du mit einem Bleistift, der dir zweimal aus den Händen fällt, weil es nur noch ein Stummel ist, zwei Punkte auf die Wand, wo die Löcher hinsollen. Dann setzt du den Bohrer an. Deine Frau steht neben dir und hält den Staubsaugerschlauch unter das Bohrloch, das entstehen soll. Sie stellt den Staubsauger an und sagt: «Jetzt!» Also bohrst du, aber der Bohrer rutscht ab und bohrt überhaupt nicht dort, wo die Markierung ist. Das überrascht dich nicht. Du hast noch nie in deinem Leben ein Loch in die Wand gebohrt, das genau dort war, wo du es haben wolltest.

Aber egal: «Don't look back!» Du bohrst das zweite Loch intuitiv ungefähr auf der Höhe des ersten. Deine Frau stellt den Staubsauger ab und sagt: «Das wird doch total schief!» «Kann man alles noch ausgleichen, Baby», sagst du. Frauen wollen, dass Männer beim Verdübeln einer Garderobenleiste souverän bleiben. «Geh in die Küche», sagst du, «ich erledige das hier auf meine Weise.» Du klingelst wieder, auf deine Weise, beim Nachbarn und fragst ihn, ob er Spachtelmasse hat. Wie gesagt, er hat alles. Mit der Masse spachtelst du die beiden schiefen Bohrlöcher wieder zu und markierst mit dem Bleistift zwei neue Punkte auf der Wand. Das ganze Prozedere (bohren, die schiefen Löcher zuspachteln, neue Löcher bohren) wiederholst du noch genau vier Mal, dann endlich prangen in der mittlerweile völlig durchlöchernden Wand zwei Dübellöcher, die sich halbwegs auf einer horizontalen Linie befinden. Am Abend, als die Gäste da sind, sagst du in einem Moment, in dem niemand etwas zu sagen weiss: «Übrigens: An unserer neuen Garderobenleiste könnt ihr turnen, die hält das aus!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Felsgeburt eines Gewürztraminers

Von Peter Rüedi

Die Geschichte nimmt sich aus wie ein Marketing-Gag. 2009 beschloss Willi Stürz, Kellermeister der Südtiroler Kellerei Tramin, eine besonders sorgfältig ausgelesene Partie Gewürztraminer einer Probe der besonderen Art zu unterziehen und sie nach der Abfüllung für sieben Jahre in einem 4000 Meter tiefen, stillgelegten Bergwerkstollen einzulagern. Die gleichbleibende Temperatur von 11 Grad, Dunkelheit und Ruhe sind selbstredend ideal für die Lagerung eines Weins, der tatsächlich Geduld nicht nur verträgt, sondern, auf dieser Qualitätsstufe, sogar verlangt. Wir unterdrücken die ketzerische Frage, ob sich solche Bedingungen im Zeitalter avancierter Klimaanlagen nicht auch labormässig im Talboden von Tramin herstellen liessen. Ist doch die Verlockung, einen Wein, dessen Namen mit dem Produktionsort identisch ist (auch wenn der ursprüngliche Traminer, verwandt mit dem Salvagnin, aus dem der jurassische Vin jaune entsteht, von der leicht rotbeerigen Mutation des Gewürztraminers einiges entfernt gewesen sein dürfte) – die Verlockung,

meine ich, sei verständlich, diesen Wein «nach alter Väter Sitte» und unter Aufgebot eines beträchtlichen mythischen Überbaus zu inszenieren. Gewürztraminer, ob trocken oder mit Restsüsse vinifiziert, erweisen sich, zumal wenn sie jung getrunken werden, leicht als zu üppig, um nicht zu sagen, zu fett oder ölig.

«Der durch tiefe Farbe, besonders opulentes Aroma und überaus vollen Körper gekennzeichnete Wein», vermerkt «Das Oxford Weinlexikon» richtig, «hat eigentlich nur einen Fehler – nämlich zu viel des Guten.» Wer sich mit ihm befasst, muss besonders auf eine gute Säure und in ihrer Delikatesse leicht von der Aromatik zugepowerte Mineralität achten. Dafür ist Meister Stürz (auch genannt «Mr. Tramin») der richtige Professor. Wie denn überhaupt zu diesem Auftritt, den ein Hermann Burger hätte erfinden können, zu sagen ist: «Es kann einer alles – wenn er kann.»

Am Resultat ist der Versuch zu messen, und das Resultat ist fabelhaft. Der Epokale 2009, so nennen die Traminer ihre Felsgeburt, ist mit seiner überwältigenden Aromatik (Rosenblüten, exotische Früchte, Melone, Pfirsich, Litschi, ein geballter Strauss von Kräutern, mit der durch gute Säure ausbalancierten Restsüsse) ein Gewürztraminer von einer Eleganz, wie ich ihn aus dem Elsass (nach wie vor der mondiale Hauptort der Sorte) nur von Weltmeistern wie Zind-Humbrecht und ganz wenigen andern kenne. Der Berg gebar eine Schönheit. Was freilich dem zu verdanken ist, der das Kind vor Zeiten deponiert hat. Ohne die richtigen Gene macht auch die längste Schwangerschaft keinen grossen Wein.

Kellerei Tramin: Epokale, Gewürztraminer, Spätlese 2009. 12,5 %. Cultivino, Liebefeld/Bern. Fr. 85.–. www.cultivino.ch

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–





Auto

Japan vs. Deutschland

Das neue Coupé Q60S von Infiniti ist ein Fahrzeug für Leute, denen made in Germany zu stromlinienförmig erscheint. *Von David Schnapp*

Diese Kolumne widme ich meinem hochgeschätzten Leser R. C., der mir bisweilen schreibt, wenn er der Meinung ist, Autos aus deutscher Produktion werde hier etwas zu viel Raum gewährt. Diese Woche aber beschäftigen wir uns mit einem Coupé, das bewusst als Gegenentwurf zu Artgenossen made in Germany platziert wird: Der Infiniti Q60S 3.0t ist das ideale Auto für alle, denen das Audi S5 Coupé, der AMG-Mercedes C43 oder der BMW 440i

xDrive zu stromlinienförmig sind, oder die einen Wagen fahren wollen, der anders ist als die andern.

Einstellbarer Charakter

Bei Infiniti, der Edelmarke von Nissan, haben die Designer den Mut für ein paar Linien im Erscheinungsbild mehr, zum Beispiel bei den hinteren Seitenscheiben. Der Q60 hebt sich gestalterisch klar von der deutschen Konkurrenz ab, und wenn man ihn wie bei meinem Testwagen in der Metallic-Lackierung «Dynamic Sunstone Red» (1800 Franken) bestellt, dann fällt der Q60 als sympathischer, bunter Exot im Strassenverkehr auf. Abgesehen von den Formen gibt es natürlich einen grossen Unterschied zwischen dem japanischen und dem deutschen Preismodell: Beim Infiniti ist praktisch alles im Grundpreis inbegriffen, wer das Topmodell Q60S 3.0t Sport Tech für 80 400 Franken wählt, bezahlt bloss noch für die Lackierung oder einige wenige Details einen Aufpreis. Wer sich bei Audi/

BMW/Mercedes im Online-Konfigurator umschaut, wird vermutlich schnell auf höhere Beträge kommen.

Beim Q60S sind eine variable Lenkung, ein adaptives Fahrwerk, Assistenzsysteme wie Abstandsradar oder Verkehrszeichenerkennung, eine ausgezeichnete Bose-Musikanlage mit 34 Lautsprechern und weitere fahr- und komforttechnische Vorzüge selbstverständlich. Der Doppelturbo-Benziner mit sechs Zylindern und drei Litern Hubraum treibt alle vier Räder an, brummt sonor und wirkt sehr agil. Nur 5 Sekunden vergehen von 0 bis 100 km/h, auf Pässestrassen macht das Auto einen handlichen Eindruck, auf langen Autobahnstrecken wiederum kehrt angenehme Laufruhe ein. Dafür sorgen verschiedene Fahrprogramme, die den Charakter des Wagens spürbar verändern und Lenkung, Dämpfung und Ansprechverhalten verändern. Etwas gewöhnungsbedürftig ist lediglich die fehlende mechanische Verbindung zwischen Lenkrad und Rädern, man steuert das Auto über ein digitales System namens Direct Adaptive Steering.

Zusammengefasst ist der Infiniti Q60 in seiner sportlichsten Ausführung eine gelungene Kombination aus eigenständiger Formsprache, hochstehender Technik und gerade so viel Eigenwilligkeit, dass man sich damit zwar von der Masse abhebt, ohne aber gleich in die Exzentriz abzugleiten.

Infiniti Q60S 3.0t Sport Tech

Leistung: 405 PS/298 kW
Hubraum: 2997 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 80 400.–, Testauto: Fr. 82 200.–



Brillant, auch unter der Gürtellinie

Er war einer der originellsten Werber der Geschichte und gleichzeitig der schärfste Werbekritiker. Howard Luck Gossage wäre Ende August hundert geworden.

Von Dominik Imseng

Zielgruppe. Strategie. Kampagne. Die Sprache der Werber offenbart, dass sie Krieg führen. Einen Krieg um die Aufmerksamkeit der Menschen. Einen Krieg um ihre Herzen.

In der Geschichte dieses Krieges ist Howard Luck Gossage Achill – ein mythischer Superheld und Einzelkämpfer. Vor fünfzig Jahren nahm er es mit allen auf, die zu wissen glaubten, wie man erfolgreich Werbung macht.

Sein mächtigster Feind war Rosser Reeves, Chef der riesigen Agentur Ted Bates und Vater einer Idee, von der Sie schon gehört haben: Reeves ersann die USP, die Unique Selling Proposition, die einzigartige Verkaufsbotschaft. Damit brachte er seine Überzeugung auf den Punkt, dass Werbung nur Sinn ergibt, wenn sie ein Alleinstellungsmerkmal anpreist, also etwa: «M & M's – schmelzen im Mund, nicht in der Hand.»

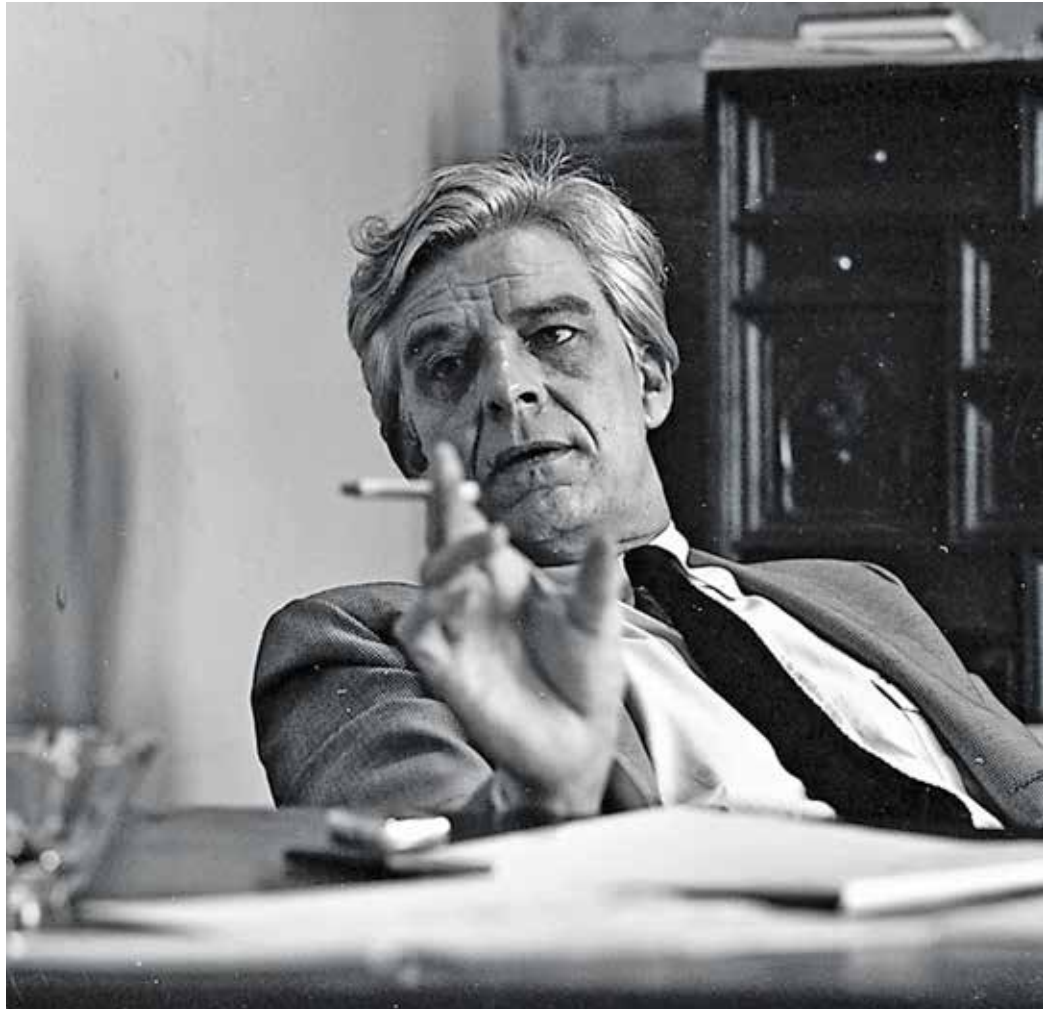
Eine berechnete Forderung. Das Problem aber war, dass Reeves' Kampagnen die jeweilige USP völlig einfallslos inszenierten. Vor allem seine TV-Spots für das Schmerzmittel Anacin taugten wegen der ständigen Betonung der «raschen, raschen, raschen» Wirkung des Medikaments als Foltermethode.

Eine Ironie, die Reeves entging. Nicht aber Howard Luck Gossage. Darum entwickelte Gossage eine Werbephilosophie, die statt auf Einfachheit auf Kreativität setzte, statt auf Wiederholung auf Charme und vor allem: statt auf Monolog auf Dialog.

Vorläufer von Facebook und Twitter

Das klassische Kommunikationsmodell der Werber in den 1960er Jahren war ja folgendes: Ein Unternehmen schaltete einen TV-Spot, den Millionen von Zuschauern garantiert sahen. Schliesslich sass die ganze Familie vor dem gerade erst gekauften Fernseher und verfolgte begierig das Geschehen auf einem der wenigen Sender, die dieser empfing – Werbung als Geiselnahme.

Das war Gossage zu einfach – und zu wenig. Statt Einweg- wollte er Mehrwegkommunikation. Die Empfänger einer Werbepost sollten auf diese reagieren, gleichsam den Ball zurückspielen können. Zwischen Unternehmen und Menschen sollte ein echter Dialog entstehen. Wenn Ihnen das wie die Grundidee für Werbung auf Facebook und Twitter erscheint, haben Sie vollkommen recht. Doch wie konnte Gossage diesen Dialog in den 1960er Jahren ermöglichen? Schliesslich gab es ja noch kein Internet.



Coupons für Kennedy: Starwerber Gossage.

Die Lösung: Gossage setzte konsequent auf Anzeigen statt auf TV-Spots, und jede seiner Anzeigen enthielt einen Coupon, den man ausschneiden, in einen Umschlag stecken und an das jeweilige Unternehmen schicken konnte. Das wäre an sich noch nichts Besonderes. Coupons gab es in der Werbung schon lange. Jeder, der etwas verkaufen wollte, bot damit den Leserinnen und Lesern die Möglichkeit, das beworbene Produkt zu ordern.

Doch Gossage nutzte Coupons auf völlig neue Art – nicht als Verkaufsinstrument, sondern als Konversationskanal. «Schreiben Sie uns doch einfach gelegentlich, wie es Ihnen geht», schlug er etwa in einer seiner Anzeigen vor.

Die übertriebene Herausstellung der (angeblichen) Vorzüge eines Produkts sucht man in seinen Texten denn auch vergeblich. Tatsächlich war Gossage gerade darum einer der erfolgreichsten Werber seiner Zeit, weil er gar nicht offensichtlich etwas verkaufen wollte.

Nehmen wir die Schlagzeile, die er für die Tankstellenkette Fina textete: «Wenn Sie die Strasse herunterfahren und Sie sehen eine Fina-Tankstelle und sie ist auf Ihrer Seite, so dass Sie keine Spitzkehre machen müssen, und es warten auch nicht sechs Autos und Sie brauchen Benzin oder sonst etwas, dann halten Sie doch bitte an.»

Wie konnte man so viel vornehme Zurückhaltung nicht lieben und das nächste Mal bei Fina tanken?

Liebling der Künstler

Nicht nur Fina profitierte von Gossages neuer Kommunikationsphilosophie. Auch für das Wissenschaftsmagazin *Scientific American* entwickelte er eine Kampagne, die mit allen Regeln der Werbung brach – und gerade darum extrem erfolgreich war.

Gossage sollte dafür sorgen, dass in der Zeitschrift mehr Fluggesellschaften Inserate schal-

teten. Normalerweise würde eine Werbeagentur jetzt eine Kampagne entwickeln, die verdeutlicht, wie reisebegeistert und einkommensstark die Leserinnen und Leser von *Scientific American* sind.

Gossage aber wählte eine völlig andere Strategie. Überzeugt, dass Werbung zu schalten kein Recht ist, das man sich erkaufte, sondern ein Privileg, das man sich verdient, fragte er sich: «Was für eine Kampagne würde nicht nur potenzielle Inserenten aus der Flugbranche ansprechen, sondern ganz allgemein die Zeitschrift *Scientific American* ins Gespräch bringen?»

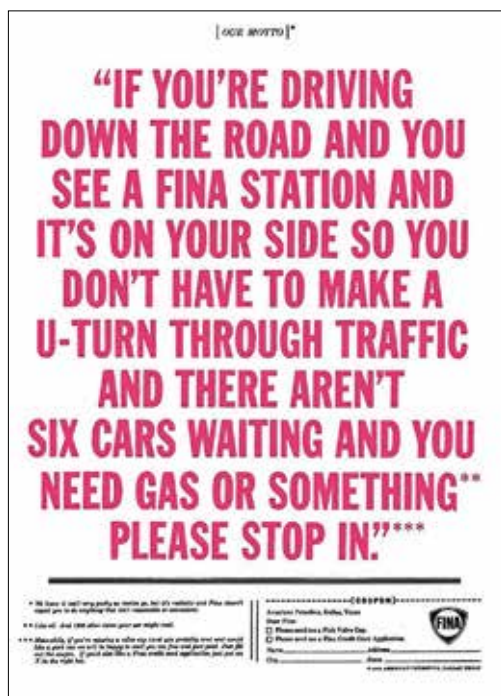
So entstand «The Great International Paper Airplane Competition» (der grosse internationale Papierflieger-Wettbewerb). Schliesslich sah ja, fand Gossage, die revolutionäre neue Concorde wie ein klassischer Papierflieger aus.

«Schreiben Sie uns doch einfach gelegentlich, wie es Ihnen geht.»

Gut möglich also, dass in einem neuen Typ Papierflieger die Zukunft der Luftfahrt steckte.

Der PR-Rummel, den der Wettbewerb auslöste, sorgte nicht nur dafür, dass etliche Fluggesellschaften *Scientific American* als Werbemedium entdeckten – die besten der Abertausenden von eingesandten Papierfliegern füllten auch die Seiten eines Buchs, das zum Bestseller wurde.

Während Gossages smarte neue Werbung die Kassen seiner Kunden zum Klingeln brachte, zog sein unkonventioneller Geist Künstler und Intellektuelle an. So schaute etwa der Schriftsteller John Steinbeck genauso regelmässig bei ihm vorbei wie der Regisseur John Huston oder der Architekt Richard Buckminster Fuller.



Smart und neu.

Ein weiterer häufiger Gast im «Firehouse» – der ehemaligen Feuerwehrration, in der sich Gossages kleine Werbeagentur befand – war der Medienphilosoph Marshall McLuhan («The medium is the message»).

Gossage hatte McLuhans Werke entdeckt, als dieser noch ein unbekannter Professor in Kanada war. Da klingelte auf einmal spät am Abend bei McLuhan das Telefon. «Wollen Sie berühmt werden?», fragte eine unbekannte Stimme. Wenig später war McLuhan dank Gossages PR-Genie einer der gefeiertsten Intellektuellen seiner Zeit.

«Tödlich, aber nicht ernsthaft»

Auch Gossage selbst dachte brillant über Medien nach, insbesondere – wen wundert's – über kommerzielle Kommunikation. Sein gerade neu aufgelegtes Buch «Ist die Werbung noch zu retten?» macht deutlich, dass Gossage nicht nur ein grossartiger Werber war, sondern auch ein grossartiger Werbekritiker. Und das zu Recht. Nur wer Werbung kritisiert, kann sie besser machen.

Dass ein Intellektueller, der zufällig auch ein Werber war, nicht nur für Tankstellen oder Fluggesellschaften die Trommel rühren mochte, leuchtet ein. Darum engagierte sich Gossage für den Sierra Club, eine der ersten amerikanischen Umweltschutzorganisationen.

In mehreren Anzeigen prangerte er den Plan der Kennedy-Administration an, den Grand Canyon für einen Staudamm zu fluten. Und da waren sie wieder, Gossages berühmte Coupons, einmal sogar gleich sieben in einer einzigen Anzeige. Die konnte man an diverse Politiker schicken, mit der Bitte, sich gegen den geplanten Staudamm zu wehren. Einer der Coupons war sogar für Kennedy selbst bestimmt.

Brillant – auch unter der Gürtellinie. Denn Gossage hat in seiner Kampagne für den Sierra Club dreist gelogen. Ein Wasserkraftwerk im Grand Canyon wäre zwar ökologisch bedenklich gewesen. Die Behauptung, eines der Wahrzeichen der USA würde dadurch im Wasser versinken, war jedoch blanker Unsinn. Der Zweck hatte die Mittel geheiligt.

Trotzdem ist Gossage der Schutzpatron all jener Werber (und es sind wenige), die mit ihrer Arbeit nicht die Intelligenz der Menschen beleidigen wollen und sich der gesellschaftlichen Verantwortung ihres Berufs bewusst sind.

«Es ist tödlich, aber nicht ernsthaft» – mit diesen Worten eröffnete Gossage 1968 seinen Nächsten, dass er unheilbar an Krebs erkrankt war. Achtzehn Monate später starb der Mann, der auch mal mit rosa Luft warb oder ein Känguru verlor, mit nur 51 Jahren an Leukämie.

Dominik Imseng ist Werber und Autor in Zürich. Von ihm erschienen die Bücher «Die Idee ist die Moral der Werbung» und «Verrückt? Ich? Warum denn?»

Blättern wie im Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Spaghetti Napoli oder bolognese mit Messer und Gabel essen? Beim Aufrollen in einem Esslöffel bleibt die gute Sauce am Schluss meist zum grossen Teil im Teller liegen. Beim Zerschneiden sorgt man von Anfang an für das gewünschte, ideale Verhältnis zwischen Pasta und Sauce.

Ulrich Wyss, Wetzikon

Spaghetti gehören gemäss Knigge zu den «schwierigen Speisen», man rollt sie nur mit der Gabel – Anfänger dürfen auch den Löffel benutzen – am Tellerrand auf. Dadurch vermischen sie sich mit der Sauce. Das bedingt die korrekte Zubereitung: Pasta wird in der Pfanne fertiggestellt, wobei zu den Teigwaren etwas vom Kochwasser sowie natürlich die Sauce kommt, dann wird alles zusammen durchgeschwenkt. Die Stärke des Kochwassers verbessert die Bindung der Sauce, sie haftet nun besser an der Pasta. Kindern unter fünf Jahren dürfen die Spaghetti mit dem Messer geschnitten werden. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wissenschaftlich erfahrene Menschen wissen: Mit passenden Studien kann man alles belegen.» *Rolf F. Oetiker*

Freie Sicht

Nr. 33 – «Die besten Gemeinden der Schweiz»; Das *Weltwoche*-Rating 2017

Im Namen aller Glarner Hinterländer möchte ich danke sagen dafür, dass Sie in der Beschreibung der Siegerin die Vorzüge der «zum Greifen nahe liegenden Glarner Berge» erwähnen. Es macht uns stolz, wenn Glarus Süd (Rang 915) mit seinem prächtigen Gebirgs Panorama am südlichen Horizont von Rüschtikon (Rang 1) wahrgenommen wird und – bei über 68 Kilometern freier Sicht – Freude bereitet, mit dem Ergebnis, die Lebens- und Wohnqualität zu steigern. Apropos Wohnraumknappheit in Rüschtikon: Bei uns wären noch Kapazitäten frei. *Werner Fischli, Diesbach Glarus Süd*

Der Rüschtliker Gemeindepräsident erwähnt, dass immer mehr Expats ihre Kinder in die öffentliche Schule schicken würden. Das trifft zu, hat aber wenig mit Integration und Qualität der Schule zu tun, sondern ist darauf zurückzuführen, dass immer weniger Arbeitgeber bereit sind, ihren in der Schweiz ohnehin grosszügig entlohnten Mitarbeitern auch noch die Ausbildung der Kinder in den internationalen Privatschulen zu finanzieren. Es ist nur zu hoffen, dass durch diesen Trend das bisher ausgezeichnete Niveau der Rüschtliker Schulen nicht gefährdet wird. *Hans P. Hunkeler, Rüschtikon*

Sand im Getriebe

Nr. 33 – «Bersets Brechstange»; René Zeller über die Rentenreform

Vom Generationenvertrag und von anderen Schlagwörtern halte ich nichts. Die Revision der AHV (Abstimmung am 24. September) betrifft die junge Generation, aber auch die Neurentner. Ich selber habe 45 Jahre in die AHV einbezahlt und für die Rentner bezahlt. Die Revision will für Neurentner eine gesicherte Finanzierung erwirken. Es war immer so, dass die Jungen für die Älteren gesorgt haben. Jetzt kommt man mit sinnlosen Schlagwörtern, die wirken wie Sand im Getriebe, und möchte nichts anderes als die Stimmbürger verunsichern.

Dino-Gerardo Lioi, Kreuzlingen

Hehres Ansinnen

Nr. 33 – «Hysterische Tierschützer»; René Zeller zum Fall Hefenhofen TG

Der «hochgekochte Einzelfall» Hefenhofen: dass ich nicht lache oder weine! – «Eigenverantwortlich handeln»: ein hehres Ansinnen, fürwahr! – «Mutmasslich nicht artgerecht» gehalten? Mein lieber Mann! – Die «aggressiven»,

fanatischen Tierschützer? Mein Gott, gäbe es nur mehr von ihnen! *Barbara Peter, Wil*

Das wäre eine gute Gelegenheit gewesen für die Tierschützer, die 93 Pferde zu übernehmen und dafür zu sorgen, dass sie artgerecht untergebracht werden. So hätten die Tierschützer Nägel mit Köpfen gemacht. Aber es ist einfacher, über die andern herzuziehen.

Walter Stettler, Binningen

Wirklich allzu krass

Nr. 33 – «Die Säuberung»; Editorial von Roger Köppel

Ihr Artikel, sehr geehrter Herr Köppel, ist mir nun wirklich allzu krass und einseitig ausgefallen. Sie schreiben von Gegenwartsterror, Korrektheitsfrömmeln et cetera. Ich bin mit Ihnen einverstanden, dass man Geschichte nicht einfach umschreiben kann. Aber kritische Neuinterpretationen sind wohl zulässig. Über die diesbezügliche Stellungnahme Trumps kann man mit guten Argumenten geteilter Meinung sein. Dass Sie sich immer so dezidiert, ja heftig für Trump einsetzen, kann ich nur schwer nachvollziehen. Der Mann hat meines Erachtens absolut keinen bildungsmässigen Tiefgang, und seine bisherigen «Taten» und Äusserungen müssten auch einem so gebildeten und intelligenten Menschen wie Ihnen zu denken geben. Ich glaube deshalb nicht, dass Sie im Innersten überzeugt sind, was Sie über Trump schreiben. Amerika hat einen besseren Präsidenten verdient. *Josef Berger, Bern*

Differenzierte Diskussion

Nr. 33 – «Energieverschwendung der Extraklasse»; Ferruccio Ferroni und Alex Reichmuth zur Ökobilanz von Elektroautos

Wissenschaftlich erfahrene Menschen wissen: Mit passenden Studien kann man alles belegen. Eine differenzierte Diskussion ist wichtig, und so sollten die Fakten die Schweiz und ihre bürgerlich-rechte Autolobby und die dösende Politik endlich aus dem Schlaf reissen. «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben», hat der weitsichtige Gorbatschow einst gesagt.

Rolf F. Oetiker, Merlischachen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14									15				16	
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25		26					
27					28						29	30		31
			32	33					34	35				
36		37					38	39					40	
41										42				
43							44					45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Deckungsgleich mit der Theokratie

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Was Wunsch, Wille und auch Worte manchmal sind. 8 Der Baum und die kleinen Katzen, die nicht kratzen. 11 Jenseits des Atlantiks ist er ein lieber Vater. 12 Eingebettet zwischen Jänzi und Arnigrat. 14 In der Vorstellung real, in der Realität aber nicht. 15 Einer der vier Pilzköpfe. 17 Sprechgesang mit Drang zu aggressivem Klang. 18 Bei solchen Lauten wird der Atemstrom eingengt. 19 Eine Franzosen geläufige Primzahl. 21 Es presiert, und damit synonym auch dies. 22 Ungebleichte Leinwand. 24 Die Fachgebiete eignen sich ebenso für Spiele. 27 Der Ausdruck ist für Amerikaner ein deutlicher Begriff. 28 Trifft auf Sophie Marceau wie Vanessa Paradis zu. 29 Angenehm, zumindest, wenn wir ans Wetter denken. 32 Mit ihm Konkurrenten hinter sich lassen. 34 Um es zu sehen, braucht es mehr als gute Augen. 36 Die einen sind ohne sie, die andern können nicht ohne sie. 38 Zurzeit wird sie einigen erschwert, gerade in den USA. 41 Was Beifall wie Streit oft sind. 42 Sie kann im Frühling oder im Herbst blühen. 43 Womit die Beendigung eines Zeitabschnitts angegeben wird. 44 Bei dieser Figur haben viele nur ein Lächeln übrig. 45 Der Gruss kommt ziemlich schwäbisch daher. 46 Sie ist für den besseren Überblick geeignet. 47 In vielen Religionen ein standhafter Bekannter.

Senkrecht — 1 Unser mütterliches Kosewort war für die Sumerer einst Gottheit. 2 Er verbindet, so sagen die Elektriker und Techniker. 3 Der Hirt aus Ungarn kennt sich besonders mit Pferden aus. 4 Südostasien: die älteste der bestehenden Hauptstädte. 5 Die Übermittlung ist auch eine Überführung. 6 Torelli, die von der Zürcher Märchenbühne. 7 Lockeres Gestein. 8 Ein Abend, typisch italienisch und konfus. 9 Schlecht, das Minus nach Abschluss, besser dann das Gegenteil. 10 Westungarische Stadt, 80 Kilometer vom Plattensee. 11 Bedenkenlos und geradewegs geradeaus. 13 Die ... d'Avignon, gleich neben dem Papstpalast in Avignon. 16 Herrscher Siziliens, 2500 Jahre ist's her. 20 Bei diesem Jass geht es um die Wurst (hier mit t). 23 Eine Wiederkehr, auf die sich Sänger und Sängerinnen freuen. 25 Wir haben sie, und sie haben/hatten sie ebenfalls. 26 James wie Martin, jene Leinwand-Legenden. 28 Der mit dem diesem sprechenden Fisch: typisch Grass. 30 Nein, kein Klon, eher eine Rekonstruktion. 31 Rhinoceros passt zu Albrecht aus Deutschland. 33 Rollbahn, Fechtbahn, Rennstrecke. 35 Die Post ist da, und dies gehörte zum Lied. 36 Handelszentrum für weisse Trüffel. 37 Einst mächtige Präsidentenfamilie. 39 Technik der Stoffmusterung, etwa in Indien. 40 Im Norden Lettlands: kleiner Fluss und kleine Stadt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 530

	C	O	L	T		Z	A	R	A	H		Y		P
	L	E	I	E	R		R		S	A	L	A	E	R
G	A	L	L	E	R	R	A	M	M	L	E	R		I
E	R	E	I	G	N	I	S		A	D	I	D	A	S
B	A	N	A	L		G		A	R	F	S			M
A			N	A	M	I	B	I	A		T	U	W	A
R		U		S	O	D	O	M		S	E	M	I	
E	T	N	A		Z		B	E	B	E		W	E	G
N	A	T	U	R	A		T	R	A	M	P	E	N	
	L	I	B	E	R	I	A		N	E	I	G	E	N
K	L	E	I	S	T		I		F	L	T	E	R	N
	E	R	N	I		F	L	O	R	E	S			W

Waagrecht — 1 COLT 5 ZARAH 11 LEIER 12 SA-LAER 14 GALLE 15 RAMMLER 16 EREIGNIS 17 ADIDAS (aus Adi und Das von Dassler) 18 BANAL 19 ARES (sera: it. f. Abend) 20 NAMIBIA 23 TUWA 27 SODOM 28 SEMI 29 ETNA (v. hinten: ante) 32 BEBE 34 WEG 35 NATURA 37 TRAMPEN 39 LIBERIA 40 NEIGEN 42 KLEIST 43 ELTERN 44 ERNI (rein) 45 FLORES (port. f. Blumen, Inselgruppe)

Senkrecht — 1 CLARA 2 OELEN 3 LILIAN 4 TEEGLAS 6 ARAS 7 ASMARA 8 HALDE 9 YARD 10 PRISMA 13 LEISTE 14 GEBAREN 15 RIGID 19 AIMER (franz. f. lieben) 21 MOZART 22 BOBTAIL 24 UMWEGE 25 WIENER 26 UNTIER 28 SEMELE 30 TALLE 31 AUBIN 33 BANER 36 RESI (Reis) 38 PITS (engl. f. Gruben) 41 NNW

Lösungswort — **PREISTRAEGER**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Die neue S-Klasse.

Feel Intelligent Drive.
www.mercedes-benz.ch/s-klasse

Mercedes-Benz
Das Beste oder nichts.

